DURCH DEN INDISCHEN ARCHIPEL

EINE KÜNSTLERFAHRT

VON

HUGO V. PEDERSEN

GER
915.4
PED

Durch den Indischen Archipel

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Durch den Indischen Archipel

Eine Künstlerfahrt

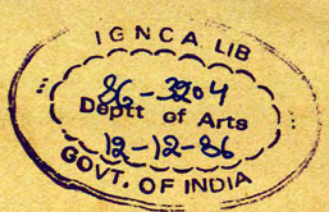
von

Hugo V. Pedersen

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1902

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Alle Rechte vorbehalten



GER
915.4
PED

Papier und Druck der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Inhalt

Seite

Vorwort des Verlags 7
Vorwort des Künſtlers 10
Einleitung 11
Von London nach Sumatra 14
Das Leben an Bord
Sumatra 25
Verhältniſſe auf Sumatra — Die Bataks — Grauenhafte Zeremonien; beſondere Sitten, Gebräuche, Fertigkeiten der Bataks und Malayen — Fremde Völkerſtämme — Das Klima — Etwas über den Regen — Ueberſchwemmungen — Cholera — Menſchenfreſſer, Gewaltthat, Mord und Aufruhr; Krieg und Friedenszeit an den Grenzen der Ziviliſation — Plantagenbrand — Elefantenfang — Affenfang — Kaffee und Pfefferplantagen; arbeitende Elefanten und Elefantenoperationen — Wettrennen in Medan — Ball bei dem Sultan von Deli — Fabeln und Anekdoten — Einiges über Schlangen — Der Krach 1891
Die Chineſen 131
Die Chineſen und etwas vom Tabakbau — Chineſiſche Theater und Spielhöllen — Chineſiſches Seelenfeſt — Chineſiſche Begräbniſſe; lebendig begraben — Ausflug nach Penang; chineſiſche Diebe; die Lepra-Inſel bei Penang
Singapore 163
Singapore — Chineſiſches Neujahrsfeſt in Singapore — Das Chettyfeſt in Singapore
Java 179
Von Singapore bis Java — Java — Der Javaner — Muſik, Geſang, Wajang und Tanz — Jagden — Javaniſche Feſte — Die Chineſen auf Java — Araber und Afrikaner — Die Regierung — Das Reiſen auf Java — Das Rampokfeſt in Blitar
Das Leben am Hofe 227
Eine Feſtſkizze aus Djokjakartas Sultanat — Das Leben im Surakarta-Kraton; wie ich Hofmaler wurde; grosses Hoffeſt — Bei Javas Bismarck — Eine javaniſche Fabel
Vulkane und Tempel 263
Vulkane — Der Papangdajan-Vulkan — Der Tankoeban Prahoe-Vulkan — Der Ausbruch des Krakatau-Vulkanes 1883 — Das Dieng-Plateau — Das Bromofeſt — Aus dem Lande der tauſend Tempel; der Borobudur-Tempel — Die Prambanan-Tempel — Wijnkoopsbaai
Varia 297
Kuriositäten; Waſſerfälle etc. — Etwas über Oſt-Java — Allerhand — Javas Groſsſtädte — Buitenzorgs botaniſcher Garten

Verzeichnis der Abbildungen

Seite

Hugo V. Pedersen 7
Hindumädchen 15
Hindubarbier 17
Typus vom Sudan 18
Hindubettler 20
Junger Kaufmann aus Bombay 21
Hindu-Schiffsbauer 22
Chriſtlicher Hindu (Bedienter) 23
Junger Mohammedaner 24
Straſsenpartie in Penang 25
Inrikiſcha-Kuli (Penang) 26
Tabakſcheune auf Sumatra 27
Afghanen auf Sumatra, Feuerlärm ſchlagend . . . 29
Chineſiſcher Waſſerträger auf Sumatra 31
Chineſiſcher Koch mit ſeinen Gerätſchaften . . . 33
Nashornvogel 34
Japaniſche Puppe 34
Verſammlungshaus der Bataks 35
Batak-Pony auf Sumatra 38
Batakdorf auf Sumatra 39
Batak 41
Batakhäuſer in den Berggegenden auf Sumatra . . 42
Dorf auf Sumatra 43
Batakamulett zum Schutze des Dorfes 45

Seite

Malaye, einen Kokosnuſsbaum erkletternd 47
Aloepflanze in Blüte 49
Kurzſtämmige Palmenart auf Sumatra 50
Hindumädchen 51
Hinduſchmuck 53
Javaniſches Meſſer und Hindugerätſchaften 54
Sikh-Typus 55
Sikh-Wächter 56
Kokosnuſspalmenkrone 57
Europäerwohnung auf den Plantagen (Sumatra) . 58
Wipfel eines alten Durianfruchtbaums 59
Chineſiſcher Inrikiſchaführer im Regen (Sumatra) . 60
Zuſammengeſtürzte Brücke (Sumatra) 61
Kronen von Urwaldbäumen auf Sumatra 63
Ochſenkarren (Transportwagen) 64
Fuhrwerk zur Perſonenbeförderung (Sumatra) . . 65
Junge Eule (Sumatra) 68
Chineſiſcher Tabakarbeiter auf dem Wege zur Arbeit (Sumatra) 69
Landſchaft auf Sumatra 71
Klingarbeiter 72
Wäſcher (Singapore) 73
Vegetation in den Berggegenden Sumatras . . . 74
Malayenwohnung auf Sumatra 75

Indira Gandhi National Centre for the Arts

	Seite
Malayenhäuſer	77
Marabu	78
Chineſiſcher Tiſchler mit ſeinen Gerätſchaften	79
Marabu	80
Malayiſcher Vogelhändler	80
Orang-Utans	81
Malayiſcher Fürſt Toenkoe Kedjorohan Seleſeh	82
Chineſiſcher Krämerladen auf dem Lande (Sumatra)	84
Brotträger (Sumatra)	85
Junger Bohnenverkäufer (Singapore)	86
Kämpfende Krokodile (Sumatra)	87
Hinduknabe	88
Hindumutter mit Kind	88
Chineſiſche Reismühle (Sumatra)	89
Kaufmannsfahrzeug auf dem Fluſſe Brantas (Java)	90
Orang-Utan (Sumatra)	90
Imboaffe	91
Orang-Utan	91
Malaye	92
Hindu-Muſikant	93
Marabu	94
Alter Chineſe	94
Klingkutſcher	95
Chineſiſcher Friſeur und Barbier (Straſenſcene von Medan, Sumatra)	99
Orang-Utan (Profil)	102
Kampf zwiſchen Foxterriers und Imboaffe (Sumatra)	103
Mutter und Tochter	105
Ein Skizzenbuchblatt mit Orang-Utans	107
Faulenzer (Singapore)	109
Junger Mann von Vorderindien	111
Blumenbehälter aus Bambus. Hausarbeit aus der Kedirigegend (Java)	112
Straſenverkäufer (Singapore)	113
Mohammedaniſcher Geldwechsler (Singapore)	114
Japanerin	115
Zaubrer und Schlangenbeſchwörer (Singapore)	117
Indiſcher Wucherer	119
Chineſiſcher Kellner (Sumatra)	121
Singhaleſe (Oberkellner)	124
Singhaleſe von Ceylon (Diamanthändler)	126
Chineſen bei der Reismahlzeit	128
Bettlerin vom Klingſtamme (Sumatra)	129
Junger chineſiſcher Kuli	133
Arbeitsgeräte eines chineſiſchen Tabakarbeiters	135
Tabaktragender chineſiſcher Arbeiter	136
Kaffeeverkäufer (Singapore)	137
Chineſiſche Theatervorſtellung in Singapore	139
Utenſilien der Opiumraucher und chineſiſche Pantoffeln	142
Chineſiſche Opiumhöhle in Singapore	145
Der im alten Stadtteil von Singapore gelegene Tempel (Vormittagsſtimmung)	149
Begräbnis eines reichen Chineſen in Singapore	153
»Ausgelitten!« Ein zuſammengebrochener Inrikiſcha-führer (Straſenſcene in Singapore)	157
Schlangenbeſchwörer und Hindutempelturm in Singapore	159
Alte Chineſenhäuſer in Singapore	165
Vor dem Hôtel Europe in Singapore nach Ankunft eines Europa-Dampfers	167
Chettys (Singapore)	170
Chineſiſches Neujahrsfeſt in Singapore (Regenwetter)	171
Tanzende Klingleute	174
Kaufmann aus Bombay (Singapore)	175
Neujahrsfeſt der Mohammedaner in Singapore	177
Chineſiſches Grab bei Batavia (Java)	181
Alte Wohnhäuſer in Batavia (Java)	183
Ruine einer mohammedaniſchen Moſchee bei Batavia	185
Alte Kanone aufſerhalb Batavias, bei der die Weiber der Eingeborenen opfern	188
Alte Grabruine bei Batavia im Mondſchein	191
Eingang zur Bergabteilung des Botaniſchen Gartens (Sindangleija, Java); im Hintergrund der Krater des Vulkans Gedeh	197
Kriegstänzer bei javaniſchen Hoffeſten. Surakarta (Mitteljava)	202
Blumenbehälter aus Bambus. Hausarbeit aus der Kedirigegend (Java)	202
Javanerin	205
Das Innere des chineſiſchen Tempels in Madion (Java)	207
Barbier (Singapore)	209
Blick auf die Reisfelder von Tjipannas bei Garoet; Königstiger	212
Tempelruine Sewu, unmittelbar bei der Tempelruine Prambahnan auf Java	219
Neujahrsprozeſſion in Surakarta	221
Waſſerfall Toentang nahe bei Salatiga (Java)	226
Javaniſcher Prinz von Djokjakarta	231
»Waterkaſtel« bei Djokjakarta (Java), Ruine eines alten Badeplatzes	235
Landſchaft bei Vendit. Badeplatz (Java)	239
Strohhut von Mitteljava (Beamtenhut)	242
Fürſtenporträts: Des Kaiſers Groſsvater	243
Fürſtenporträts: Des Kaiſers Urgroſsvater	244
Herr Defentie (einer der bedeutendſten Pflanzer von Mitteljava)	247
Herr Mudi (Hofdolmetſcher in Surakarta)	247
Der Soeſoehoenan von Surakarta	249
Fürſtenporträts: Des Kaiſers Mutter	252
Fürſtenporträts: Des Kaiſers Vater	253
Freiherr D. van Nispen (Meiſter der Freimaurerloge in Surakarta)	256
Der Reichskanzler von Surakarta	258
Der Klahkafee mit Vulkan Lamongan (Java)	265
Berg Sumbing auf Java	267
Das Dieng-Plateau	275
Tempelruinen auf dem Dieng-Plateau	277
Der Bromo in Thätigkeit; im Hintergrund der Smero	283
Ruinen aus dem Lande der tauſend Tempel	285
Arabiſcher Cambong in Surabaja	287
Ruine des Borobudur-Tempels	289
Inneres des Mentut-Tempels (Java)	291
Panorama von Salatija	294
Hafen von Probolinggo (Java)	296
Die Bezuki-Berge von Probolinggo aus geſehen	299
Handelsbarke von Surabaja	300
Sandmeer am Bromo (zwiſchen S. 300 u. 301)	
Indier (Geldwechsler)	301
Malayiſcher Schlangentöter	302
Malayenhäuschen	304

Farbige Einschaltbilder

Studienkopf (Bengalen)	Titelbild	
Frau vom Klingſtamme	zwiſchen S. 40	u. 41
Batak-Kampong (Sumatra)	„ „ 80	„ 81
Dolce far niente (Singapore)	„ „ 112	„ 113
Studie nach einem Kling	„ „ 160	„ 161
See an einem Vulkan (Dieng-Plateau — Java)	zwiſchen S. 200	u. 201
In fröhlicher Laune (Bettler vom Sikhſtamme)	„ „ 240	„ 241
Tanzende Klingkinder	„ „ 272	„ 273

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Vorwort des Verlags

Welche Künſtlerſeele lieſse ſich nicht oft und gern von ihrer Phantaſie in fremde Lande entführen, in Lande wie das myſtiſche, ſagenreiche Indien und die ferne Heimat der Feueranbeter! Wie wenigen indeſſen, wie betrübend wenigen Künſtlern iſt es gegönnt, dieſe fremde Welt in Wirklichkeit zu ſchauen! Mangel an Geldmitteln, die Sprache, das Klima — alles legt ſich als unüberwindliches Hindernis in den Weg, und ziehen wir ſelbſt die wenigen in Betracht, die ſo glücklich waren, jenen Wunderländern nahe zu rücken — wie vielen gelang es wohl, ein wirklich künſtleriſch bedeutendes Reſultat von dort heimzubringen, wie viele blieben „lange genug“ aus und kehrten dann heim in ungebrochener Geſundheit, von dem Fieber und den Einflüſſen des ungewohnten verheerenden Klimas verſchont und mit einer Ausbeute an thatſächlichen Ergebniſſen! — Der Künſtler, deſſen Werk wir hiermit dem Publikum übergeben, erſcheint uns als ein Typus einer jener wenigen glücklichen Ausnahmen. Geſund, kräftig, mit künſtleriſchem Können, Willenskraft, einem guten Teil von Humor und — last not least — einem ganz ungewöhnlichen Glück ausgeſtattet, hat er kürzlich eine faſt fünfjährige Reiſe in den herrlichſten und intereſſanteſten Ländern beendet und mit glücklichem Griff ein ſelten groſses und bedeutendes Material geſammelt. Wir glauben dem deutſchen Publikum eine Freude zu bereiten, wenn wir es ihm hiermit in einer ſchmucken Ausgabe zugänglich machen.

Hugo V. Pedersen

Ehe jedoch der Leſer ſich auf die weite Reiſe begiebt, deren Führerſchaft der Künſtler in ſeinen herrlichen Illuſtrationen

Indira Gandhi National Centre for the Arts

und in dem begleitenden Text ſelbſt übernimmt, wollen wir ihm den Künſtler vorſtellen und ſeinem photographiſchen Porträt einige biographiſche Notizen beifügen.

Hugo V. Pedersen wurde 1870 in Kopenhagen als Sohn wohlhabender Bürgersleute geboren, die die nötigen Geldopfer für den Sohn zu bringen im ſtande waren, um ihm nach ungewöhnlich früher Abſolvierung der Schule und der Akademie ſeine Künſtlerlaufbahn zu ermöglichen. Nachdem er ſeine Ausbildung als Maler bei einem der gröſsten Meiſter Kopenhagens vollendet und für das Geſellenſtück, mit dem er ſich nach Schluſs der Lehrzeit eingefunden, eine erſte Medaille erhalten hatte, nahm er ſchon das Jahr darauf, als Achtzehnjähriger, an dem jährlichen „Salon“ Kopenhagens, Charlottenborg Udstillingen, als Ausſteller teil. Bald wurde man auf ſeinen flotten Stift aufmerkſam, aber die vielen Aufträge zu verſchiedenartigen Illuſtrationsarbeiten, die man ihm übertrug, ſpornten nur ſeinen Ehrgeiz an. Kaum 19 Jahre alt, entſchloſs er ſich, nach Deutſchland zu gehen, woſelbſt er, kurze Beſuche im Heimatlande abgerechnet, faſt 7 Jahre lang Aufenthalt nahm. Er lebte zumeiſt in Berlin, Leipzig und Nürnberg, dann auch in Tirol und fand überall eine Fülle intereſſanter Aufgaben; hauptſächlich waren es die groſsen lithographiſchen Kunſtanſtalten, die die ſorgfältigen Zeichnungen des jungen Künſtlers verwerteten. Während eines Aufenthalts in London traf er mit einem älteren Bruder zuſammen, der ſeit vielen Jahren als Leiter der Plantagen einer groſsen engliſchen Geſellſchaft in Sumatra thätig war, und reſolut wie immer entſchloſs ſich der Künſtler, dem Bruder in deſſen zweite Heimat zu folgen, um ſeine Skizzenbücher mit all den maleriſchen Motiven und Volkstypen zu füllen, die dort in ſo reichlicher Menge vorhanden ſein muſsten.

Dieſe Reiſe wurde zum Wendepunkt im Leben unſers jungen Künſtlers. Das Glück ſtand dem Kühnen zur Seite, und künſtleriſche Siege fielen wie reife Früchte in den Turban des Glücklichen; einige raſch improviſierte kleine Kunſtauktionen brachten die nötigen Tauſende herein, während Konſuln und andre hohe Regierungsbeamte mit den groſsen Plantagenbeſitzern und den Eingeborenen um die Wette dem anſpruchsloſen jungen Künſtler behilflich waren. Bald hatte er feſten Fuſs gefaſst, die Preſſe des Landes unterſtützte ihn, bis zuletzt der Generalgouverneur von Niederländiſch-Indien ſelbſt ihm ſeine Förderung und Hilfe angedeihen lieſs und ihm durch Empfehlungen manchen Hof, der ihm bis dahin verſchloſſen geweſen war, eröffnete.

Nach einem intereſſanten Aufenthalt in Sumatra lieſs Pedersen ſich längere Zeit in Singapore und Penang nieder, den beiden engliſchen Kolonien, die wohl die prächtigſte Gelegenheit zum Studium der mannigfaltigen morgenländiſchen Volkstypen bieten. Mit einer ungemein reichen Ausbeute intereſſanter Zeichnungen begab ſich der Künſtler von hier nach Java, „dem Paradieſe des Oſtens“, oder wie ein begeiſterter amerikaniſcher Schriftſteller ſeinerzeit es taufte, „der ſchönſten Perle der niederländiſch-kolonialen Krone“. Hier verlebte Pedersen zwei volle Jahre, die er als den Höhepunkt ſeiner Reiſe, als die ſchönſte Zeit ſeines Lebens betrachtet. Er bereiſte die ganze Inſel kreuz und quer und zeichnete und malte alles, was die weltberühmten Tempel, die Vulkane und das bunte Volksleben dieſer Inſel ihm an prächtigen Motiven boten. Dank dem mächtigen Einfluſſe des Generalgouverneurs öffneten ihm ſelbſt die Fürſtenpaläſte im Herzen von Java, ſowohl der Sultan als der Soeſoehoenan (Kaiſer), gaſtfrei ihre Pforten und gaben unſerm Künſtler Gelegenheit, den eigentümlichen und höchſt intereſſanten Hofſtaat, der nicht nur zur Zeit der nun gebrochenen Deſpotenmacht, ſondern auch jetzt noch jedem Fremden ein feſſelndes Bild darſtellt, eingehend kennen zu lernen und in Wort und Bild wiederzugeben. Auch innerhalb der Palaſtmauern gewann Pedersen ſich raſch Freunde, und er empfing den ehrenvollen Auftrag, ein groſses

Indira Gandhi National Centre for the Arts

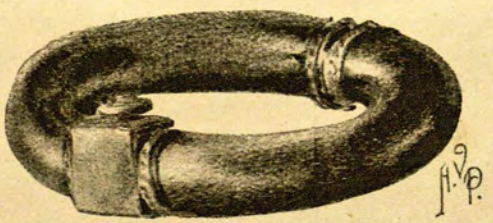
Porträt des erſten Fürſten der Eingeborenen, des Soesoehoenan von Surakarta, zu malen, das als Ausdruck der Loyalität Ihrer Majeſtät der Königin von Holland zu deren damals bevorſtehendem Krönungsfeſte überſandt werden ſollte. Daſs dieſes Bild zur Zufriedenheit des Auftraggebers ausfiel, beweiſt der Umſtand, daſs Pedersen 7 Monate am Hofe verblieb und während dieſer Zeit ausſchlieſslich damit beſchäftigt war, die Familie des Fürſten im Bilde zu verewigen.

Durch mannigfaltige fürſtliche Gunſtbezeigungen und durch ein Honorar von 27 000 Mark für ſeine ſiebenmonatliche Thätigkeit belohnt, verlieſs Pedersen dieſen Hof, um „das Land des weiſsen Elefanten“, Siam, zu beſuchen; auch hier ſtand das Glück dem Künſtler zur Seite: er gewann bei ſeinem Beſuche bei Hofe die Gunſt des Königs Khulalongkorn, die ihm bei ſeinen Studien des ſiameſiſchen Volkslebens weſentlich zu ſtatten kam.

Die Frucht ſeines Beſuches in Siam beſteht jedoch in erſter Linie in einer groſsen Anzahl Studien nach dem ungemein intereſſanten Tempel »Wats« in Bangkok, in der Nähe des Königspalaſtes und der Stadt.

Indeſſen veranlaſste eine durch das aufreibende Klima in Siam hervorgerufene Erſchlaffung, zu der eine leicht erklärliche Sehnſucht nach den im Vaterlande zurückgelaſſenen Lieben trat, den Künſtler, jenen Ländern, die ihm ſo gaſtfrei ihre reichen Schätze eröffnet, Valet zu ſagen. Er kehrte in ſeine Heimat zurück, um ihr von dieſen Schätzen mitzuteilen — dankbar freudigen Herzens und ſehnſuchtsvoll eingedenk der herrlichen Pracht und Schönheit der Märchenländer des Orients.

Deutsche Verlags-Anstalt.



Indira Gandhi National Centre for the Arts

Vorwort des Künſtlers

Nachdem die Deutſche Verlags-Anſtalt mich mit der Aufforderung beehrt hat, den Text zu meinen Bildern in folgendem Buch ſelbſt zu ſchreiben, halte ich es für meine Pflicht, den geehrten Leſer hierbei um freundliche Nachſicht zu bitten. Er möge nicht vergeſſen, daſs dieſes Buch durchaus nicht den Anſpruch macht, als ein wiſſenſchaftliches oder hiſtoriſches Werk zu gelten, ſondern daſs es nichts andres ſein will, als das „Allerlei“ eines fröhlichen Künſtlers, die zwangloſe Schilderung einer unvergeſslichen Wanderfahrt in fremdem Lande. In der Hoffnung auf dieſe einem Amateur-Schriftſteller gegenüber zu übende Nachſicht übergebe ich freudig meine fünfjährigen Erlebniſſe dem Publikum und will nur noch mit Erlaubnis des Verlages den Anlaſs benützen, allen ohne Ausnahme — Hoheiten und Geringen, Farbigen und Weiſsen — die mir auf meiner Reiſe mit Rat und That beigeſtanden haben, ein herzliches „Schönen Dank für alle Hilfe!“ und „Auf Wiederſehen!“ zuzurufen.

Hugo V. Pedersen.

Khvn, 12. Dezember 1901.

Einleitung

Ja, wenn Sie behaupten, daſs es von ſo groſsem Intereſſe für Sie iſt, dieſen Abſchnitt aus meinem Lebensroman — ſicherlich den ernſteſten — von mir ſelbſt erzählen zu hören, dann will ich Ihren Wunſch erfüllen, obwohl es mir noch heute, nach Verlauf von 18 Jahren, ſchmerzlich iſt, daran zurückzudenken."

Der ſo ſprach, war ein ſtattlicher Sechziger, der richtige Typus eines deutſchen Oberſten.

Wir ſetzten uns bequem in dem in orientaliſchem Stile herrlich ausgeſtatteten Rauchzimmer zurecht, von deſſen offener Glasveranda aus wir einen prächtigen Ausblick über die Alſter genoſſen.

Ehe mein liebenswürdiger Wirt ſeine Erzählung beginnt, muſs ich ihn jedoch mit einigen Worten dem geehrten Leſer vorſtellen.

Herr L., ein Mann, deſſen Lebensſchickſale ſich wie ein Roman anhören, hatte ſich zurzeit in Hamburg niedergelaſſen, um sein bewegtes Leben in Ruhe und Frieden in ſeiner Geburtsſtadt zu beſchlieſsen. Er war Matrose, dann Schiffskapitän, dann Pflanzer, dann wieder Kapitän geweſen; noch heute nennt man ihn unter den romantiſchſten Erſcheinungen Indiens, und es giebt kaum jemand, dem mit gröſserem Recht das Vermögen zu gönnen wäre, das ihm nun ein ſorgenfreies Alter gewährt. Strebſam wie wenige, ſetzte er ſeine ganze Kraft daran, ſich von einem kleinen Pflanzer, der über nur vier Arbeiter verfügte, zu einem der gröſsten des Landes aufzuſchwingen. Mein Bruder hatte während ſeines Aufenthaltes auf Sumatra die Bekanntſchaft dieſes intereſſanten Mannes gemacht und nahm mit Vergnügen Anlaſs, während unſrer kurzen Anweſenheit in Hamburg — wir hatten uns, von London aus die Reiſe nach dem fernen Inſelreich antretend, vorerſt nach Hamburg gewandt, woſelbſt mein Bruder geſchäftlich zu thun hatte — den ehemaligen Pflanzer in ſeiner Villa aufzuſuchen.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Wir waren so glücklich, ihn anzutreffen, und lauschten gespannt der anziehenden Erzählung, die besonders mich in der Vorausicht, jene fremde Welt bald selbst kennen zu lernen, lebhaft interessierte.

— — »Zu jener Zeit hatte man auf Sumatra viel mit Volksstämmen von gefährlicher Rasse zu schaffen, wie es z. B. die Alas und Gajoes waren — Männer, bei denen das Messer allezeit besonders lose gesessen. Damals natürlich noch weit mehr als heutzutage, wo die Rechtspflege eine ganz andre ist.

»Ich war zu jener Zeit verheiratet und wohnte mit meinen drei kleinen Kindern, meiner Frau und deren Bruder in einem der damals gebräuchlichen, einige Ellen über der Erde auf Pfählen erbauten Pflanzerhäuser mit einer sehr grosen Veranda vorn und einer kleineren rückwärts.

»Es hatten seit längerer Zeit Unruhen geherrscht, aber ich legte ihnen um so weniger irgend ein besonderes Gewicht bei, als Zufriedenheit bei diesen Volksstämmen zu den gröfsten Seltenheiten gehört.

»Wir hatten an jenem Abend den Besuch eines der Assistenten auf meiner Plantage und nahmen eben auf der Veranda Platz, als wir plötzlich das Haus von etwa einem halben Hundert misvergnügter Gesellen umringt sahen, die sich herangeschlichen hatten und nun die Veranda stürmten. Während die schreienden unheimlichen Gäste — alle mit ellenlangen Messern versehen — von mehreren Seiten zugleich im Nu in das Haus eindrangen, gelang es meiner entsetzten Frau mit Hilfe des Assistenten, sich durch das eine unbewachte Fenster in den naheliegenden Stall zu retten.

»Einstweilen wurde auf der Veranda, wo sich mein Schwager heldenmütig gegen die gewaltige Uebermacht wehrte, ein Kampf auf Leben und Tod gekämpft. Ich selbst erhielt einen fürchterlichen Messerhieb über die linke Hüfte, stürmte in mein Zimmer, um einen Revolver zu ergreifen, und rettete mich von hier, hauptsächlich durch die List eines treuen chinesischen Dieners, durch einen Ausgang ins Freie, wo ich unter dem hohen Lalanggrase Schutz suchte.

»Die Wütenden, die endlich meinen Schwager bezwungen hatten — der Unglückliche fiel mit 16 Messerstichen im Leib leblos zu Boden — drangen nun in das Haus, wohin meine Gattin, von den Stimmen der Kinder gerufen, inzwischen zurückgekehrt war, um die Unholde um Schonung für ihre drei Kleinen anzuflehen. Die rohen Bestien töteten erbarmungslos zuerst die Mutter und warfen sich dann auf die beiden Kleinsten, die denselben schrecklichen Tod fanden. Nachdem sie die abgeschlagenen Köpfe der Kinder auf die Leiche der Mutter geworfen hatten, verliesen sie das Haus, um mich zu suchen. Doch das Schicksal meinte es gut mit mir. Das hohe Lalanggras, das sie die Kreuz und

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Quere durchſtöberten und ſodann anzündeten, entzog mich und mein älteſtes Kind den Blicken der Mörder, und wie Sie ſehen, leben wir beide hier ruhig und friedlich zuſammen mit unſern Erinnerungen. Sie müſſen nun, junger Mann, allerdings nicht hiernach das jetzige Leben in Indien beurteilen, das wohl nur ſelten in ähnliche Greuel ausartet; aber wie geſagt: war ich auch ſo weit vom Glück begünſtigt, mir da drauſsen ein Vermögen zu erwerben, ſo habe ich doch auch sehr bittere Erinnerungen an die Inſel, die Sie zu beſuchen gedenken.«

Nachdem mein Wunſch, dieſen Mann zu ſehen und zu ſprechen, erfüllt war, verlieſsen wir tags darauf Hamburg, um uns von Londons Hafen aus einzuſchiffen. Trotz der vorzüglichen Hamburger und Bremer Linien zwangen uns nämlich unabänderliche Verabredungen, mit dem bekannten P. & O.-Geſellſchaftsdampfer von London aus abzureiſen.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Von London nach Sumatra

Das Leben an Bord

Wir nehmen von London Abſchied, und unſer Wagen rollt auf Liverpool Street Station ein, von wo der kleine, raſche Extrazug uns in wenigen Stunden zu den Tillbury Docks bringt. Bei prächtigem Wetter beſteigen wir die Fähre, und ſogleich ſteuert ſie dem engliſchen Poſtdampfer »Ballarat« zu, deſſen feingebauter, langgeſtreckter Rumpf ſich gegen den Horizont abzeichnet. Im Verlaufe weniger Minuten ſind wir an Bord. Der erſte Anblick, der ſich uns am Deck bietet, iſt eine Reihe von Matroſen, hauptſächlich Inder, deren ſchokoladefarbener Teint ſtark mit den blauen Bluſen und roten Turbanen kontraſtiert, und an der Brücke, die die Verbindung zwiſchen der Fähre und dem Schiffe herſtellt, begrüſst uns das Willkommen des liebenswürdigen engliſchen Kapitäns und ſeines dort verſammelten Stabes von Schiffsoffizieren. Bald darauf wird das Signal zur Abfahrt gegeben, und in raſcher Fahrt gleiten wir aus der Themſe. Es iſt ein prächtiges Schiff, das uns unſerm fernen Ziele entgegenführt, ein Fahrzeug, mit all dem Komfort und Luxus ausgeſtattet, den unsre Zeit nur zu bieten vermag. Allein ich enthalte mich jeder näheren Schilderung; ſind ja doch die prächtigen groſsen engliſchen und deutſchen Ozeandampfer oft genug beſchrieben worden.

Dagegen läſst ſich ſo manches über das tägliche Leben in ſolch einem ſchwimmenden Hotel berichten. Um ſieben Uhr morgens wird die erſte Mahlzeit, beſtehend aus Thee, Brot, Butter und Melonen, ſerviert. Drei Stunden ſpäter läutet die Frühſtücksglocke; man hat unter zehn bis zwölf zum Teil warmen Gerichten die Wahl, die abermals mit Thee gereicht werden; zu dieſer Mahlzeit ein andres Getränk, wie zum Beiſpiel Wein, Bier oder Spirituoſen zu nehmen, würde von den Engländern, die ſich in überwiegender Anzahl an Bord befinden, als ein Verſtoſs gegen den guten Ton betrachtet werden. Um ein Uhr geht es

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Hindumädchen

Indirà Gandhi National
Centre for the Arts

zu dem wohl ein Dutzend Gerichte umfaſſenden Lunch, bei dem eine Flaſche Bier oder Wein geſtattet iſt. Um halb sieben Uhr endlich wird das Mittagmahl genommen, wobei alles, Herren wie Damen, in voller Toilette erſcheint. Wehe dem Ausländer, der ſich nicht in korrektem Geſellſchaftsanzug einfindet! Der Vermeſſene, der solches wagen würde, wäre während der ganzen Reiſe der allgemeinen Verachtung preisgegeben.

Die Damen erſcheinen in dekollettierten Seidentoiletten, oft mit langen Schleppen und koſtbarem Schmuck. Nach dem Diner findet in der Regel eine kleine Unterhaltung statt: Vorleſung, Geſang, Spiel, zu Zeiten ein Tänzchen. Um elf Uhr ziehen ſich die meiſten zurück. Daſs es indeſſen trotz des ziemlich ſteifen engliſchen Tones an Bord nicht an sehr humoriſtiſchen Epiſoden fehlt, zeigt folgender kleiner Vorfall recht deutlich: An Bord befindet ſich unter andern eine engliſche Miss, eben kein Kind mehr, über die ein junger Ingenieur das Urteil fällt: »Schön iſt ſie nicht, aber ſingen thut ſie gräſslich.« — Wie dem nun auch ſein mag, eine zimperlichere und geziertere Dame giebt es an Bord kaum, und die Folge iſt, daſs ſie ſich zu verſchiedenen Gelegenheiten allerlei von den jüngeren Herren arrangierte Späſse gefallen laſſen muſs. Dieſe Scherze kulminieren eines Abends in einem argen Schabernack: der luſtige, allerdings auch ein wenig boshafte Ingenieur, der ſich vorher durch vorſichtige Information vergewiſſert hatte, daſs die Kajüte obgenannter Jungfrau danach beſchaffen ſei, ſeinem Anſchlage ein fröhliches Gelingen zu verheiſsen, läſst ſich zum groſsen Gaudium der am Deck verſammelten Herren an jenem Abende über die Reeling hinab, befeſtigt mit Blitzesſchnelle eine Angelſchnur an der Bettdecke der in ſüſsem Schlummer ruhenden Dame, was ihm ohne Schwierigkeit gelingt, und nun wird unter ſtürmiſchem Jubel von ſeiten der auf Deck verſammelten Jugend die Bettdecke durch das offenſtehende Fenſter an Deck hinaufgezogen — ſicherlich zur groſsen Ueberraſchung der erwachenden und wohl nicht wenig verſchämten Lady.

Hindubarbier

Selbſtverſtändlich hatte man nicht die Erlaubnis des Kapitäns zu dieſem Scherz eingeholt, und die prüde Engländerin hütete ſich wohl, über eine ſo delikate Sache Klage zu führen; aber liebenswürdig waren die Blicke eben nicht, mit denen ſie beim nächſten Frühſtück die jungen Männer der Geſellſchaft regalierte.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

So verſtreicht Tag um Tag, und wir paſſieren einſtweilen die Küſten Hollands, Frankreichs, Portugals und Spaniens, ſegeln an dem maleriſchen Kap Vincent vorbei und erreichen nun die Straſse von Gibraltar. Der halb von Wolken verhüllte Mond läſst uns den pittoresken Anblick nur halb genieſsen. Aber während wir uns dem Einlaufe nähern, ſteigen von der Kommandobrücke prachtvolle Signalraketen auf, bei deren Schein wir uns überzeugen, daſs die mächtige Kanone noch immer von der höchſten Zinne der maleriſchen Felſengruppe aufragt. Die Stadt nimmt ſich vortrefflich aus; ſie liegt ſteil an dem Felsabhang, und die kleinen Häuſer und unzähligen Straſsenlaternen ergieſsen Tauſende von Lichtern hinaus in die Nacht.

Typus vom Sudan

Nachdem wir einige ſpaniſche Weingroſshändler ans Land geſetzt und dafür einen kleinen Portugieſen eingetauſcht haben, ſteuern wir, den Atlantiſchen Ozean hinter uns laſſend, durch die Meerenge.

Schon am nächſten Morgen empfangen wir den Beſuch der munteren Mittelmeerdelphine, die ſich in groſsen Scharen um unſer Schiff tummeln.

Um die ſechſte Morgenſtunde des nächſten Tages ſchreckt uns der Lärm von Signalen und ein ſtarkes Glockenläuten aus unſerm ruhigen Schlummer. Was kann das ſein? Iſt ein Unglück geſchehen? Sind wir aufgefahren oder gar mit einem andern Schiff zuſammengeſtoſsen? Im Nu ſind wir aus den Kajüten und ſtürzen Hals über Kopf aufs Deck hinauf; hier beruhigen wir uns jedoch raſch beim Anblick der gefaſsten Haltung der Mannſchaft; es handelt ſich nur um eine

Indira Gandhi National Centre for the Arts

kleine »Probe«. Die ganze Mannſchaft hat ausrücken müſſen, ſogar die vielen Maſchiniſten, Köche, Barbiere ſind zur Stelle. Alle Mann haben Schwimmgürtel angelegt, und die Rettungsboote werden mit groſser Schnelligkeit und Präziſion klargemacht. Dann iſt die Probe vorüber, und jeder kann zu ſeiner Arbeit zurückkehren. Es hat ſich gezeigt, daſs alles in guter Ordnung iſt, falls der Ruf »Das Schiff brennt« im Ernſt ertönen ſollte.

Wieder vergehen einige Tage. Wir paſſieren Afrikas ſchöne Küſte, das maleriſche Algier und die Inſel Malta, in deren Hafen wir anlegen. Das Schiff muſs hier in Dock gehen, da es eine Schraubenſchaufel verloren hat, und wir haben hierdurch willkommenen Anlaſs, die prächtige Inſel, die allerorten das Gepräge ihrer Glanzperiode, der Zeit der Malteſerritter, trägt, des näheren zu beſichtigen, wobei uns das Glück noch ſo weit begünſtigt, daſs wir eben an jenem Tage einem groſsen Gedenkfeſte, abgehalten zur Erinnerung an den Sturz der Türkenherrſchaft durch die Malteſerritter, beizuwohnen Gelegenheit haben.

Bei unſrer Abfahrt wiederholt ſich daſſelbe lebendige Schauſpiel, das ſich bei unſrer Ankunft entwickelte: unſer Schiff iſt umringt von Hunderten von Booten, aus denen rührige Handelsleute mit einer Unverdroſſenheit, die allem ſpottet, was ich bis dahin erlebt, ihre Waren: malteſiſche Spitzenarbeiten, Silberfiligran und ſeltene Kanarienvögel, zum Verkaufe feilbieten. Was übrigens die Spitzen betrifft, ſo werden dieſe prächtigen Arbeiten faſt ausnahmelos von jedem Fremden gekauft, da ſie um auſserordentlich billigen Preis, um ein Drittel des Betrages, den man anderwärts dafür bezahlen muſs, zu haben ſind. Unter dem ohrenzerreiſsenden Rufen und Schreien der Händler, die ihre Anſtrengungen ſelbſt dann nicht aufgeben, wenn wir ſchon »unter Dampf« ſind, fahren wir ab in dem ſchönen Bewuſstſein, vorläufig des »Geſchraubtwerdens« los zu ſein.

Von nun an beginnt die Hitze ein wenig läſtig zu werden, und das Leben an Bord erhält infolgedeſſen ein etwas verändertes Gepräge. Ueberall werden doppelte Sonnenſegel ausgeſpannt. Sowohl auf dem Deck als auch vor jedem einzelnen Kajütenfenſter ſind Windfänge aufgeſtellt, die Schiffsoffiziere und männlichen Paſſagiere erſcheinen in leichten weiſsen Anzügen mit dünnen Seidenſchärpen um den Leib und Stanleyhüten mit Schleiern, und die Damen hüllen ſich in lichte, luftige, florähnliche Stoffe. Ueber den Speiſetiſchen ſind lange, ſehr praktiſche Fächer angebracht, die während der Mahlzeiten durch ein ſinnreiches Schnurſyſtem von einer Anzahl Diener in entſprechend raſche Bewegung gebracht werden. Dieſelbe Art Fächer wird, nebenbei bemerkt, in Indien überall verwendet und war auch in der letzten indiſchen Ausſtellung in London in Thätigkeit, wo ſie verdientes Aufſehen erregte. Ich mache mit Abſicht auf dieſe

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Fächer aufmerkſam, die auch bei uns daheim während der Hundstage ihre Miſſion wohl erfüllen würden. Wir fahren an Sizilien vorbei, paſſieren einige kleine Inſeln und die italieniſchen Küſten und legen in dem Hafen von Brindiſi an, wo wir zu unſrer Freude die Poſt mit vielen Briefen aus der Heimat und allen zuletzt angelangten Tageszeitungen vorfinden.

Dann folgen fünf Tage bei ſtark erregter See, bis wir Port Said erreichen. Wiederum ſind wir hier Gegenſtand eines unglaublichen Ansturms von seiten geſchäftiger Händler. Hunderte von Arabern und Eingeborenen in maleriſchen Koſtümen umringen trotz der ſpäten Abendſtunde — es geht ſchon auf Mitternacht — unſer Schiff. Da auf einmal nähern ſich mitten unter den andern kleinen Booten zwei mächtige, von einer Menge primitiver Fackeln erleuchtete Flöſſe mit einer Beſatzung von mehreren Hunderten ſchwarzer und brauner halbnackter Geſchöpfe, die, einen eigentümlich monotonen Refrain heulend und brüllend, langſam ihre Fahrzeuge in der Richtung gegen uns weiterbugſieren. Je näher ſie kommen, deſto lauter gellt ihr unverſtändliches Geſchrei, das ſie mit tollen Sprüngen und Tänzen und den ſeltſamſten Verrenkungen der ſchwarzbraunen Körper begleiten. An unſer Schiff herangekommen, werfen ſie behende einige dünne Bretter auf die Reeling unſers Dampfers hinüber, klettern ungeachtet der ſchroffen Steigung wie Katzen dieſen improviſierten Landungsſteg hinauf und ſpringen zu uns an Bord. Und nun ent-

Hindubettler

Indira Gandhi National Centre for the Arts

puppen ſich dieſe recht ungemütlich ausſehenden Geſtalten als — Kohlenarbeiter, die unſer Schiff mit einem gröſseren Kohlenvorrat zu verſehen haben. Im Nu iſt er in den Maſchinenraum unſers Dampfers entleert. Während dieſes Prozeſſes hüllt ſich das ganze Schiff in mächtige Kohlenſtaubwolken, die ſämtliche Paſſagiere in eiligſte Flucht treiben; die meiſten, darunter auch ich, benutzen die Gelegenheit, dem Lande einen kleinen Beſuch abzuſtatten.

Ich will mich bei Port Saids Herrlichkeiten nicht weiter aufhalten, ſondern nur als Kurioſum eine merkwürdige Idee der kleinen Araberjungen notieren. Dieſe halbwüchſigen Burſchen, die es ſich überall in der Stadt angelegen ſein laſſen, den Fremden auf eine ungemein beharrliche Art ihre Eſel zur leihweiſen Benutzung anzubieten, haben den überraſchenden Einfall, ſie mit den Namen bekannter Staatsmänner zu taufen. Unaufhörlich ertönen die Rufe: »Bismarck-Eſel, Sir! Bismarck-Eſel, Sir!« untermiſcht mit andern, leichtſinnigeren, auch unverſtändlichen Titulierungen, wie »Taratabum-Eſel« und andern.

Junger Kaufmann aus Bombay

Wir ſteuern durch den Suezkanal, eine ſchmale Straſse, eben breit genug, das Paſſieren zweier Schiffe nebeneinander zu geſtatten. Zu beiden Seiten trifft unſer Blick auf unendliche Wüſten und maleriſche Karawanen, die getreulich den Ufern des Kanals folgen. Wenn die Sonne den Wüſtenſand durchglüht, dann ſtrömt eine ungeheure Hitze auf den ſchmalen Waſſerweg aus, auf dem überdies die Schiffe nur ſehr langſam fahren können. Die Paſſagiere ſchlafen ſelbſtverſtändlich auf dem von Sonnenſegeln geſchützten Deck — der Aufenthalt in den Kajüten iſt ganz unerträglich —, aber ſelbſt hier ſteigt die Temperatur bis zu 95° Fahrenheit. Dieſe Hitze iſt allerdings noch nichts im Vergleich zu der Temperatur in den Räumen, in denen die Maſchiniſten und Heizer ſich aufhalten. Auf der 4½—5 tägigen Fahrt durch das Rote Meer erliegt ein Heizer der ſtetig noch ſteigenden Hitze. Die übrigen ſind faſt ausnahmelos krank; manchmal müſſen die Aermſten in halbtotem Zuſtande aus jenen Räumen

Indira Gandhi National Centre for the Arts

heraufgebracht werden. Einer von ihnen unterliegt. Zuletzt iſt man aus Mangel an gefunden Heizern gezwungen, die Schnelligkeit der Fahrt zu vermindern. Endlich, endlich ſchlägt die Stunde der Befreiung! Wir erreichen Aden und gelangen nach kurzem Aufenthalt daſelbſt durch den Golf von Aden in den Indiſchen Ozean, wo die Temperatur eine bedeutend niedrigere iſt.

Hindu-Schiffsbauer

Die nächſten kühlen Tage bringen uns alle wieder auf die Füſse. Das Leben an Bord erhält wieder ſeinen gewohnten Charakter, und die Paſſagiere fühlen ſich derart neu belebt, daſs es abends ſogar hie und da zu einem Tänzchen kommt. Nach ſechstägiger Reiſe ſind wir in Colombo auf der Inſel Ceylon.

Colombo wird den meiſten Fremden bei kürzerem Beſuche den Eindruck einer in ſtarker Entwicklung begriffenen Stadt machen. Man ſieht einen ſchönen Hafen, groſse öffentliche Gebäude von gefälliger Bauart und elegante Hotels. Indeſſen weiſs jedermann, der die Geſchichte der Inſel kennt, daſs der Aufſchwung der Stadt nur ein teilweiſer iſt. Die mächtigen, ausgedehnten Kaffeeplantagen ſind total vernichtet, und Millionen ſind dabei verloren gegangen. Steht auch der Ceylon-Thee, der noch überall auf der Inſel gepflanzt wird, hoch im Wert, ſo bringt dieſes Produkt doch bei weitem nicht den Ertrag, den die Bewohner der Inſel ehedem durch die Kaffeekulturen erzielt hatten.

Wir wohnen in einem der gröſsten Hotels, das mehrere hundert Zimmer umfaſst und auſserordentlich nett und ſauber gehalten iſt. Vor jedem bewohnten Raume — die Zimmer haben enorme Dimenſionen — lagert des Nachts auf einer Matte ein ſchwarzer Wächter. Wir ſind ſpät abends in der Stadt angekommen.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Am nächſten Morgen unternehmen wir eine Spazierfahrt in einer der luftigen »Jinrikiſchas«, flotten Wägelchen, die für eine, höchſtens zwei Perſonen Platz haben und von einem Eingeborenen gezogen werden. Das Tempo, das dieſer anſchlägt, iſt ein ſo wahnſinniger Galopp, daſs unſre guten Droſchkengäule daheim bei dieſem Anblick vor Schrecken zurückprallen würden. Mein zweibeiniges Rennpferd ſcheint indeſſen nicht müde werden zu wollen, und es koſtet mich unglaubliche Mühe, dieſen feurigen Traber zum Stehen zu bringen.

Wir haben auf dieſem merkwürdigen Wege der Beförderung eine bedeutende Strecke zurückgelegt und halten nun vor einem kleinen Theater, das durch eine ganz kurioſe Einrichtung überraſcht. Nach den Preiſen und Plakaten zu ſchlieſsen, macht man ſich auf recht anſehnliche Leiſtungen gefaſst und iſt daher nicht wenig enttäuſcht, ſtatt mit lebenden Schauſpielern und Schauſpielerinnen Ceylons eine Bekanntſchaft mit — Puppen zu machen. Es iſt nämlich ein ſimples Puppentheater und nichts andres, was wir da vor uns haben. Nichtsdeſtoweniger verſammelt ſich auf den Zuſchauerplätzen ein diſtinguiertes Publikum, darunter viele Offiziere in Uniform und chic gekleidete Damen in hellen Toiletten.

Chriſtlicher Hindu (Bedienter)

Ich überſpringe die übrigen Vorfälle des Tages und erwähne nur einer groſsen Schlacht zwiſchen Eingeborenen und Poliziſten, deren ich vor meinem Hotel Zeuge war. Die Polizei rekrutiert ſich ausſchlieſslich aus Schwarzen von Vorderindien, die ihre Knuten kräftig auf die nackten Schultern der Schuldigen herabſauſen laſſen.

Am folgenden Morgen früh fahren wir wieder zu unſerm Schiffe hinaus, teils um die Ausladung unſers Gepäcks zu überwachen, teils um von unserm liebenswürdigen Kapitän Abſchied zu nehmen. Dieſer geht direkt nach Australien, während unſer Reiſeziel ja Sumatra iſt.

Nachmittags ſchiffen wir uns auf dem »Kaiſer-I-Hind« ein.

Vor unſrer Abreiſe von dem maleriſchen Colombo ſind wir abermals Gegenſtand einer Bettelei, die von den unſer Schiff zu Hunderten umringenden ſchwarzen Jungen auf eine unglaublich nachdrückliche Art in Scene geſetzt wird.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Junger Mohammedaner

Die ſchwarzen Boys, die den amerikaniſchen Bänkelgeſang Ta-ra-ta-bum-di-äh glücklich erlernt haben, glauben uns durch das unaufhörliche Brüllen des abgeleierten Refrains offenbar groſses Vergnügen zu bereiten. Um nach Möglichkeit Pauſen in dieſe muſikaliſche Unterhaltung zu bringen, werfen die Paſſagiere den ſchwarzen lyriſchen Talenten eine Handvoll Münzen zu. Dieſes Mittel erweiſt ſich von ausgezeichneter Wirkung. Das Gebrüll verſtummt, und da ein Teil der Münzen in das Waſſer gefallen iſt, ſo ſieht man allſogleich die ganze Bande reſolut kopfüber hineinſtürzen, um das Geld herauszufiſchen. Diese Scene wiederholt ſich mehrere Male.

Unſer neues Fahrzeug kann ſich in jeder Hinſicht vollauf mit dem »Ballarat« meſſen. Von den 35 Paſſagieren erſter Klaſſe ſind 25, die gleich mir die Reiſe von London auf dem »Ballarat« mitgemacht haben. Unter den neuen Paſſagieren machen wir die Bekanntſchaft des holländiſchen Generalkonſuls de V., der mehrere Jahre in Auſtralien gelebt hat und nun das Konſulat in Penang übernehmen ſoll.

Nach ſechs angenehmen Reiſetagen kommen wir in Penang an und ſchiffen uns tags darauf nach Sumatra ein.

An Bord wird uns die ſehr unbehagliche Mitteilung, daſs uns aller Wahrſcheinlichkeit nach eine Quarantäne bevorſtehe, die auf Grund einer Choleraepidemie juſt am ſelben Tage angeordnet worden iſt. Glücklicherweiſe gelingt es den Paſſagieren des »Kaiſer-I-Hind« dank der Geiſtesgegenwart ihres Kapitäns, dieſer langweiligen Einkerkerung zu entgehen; aber unſer Schiff iſt auch das letzte, das ohne längeren Aufenthalt durchſchlüpft.

Die Reiſe nach Sumatra iſt kurz. Am nächſten Morgen ſind wir in Belawan, von wo aus wir mit dem Zuge in zwei Stunden unſern Beſtimmungsort Paya Jambu Eſtato erreicht haben. Vor dem Bahnhof wartet das Ochſengeſpann, das unſer Gepäck weiterbefördern ſoll. Wir ſelbſt bedienen uns der feurigen auſtraliſchen Roſſe und halten binnen zwanzig Minuten vor dem Direktionsgebäude, von deſſen Giebel unſre Flagge mir in meinem neuen Heim ein Willkommen entgegenſendet.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

IG N.C.A. LIB.
86-3204
Deptt of Arts
12-12-86
GOVT. OF INDIA

Strafsenpartie in Penang

Sumatra

Verhältnisse auf Sumatra

Statiftifche Angaben find, obwohl fie felten zu dem Unterhaltendften gehören, am beften zu Beginn zu bringen. Denn mancher Vorfall wird dem Verftändnis des Lefers näher gerückt, wenn er vorerft über die allgemeinen Verhältniffe ein wenig informiert ift.

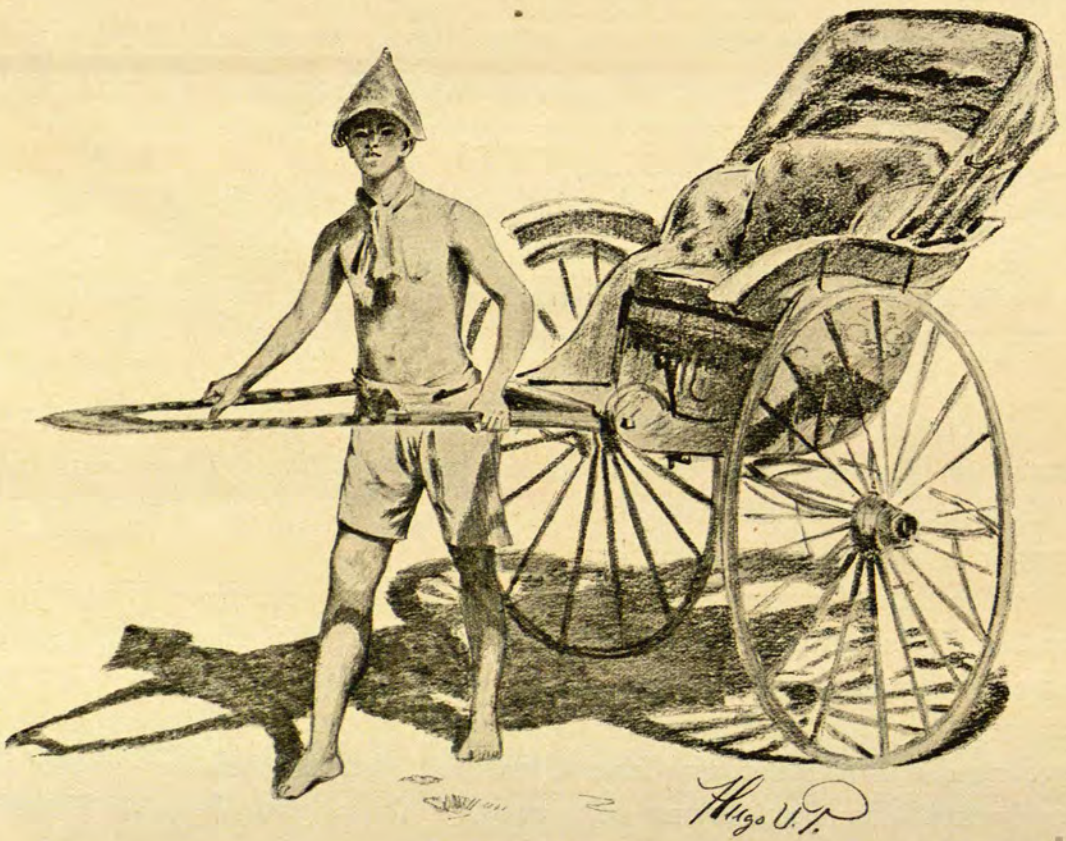
Von Europa aus erfolgt die Reife nach Sumatra gewöhnlich auf der Route via Penang. Vor zwanzig Jahren war die Tour von Penang nach Sumatra gleichbedeutend mit einer 14tägigen Fahrt. Heute bringt uns der Dampfer in 16—18 Stunden hinüber.

Die Infel Sumatra der oftindifchen Infelgruppe hat einen Flächeninhalt von 8000 Quadratmeilen und ift mit Ausnahme einer Küftenftrecke, die holländifches Befitztum ift, unabhängig. Die Einwohner find zumeift Malayen. Wie bekannt, kämpft Holland feit Jahr und Tag mit den die Nordfpitze der Infel bewohnenden Atfchinefen um feine Oberhoheit, hauptfächlich in der Abficht, dem fürchterlichen Seeräubertum, das zum Teil heute noch dort fein Unwefen treibt, Einhalt zu thun.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Die Inſel Sumatra iſt Eigentum der eingeborenen Fürſten, die in holländiſch Sumatra den Rang von Sultanen einnehmen und von holländiſchen Reſidenten unterſtützt werden. Die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens, ſein reicher Ertrag an Kokosnüſſen, Pfeffer, Muskat und Kaffee haben ſeit langem die Aufmerkſamkeit auf den hohen Wert dieſer Inſel gelenkt; aber ſicherlich hat nichts ſo viel hierzu beigetragen wie der Tabak, der ſeit 40 Jahren das Haupterzeugnis des Landes geworden iſt.

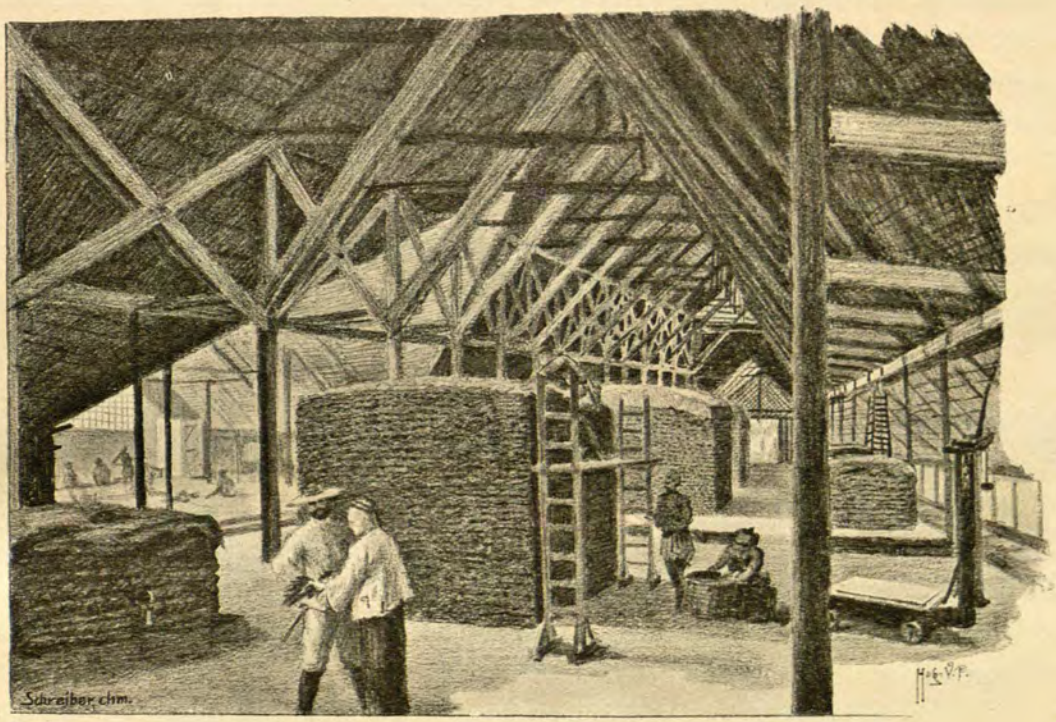
Es heiſst, daſs die Idee, hier Tabak anzubauen, von einem Araber ausging, der 1863, von einer Reiſe nach Sumatra zu ſeinem Wohnort auf Java zurückkehrend, mehrere Javaner veranlaſste, auf dem nach ſeiner Anſicht vorzüglich geeigneten Boden Sumatras den Tabakbau zu verſuchen. Und in der That gelang es einem der neuen Anſiedler, einem Manne von ungewöhnlicher Ausdauer und Energie, nach längeren Unterſuchungen der Bodenverhältniſſe, ein befriedigendes Resultat zu erzielen. Nach dem miſsglückten Experiment, bei der Anpflanzung von Tabak die Mekkapilger (Hadje's) zur Hilfe heranzuziehen — dieſe frommen



Inrikiſcha-Kuli (Penang)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Männer beſchränkten ihre Wirkſamkeit darauf, den Koran zu predigen, lieſsen aber den Tabak Tabak ſein —, gab man dies auf und verſuchte es mit den Chineſen, die man aus Penang kommen lieſs und im Anbau unterwies. Dies gelang, und im Jahre 1864 konnten die erſten 50 Päcke Tabak (1 Pack = 80 kg) nach Europa abgehen, wo ſie ob ihres Preiſes — nämlich 48 Cents für das Pfund — geradezu Aufſehen erregten. Der Ertrag dieſer erſten Sendung belief ſich auf 4000 Gulden. Im Jahre 1888 betrug die Ausfuhr ſchon weit über 168 000 Päcke,



Tabakſcheune auf Sumatra

die nun zu dem erhöhten Preiſe von 129 Cents per Pfund weit über 33 Millionen einbrachten — ein unleugbar ſtattlicher Aufſchwung! Statt der geringen Anzahl chineſiſcher Arbeiter, die im Jahre 1864 den Tabakbau betrieben, ſind heute mehr als 50 000 Kulis nebſt 25 000 Arbeitern aus andern Volksſtämmen bei den Pflanzungen beſchäftigt, deren es nun wohl gegen 180 giebt und von denen ſelbſt jede der kleineren bei einer Ernte mehr produziert, als ein kleines Land in Europa in einem Jahre zu konſumieren vermag. Daſs eine ſolche Entwicklung nur unter der Leitung energiſcher und tüchtiger Europäer, die ſich dort anſäſſig machten, möglich war, iſt ſelbſtverſtändlich. Manchem Kaufmann, Offizier oder Ingenieur

Indira Gandhi National Centre for the Arts

gingen bald die Augen auf über die grofsen Vorteile, die ihm gegenüber seinen geringen Ausfichten in Europa hier geboten wurden, und viele von denen, die dem alten Vaterlande Valet fagten, um fich hier eine neue Heimat zu gründen, mögen keinen Grund haben, ihren Entfchlufs zu bereuen. Allerdings war es unvermeidlich, dafs auch ein guter Teil diefer Anfiedler Enttäufchungen erlitt, nicht wenige auch dem keineswegs gefunden Klima und den Entbehrungen, die das dortige Leben damals dem Europäer auferlegte, zum Opfer fielen. Heute ift dies bedeutend beffer; Eifenbahn, Telephon und die verfchiedenften neuartigen Erfindungen haben feitdem hier ihren Einzug gehalten, und zahllofe Firmen fenden alljährlich ihre Agenten dahin, um Beftellungen jeder Art entgegenzunehmen. In alten Tagen — wenn diefer Ausdruck anwendbar ift — war auf Sumatra ein Affenbraten nicht zu verachten, ein Stück Brot mit Knoblauch und Salz dazu galt als ein herrliches Gericht, und ein Pfund Käfe war die Urfache von wahren Volksbewegungen und Strafsenaufläufen — heute deckt jeder Plantagenleiter feinen Tifch fo luxuriös wie irgend ein europäifcher Reftaurateur, hat ein Menu mit Gott weifs wie vielen Speifen, eisgekühltem Vin de Champagne, Liqueuren, kurz, allem und jedem, was ein verwöhnter Gaumen nur wünfchen kann.

Der ewige Sommer, der hier herrfcht, drückt natürlich den Einrichtungen und Verhältniffen, den Häufern, Koftümen u. f. w. fein Gepräge auf. Die Gebäude, die den europäifchen Affiftenten (jede Plantage hat in der Regel einen Direktor und 4—10 Affiftenten) als Wohnftätte dienen, werden faft durchgängig nur für wenige Jahre gebaut, da man nach Ablauf diefer Zeit ja wieder anderwärts anbaut und das Haus dann verfallen oder wegfchaffen läfst. Dagegen werden die Häufer der Direktoren, die im Ausfehen oft an europäifche Villen erinnern, auf dem Hauptgrund der Plantage aufgeführt. Faft alle Gebäude werden weifs bemalt, um die Sonnenftrahlen nach Möglichkeit abzuhalten, und mit dem fogenannten »Attap« gedeckt, einer Art getrockneter Palmblätter, die in Stücke gefchnitten, mittels fpanifchen Rohres zufammengehalten und wie Schiefer übereinandergelegt werden. Es ift dies das denkbar kühlfte Dach. Ehedem waren auch alle Mauern aus Attap, erwiefen fich jedoch als unpraktifch, da fie jedes dritte Jahr erneuert werden mufsten.

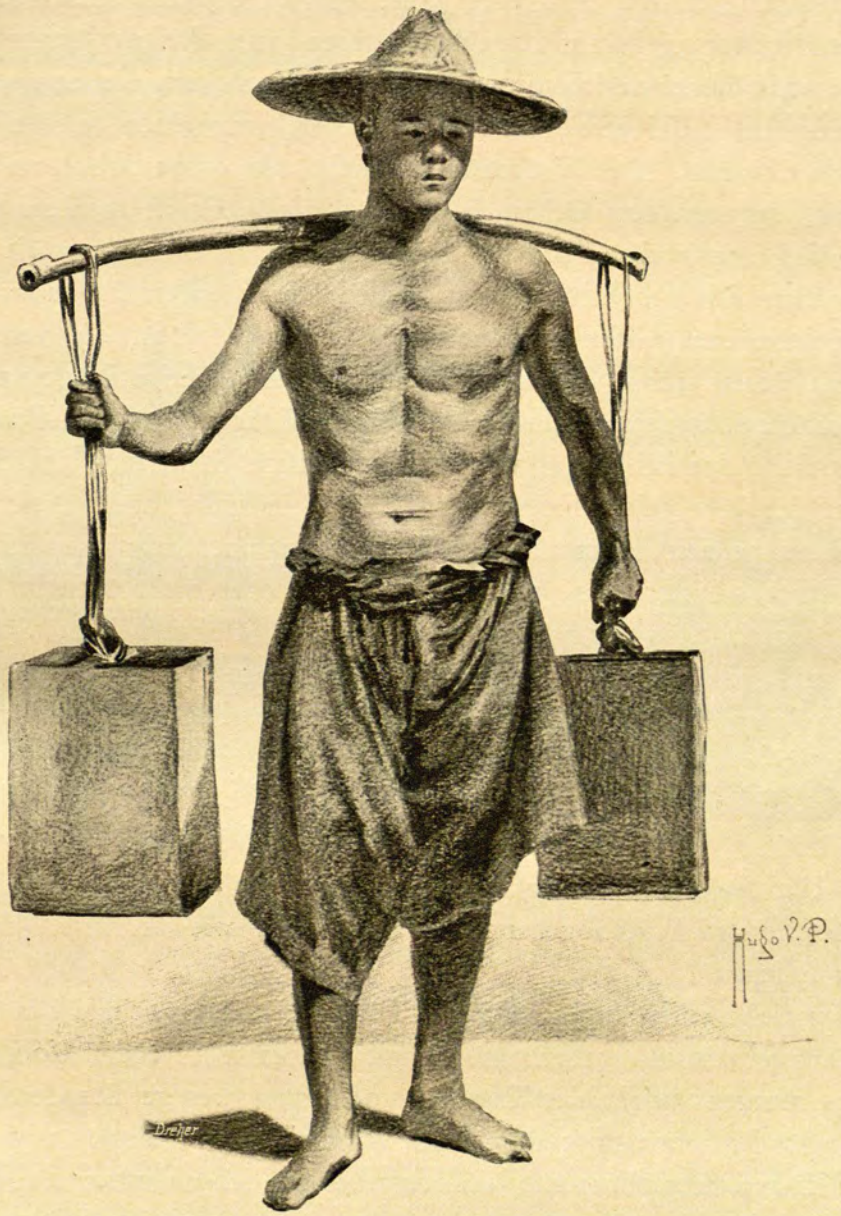
Das Innere der Häufer ift fehr verfchieden ausgeftattet; gemeinfam find allen jedoch die grofsen Badezimmer und möglichst geräumigen Veranden. In der Regel ftehen die Häufer auf Pfählen, fo dafs das Erdgefchofs zwei Meter über dem Boden liegt. Ein Gong-Gong vor der Thür dient dem Wächter als Stundenfchläger und bei Feuersbrunft als Sturmglocke. Hier nun wohnt der Direktor, der die Plantage repräfentiert und Kontrakte mit feinen 500—1000 Unter-

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Afghanen auf Sumatra, Feuerlärm ſchlagend

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

gebenen — manchmal ſind es auch noch mehr — abſchlieſst, denen er übrigens, ſofern er ſeinen Platz ausfüllen will, nicht nur Pater familias und Gebieter, ſondern zugleich auch Richter, Apotheker, Banquier und Prieſter, Aichmeiſter und



Chineſiſcher Waſſerträger auf Sumatra

Architekt u. ſ. w. u. ſ. w. ſein muſs — abgeſehen von ſonſtigen Fertigkeiten, die man von ihm als Gentleman und Diplomat erwarten darf, als da ſind: Reiten, Kutſchieren, Schieſsen und möglichſt ausgedehnte Sprachkenntniſſe, vor allem

Indira Gandhi National Centre for the Arts

in Malayiſch, Javaniſch, Holländiſch, Deutſch, Engliſch, Franzöſiſch, ſoweit nötig aber auch ein wenig in Chineſiſch und Hindoſtaniſch — alles in allem alſo eine reine Bagatelle, wie man ſieht. Je mehr ein Aſſiſtent ſich einer ſolchen Univerſalbegabung nähert, deſto eher blüht ihm ein Direktorpoſten. Zum Haushalt eines Direktors gehören heutzutage auſser einer Reihe Gärtner, Wächter, Kutſcher und Wäſcher verſchiedener Raſſen ein Koch, ein Waſſerträger und ein paar Diener (die Aſſiſtenten halten in der Regel nur einen ſolchen) — alles meiſtenteils Chineſen. Der Waſſerträger verſieht alle grobe Arbeit und holt das Fluſswaſſer, das vor dem Gebrauch gekocht wird. Er iſt meiſtens halbnackt, während die Diener weiſse Kleidung tragen. Den gröſsten Lohn erhält der Koch, mit dem man ſich möglichſt gut zu ſtellen verſuchen muſs, da gar mancher dieſer durchtriebenen Giftmiſcher ſich in tückiſcher Art für ein vermeintliches Unrecht zu rächen weiſs. Uebrigens giebt es recht tüchtige Leute unter ihnen, die in verblüffend kurzer Zeit ein ganz deliziöſes Mittagmahl herzuſtellen verſtehen. Ihre eigentliche Spezialität dürfte wohl der indiſche Reis ſein, eine Speiſe, die nur dem, der hier gelebt hat, bekannt iſt. Kein andrer weiſs dieſes prächtige Gericht ſo zu bereiten, denn nur hier ſind die dazu unentbehrlichen Eſſenzen und Oele erhältlich. Dieſer Reis, mit wohl zwanzig oder mehr äuſserſt pikant und kunſtvoll angerichteten Zuthaten, wie Sardinen, Hühnerfleiſch, Speckſtreifen, getrocknetem Fiſch, Garnelen, Eiern und einer Menge Salat und Gemüſe ſerviert, mit echtem Curry übergoſſen und ſiedendheiſs verzehrt, ſchmeckt in der That herrlich.

Um 8—9 Uhr wird in der Regel das Frühſtück ſerviert, um 12—1 das ſogenannte »Tiffin« mit der obengenannten Reisſpeiſe. Selbſtverſtändlich werden während der Mahlzeiten die Deckenfächer ausgiebig in Bewegung geſetzt. Abends um 7—8 Uhr findet das groſse Diner ſtatt, zu dem die Holländer eine »kleine Serie« Genever trinken, ſogenannte »Pahit«, die, wie es heiſst, den Appetit befördern ſollen.

Man ſteht zeitig, um 5 oder 5 ½ Uhr, auf, badet zweimal des Tages und geht jahraus jahrein in weiſsem Anzug mit groſsen ſchützenden Korkhüten. Um 6 Uhr des Morgens bricht der Tag an, und ſchon wenige Stunden danach iſt die Erde von der Sonne ſtark durchhitzt, am meiſten zwiſchen 10 und 2 Uhr, wo der des Klimas Ungewohnte ſich wohl vor Sonnenſtich zu hüten hat. Um 6 Uhr wird es dunkel, und zwischen 9 und 10 Uhr geht man gewöhnlich zu Bett. Dies letztere Möbel iſt von unermeſslichen Dimenſionen und von einem Gazenetz umgeben, das die Mosquitos abhalten ſoll. Apropos, Mosquitos! Da ich gerade bei dieſen Untieren bin, ſo will ich mir die Genugthuung nicht verſagen, ihnen nachträglich noch mein Teil heimzuzahlen. Es gehört eine ſchier übermenſchliche

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Kaltblütigkeit dazu, über Indien zu ſchreiben, ohne bei dieſer Gelegenheit weidlich und aus wahrem Herzensbedürfnis über dieſe — meiner Meinung nach, wenigſtens während des erſten Jahres, das man hier verlebt — ärgſte Landesplage loszuziehen. Jage einen dieſer Blutſauger, einen dieſer unermüdlich zudringlichen Naſeweiſe zweihundertmal weg, und er kommt zweihundertmal zurück, bis er ſeinen Vorteil erſpäht hat und dich ſticht, wobei er mit Vorliebe die unteren Partien wählt; und wehe dir dann, wenn du die Vorſicht auſser Auge gelaſſen, dich auf

Chineſiſcher Koch mit ſeinen Gerätſchaften

eine Zeitung zu ſetzen! — Selbſt die widerwärtigen zwei Zoll langen rötlichgrauen Salamander oder Eidechſen, die ſich maſſenweiſe in jedem Hauſe finden, an Mauern und Zimmerdecken krabbelnd und von da bisweilen mit einem Klatſch dem Ahnungsloſen auf den Kopf plumpſend — ſelbſt die garſtigen dicken Gaekkoen, die man im Bette liegend des Nachts beobachten kann, wie ſie in groſsen Sätzen an den Wänden herumfahren und Bienen und andre Inſekten fangen — ſelbſt die Schwärme ſchwarzer und grüner maikäferähnlicher Gäſte, die abends zu Hunderten ins Zimmer dringen und um die Lampe herum eine wilde Jagd aufführen — ſie alle können uns eher mit ihrem Daſein verſöhnen als die abſcheulichen

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Nashornvogel

Mosquitos. Du kommſt ins Bett, ziehſt das Netz zu und gedenkſt einen erquickenden Schlaf zu thun; da hörſt du das niederträchtige Mosquitogeſumme und kannſt ebenſogut wieder aufſtehen, denn von Schlafen iſt dann keine Rede mehr.

Weſſen Neigung dahin geht, das Tierleben zu beobachten, der findet in Sumatra prächtige Gelegenheit dazu; den ganzen Tag lang kann man von ſeiner Vindue (Fenſter) aus (vindue, wenn man das ſo nennen kann, denn Glas und Sproſſen giebt es hier nicht, nur Läden) Eichhörnchen, Papageien, Affen, die groſsen Nashornvögel und die prächtigſten Schmetterlinge in allen Gröſsen beobachten. Auf deinen Streifzügen triffſt du auf Ameiſenbären, Schildkröten, Schlangen, Tauſendfüſsler und Skorpione, und im Urwald kannſt du nicht ſelten die Spuren eines Tigers verfolgen, der in der verfloſſenen Nacht beim Mondſchein auf Beute lauernd umherſtrich. Um die Abendzeit erſcheinen auch Wildſchweinherden, dagegen ſind wilde Elefanten in der Gegend um Deli nicht zu finden, wohl aber in andern Teilen der Inſel. Recht unbehaglich iſt es, bei ſolchen Wanderungen nähere Bekanntſchaft mit den Blutegeln zu machen, die, im hohen Gras verſteckt, ſich plötzlich an den Fuſsgängern oder deren Hunden feſtſaugen.

Japaniſche Puppe

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Die Bataks

Von den verſchiedenartigen Bewohnern und Volksſtämmen Sumatras ſind die Bataks die weitaus intereſſanteſten.

Sie leben — wie die Malayen — im Umkreis der Plantagen und gewöhnlich in der Nähe eines kleinen Fluſſes in höchſt maleriſchen, meiſt zwiſchen hohen Palmen verſteckten Hüttengruppen, oft zehn bis zwanzig Familien in einer Hütte, die durch auf Bambusſtöcken aufgehängte alte Fetzen in kleinere Familienräume geteilt iſt. Der Fuſsboden der Hütte wird aus runden Baumſtämmen gebildet, die genug Platz frei laſſen, um durch die Zwiſchenräume alle Abfälle, Exkremente u. ſ. w. einfach unter das

Verſammlunghaus der Bataks

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Haus fallen zu laſſen, das auf einigen ſtarken Balken 1 ½—2 m über dem Erdboden erbaut iſt. Unter dem Hauſe beſorgt eine Horde ſchwarzer Schweine, Hühner und Ziegen ſogleich die Reviſion dieſes Abfalles, wofern ſich dieſe ganze edle Geſellſchaft im Verein mit den in jedem Hauſe domizilierenden häſslichen Prärieſhunden nicht eben in der Wohnſtube ſelbſt befindet, was ihr übrigens von keinem der guten Bataks ſonderlich übel genommen wird. In dieſem ekligen Schmutze leben dieſe Menſchen mit ihrer Maſſe Kinder jahraus jahrein, ohne daſs ihnen auch nur je der Gedanke käme, irgendwo zum Zwecke einer Säuberung Hand anzulegen. Kein Wunder, daſs die Cholera oder andre Epidemien, wenn ſie nur erſt Wurzel gefaſst, in der entſetzlichſten Weiſe unter dieſen Leuten wüten, wie es erſt vor wenigen Jahren geſchah. Tauſende von Leichen wurden in groſsen Booten den Fluſs hinab transportiert, und ganze Campongs ſtarben buchſtäblich aus.

Schauſpielmaske

Batak-Amulett

Ein Campong beſteht in der Regel aus einer beſtimmten Gruppe von Häusern: einem gröſseren Verſammlungshaus, in dem die Männer während des gröſsten Teiles des Tages beiſammenſitzen und ihre Intereſſen erörtern; ſodann einem Hauſe für den Häuptling (»Pangulu«) und ſeine engere Familie; einem Fremdenhauſe, zur Nachtherberge für Durchreiſende und Gäſte beſtimmt, die nicht mit den verheirateten Leuten des Dorfes unter einem Dache ſchlafen dürfen; einem gemeinſamen Reismagazin und einigen Wohnhäuſern, deren Zahl zwiſchen 5—12 ſchwankt. Stirbt ein wohlhabender Mann des Campongs, ſo wird er in unmittelbarer Nähe der Häuſer in einem zu dieſem Zwecke aufgeführten kleinen Schuppen beigeſetzt. Auſserdem befindet ſich in jedem Campong ein gröſseres, ſolides, ſchafottartiges, mit groſsen Löchern verſehenes Holzgerüſt, um das die Weiber ſich mehrmals am Tage vermmeln, um mit Hilfe langer Holzſtangen den Reis für die Mahlzeiten zu »ſtampfen«. In der Regel hat eine jede von ihnen während dieſer Arbeit in einem ſchräg über der Bruſt verknoteten langen Tuche den jüngſten und unruhigſten Familienſpröſsling auf dem Rücken ſitzen (nicht wie bei den Malayenfrauen, die das Kind auf den Hüften ſitzend tragen). Ein Fremder, der zum erſtenmal in ein Campong tritt und eine Schar dieſer oft überraſchend ſchönen

Schauſpielmaske

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Batak-Trommel

Weiber mit ihren nackten kleinen Kindern auf dem Rücken im Schatten der mächtigen Palmen arbeiten ſieht, während die Sonnenſtrahlen auf ihren eigentümlichen ſchweren Silberohrgehängen ſpielen, müſste gegen Schönheit beſonders unempfänglich ſein, wenn er dieſes Schauſpiel nicht mit Vergnügen auf ſich wirken lieſse. Ganz im Gegenſatz zu ihren Wohnungen, die als Symbole des Schmutzes gelten könnten, ſind nämlich die Leute ſelbſt, die zwei- bis dreimal des Tages in den nahen Flüſſen oder Bächen baden, von einer Reinlichkeit, die es getroſt mit der eines jeden Europäers aufnehmen kann.

Ich ſchloſs mich ſogleich nach meiner Ankunft dem Plantagendirektor an, um das Leben in einem ſolchen Campong kennen zu lernen. Ein ſchmaler Weg führte durch das drei bis vier Ellen hohe Gras auf einen kleinen Platz, der wie der Weg ſelbſt von ganz eigentümlich gebauten niedrigen Hütten umgeben war. Einen ungemein komiſchen Anblick boten die kleinen Batakkinder mit ihren ganz kurz geſchorenen Köpfchen, von denen nur ein zollbreiter Streifen Haare vom Scheitel aus nach Belieben weiter wachſen darf. Wir kamen an dem Hauſe des Häuptlings im Campong unterrichtet war weſenheit des »Tuan Beſaar« Herr« und iſt allen Direktoren (dieſer Name bedeutet »Groſser gemeinſam, wogegen die andern Herren ſich mit dem Titel »Kleiner Herr« — Tuan Ketjil — begnügen müſſen). Ein kräftiger junger Mann unternahm mit einer unglaublichen katzenähnlichen Behendigkeit eine Tour auf eine der wohl 25 Ellen hohen Palmen, um uns im nächſten Augenblick den friſchen Inhalt der Kokosnuſs koſten zu laſſen. Uebrigens klettern die Eingeborenen nicht, ſondern ſie bewegen ſich nach Affenart auf den faſt glatten Stämmen auf und nieder, wobei ſie — was wohl das unangenehmſte bei einer ſolchen Exkurſion ſein mag — mit Tauſenden von Ameiſen überſät wieder unten anlangen. Die Campongs ſind überreichlich bevölkert, insbeſondere von einer Maſſe von Kindern, die in anmutiger Gemeinſamkeit mit Hühnern, ſchwarzen Schweinen und Büffelochſen ein Freiluftleben führen. Die Männer fiſchen und fangen Vögel und Affen, die ſie dann feilbieten. Von den Bergen herab kommen öfters Leute, um eingefangene groſse und wertvolle Orang-Utans zum Verkauf zu bringen. Ein Prachtexemplar dieſer Gattung bewacht nachts den Eingang zu unſrer Wohnung.

Schauſpielmaske

Die Lebensweiſe der Bataks iſt ungemein einfach.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Schauſpielmaske

Gekochter Reis mit etwas Salat, getrockneter Fiſch, Mais, ein wenig Obſt — und die Mahlzeit, die ſich Tag für Tag wiederholt, iſt fertig. Das Getränk iſt Waſſer, höchſtens etwas Palmwein, der dann in groſsen Thonkrügen die Runde von Mann zu Mann macht. Die Mahlzeit wird auf einem grünen Blatte ſerviert, und jeder langt mit den Fingern zu — nur ſelten kommt eine Schale zur Verwendung.

Zumeiſt iſt die Frau dem Manne behilflich, das Stückchen Erde, auf dem ſein Reis wächſt — in der Regel ein vorher mehrmals zum Tabakanbau verwendeter Boden — und mitunter auch einige der recht einträglichen Kokospalmen ſtehen, anzubauen und zu beſorgen. Wie erwähnt, verbringt das Kind ſeine erſten Lebensjahre auf dem Rücken der Mutter. Bald aber beginnt die Arbeit, und ſchon von früher Kindheit an muſs der Knabe dem Vater, das Mädchen der Mutter helfen.

Batak-Pony auf Sumatra

Eine beſondere Vorliebe bezeigen die Bataks für Schmuckgegenſtände aller Art, mit denen ſie je nach ihren Vermögensverhältniſſen ſich ſelbſt und ihre Kinder behängen. Letztere tragen in der Regel Halsbänder mit aufgereihten Dollarſtücken — beſonders ſtehen die alten ſpaniſchen Dollars, die nun faſt alle ſchon als Batakſchmuck aufgekauft ſind, hoch im Kurs — oder auch herzförmige

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Batakdorf auf Sumatra

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Frau vom Klingstamme

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

oder anders geformte Silberplatten, die als Feigenblätter dienen und in der Regel bis zum Alter von fünf bis ſechs Jahren das einzige Bekleidungsſtück bilden. Endlich ſind bei Kindern wie Erwachſenen ſchwere Fuſsknöchelringe aus Gold und Silber ſehr beliebt. Auch an eigentümlichen Auswüchſen dieſes Hanges fehlt es nicht: ſo betrachten die Bataks es beiſpielsweiſe als Verſchönerung, ſich Perlmutterſtücke zwiſchen die Vorderzähne oder an ihrer Stelle einzuſetzen; öffnet der alſo Geſchmückte den Mund zum Lachen, ſo erhält ſein Geſicht etwas geradezu Sataniſches, das noch erhöht wird durch die dicken Lippen, die von dem ſteten Kauen des »Betel« (eines Gemiſches von Kalk, Sirih, Betelblättern und andern Ingredienzien, das auch bei den Malayen und Klings, doch gröſstenteils nur bei den Männern, in ſtarkem Gebrauch ſteht) blutrot gefärbt sind. Da der Batak ferner beſonderen Wert darauf legt, aus religiöſen Gründen ſich von dem Hunde zu unterſcheiden, deſſen weiſses Gebiſs ſein Miſsfallen erregt, ſo überſchmiert er ſeine Zähne mit einer ſchwarzen haltbaren Maſſe. Gelegentlich dieſer Zeremonie, die erſt bei vollendetem zwölften Lebensjahre ſtattfindet, wird ein groſses Feſt gefeiert, zu dem der ganze Trupp ſich verſammelt. Nachdem dem Jungen die Hälfte der Vorderzähne abgefägt — es geſchieht dies ebenfalls, um einem Hervortreten der Zähne, wie es bei den Hunden oft zu ſehen iſt, vorzubeugen — und die übrigen ſchwarz gefärbt worden, giebt man ſich den Freuden des Feſtes hin. Ein Ochs oder ein Lamm wird geſchlachtet, der Palmwein kommt zum Vorſchein, und hiermit iſt der Junge mündig erklärt und kann, ſofern es die Finanzen erlauben, an die Wahl ſeiner Weiber denken, deren ihm bis zwölf geſtattet ſind. Ihr Preis ſchwankt zwiſchen 30 und 100 Dollars für das Stück, ein Betrag, der den Schwiegereltern zu entrichten iſt; da aber der junge Mann ſich das Geld zum Ankauf ſeiner Auserkorenen erſt durch verſchiedene leichte Arbeiten in den Tabaksplantagen verdienen muſs, ſo findet die Hochzeit in der Regel nicht vor dem 16. Jahre ſtatt.

Batak

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Wie man aus obigem erſieht, bietet das Aeuſsere des Batak dem Fremden durchaus keine Augenweide. Hierzu kommt noch die furchtbar entſtellende, viel verbreitete Halsgeſchwulſt, die von dem Trinken ungekochten Waſſers herrührt und mit dem Alter immer mehr zunimmt. Es heiſst, daſs in manchen Campongs derjenige, der nicht mit einem ſolchen oft doppeltfauſtgroſsen Kropfe behaftet iſt, als Miſsgeburt gilt. Denkt man ſich dieſen Kropf auf einem von Alter und dem zehrenden Gift des Opiums — der dem Batak leicht zur Leidenſchaft wird — abgemagerten Körper, ſo hat man den vollendet ſchönen Anblick dieſes Inſelbewohners vor ſich, deſſen lichtkaffeebraune Hautfarbe, wenn auch nicht ſo widerwärtig wie die des Chineſen, dennoch ſeine Erſcheinung nicht eben gewinnender macht.

Der Batak liebt wie der Malaye die Muſik, und eine Art äuſserſt primitiver Flöte und Violine macht ihm groſse Freude. Hahnenkämpfe, Geſang, Schachſpiel und Hazardſpiel bilden auſserdem ſeine Lieblingszerſtreuungen.

Die meiſten der Batak- und Malayenſtämme ſind Heiden und zwar Feueranbeter, und ihre Sitten und Gebräuche weiſen noch heutzutage die Wildheit echt barbariſcher Völkerſchaften auf.

Batakhäuſer in den Berggegenden auf Sumatra

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Dorf auf Sumatra

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Grauenhafte Zeremonien Besondere Sitten, Gebräuche und Fertigkeiten der Bataks und Malayen

Eine der ſchrecklichſten Zeremonien der Bataks, die noch heute bei ihnen geübt wird, iſt die Weihe ihrer Zauberſtäbe, »Toengkal Panaluan« genannt, die die verſchiedenartigſte Ausſchmückung aufweiſen, jedoch durchweg aus Ebenholz geſchnitzt ſind. Iſt der zum Zauberſtab beſtimmte, noch ganz junge Baumſchöſsling ein wenig aus dem Erdreich hervorgekommen, ſo wird er gelegentlich eines jährlich ſtattfindenden groſsen Feſtes gezeichnet, indem man ihm entweder einen Kranz oder einen Fries mit menſchlichen Geſtalten einritzt; im nächſten Jahre wird dieſe Zeichnung etwa um einen ornamentalen Kranz oder eine Gruppe von Tiergeſtalten vermehrt, und dieſe Prozedur wird alljährlich wiederholt, bis der Baum 30—40 Jahre alt iſt, eine Höhe von 6—7 Fuſs erreicht hat und bei dem groſsen Einweihungsfeſte in Gegenwart des ganzen Dorfes gefällt wird. Der Baum iſt nun in ſeiner ganzen Länge mit Figuren geſchmückt, von denen manche auf phantaſtiſchen Tiergeſtalten ſitzen, und deren oberſte einen ausgehöhlten und mit Wachs verſchloſſenen groſsen Kopf trägt. Dieſer wird nun angeſichts des verſammelten Dorfes und ſeines Häuptlings mit einem Hahnenfederbuſch oder einer Menge langer Haare geſchmückt, und die Zeremonie der Weihe beginnt. Ein zehnjähriger Knabe wird bis zum Halſe lebendig in einem Erdloche begraben und ihm das Verſprechen abgezwungen, daſs »ſein Geiſt nach ſeinem Tode den Campong beſchützen werde«. Das bedauernswerte Kind läſst ſich um ſo eher bewegen, dieſes Verſprechen abzulegen, als ihm dafür ein Labetrunk verheiſsen wird und es durch das lange Stehen in der glühenden Sonne mit bloſsem Haupt dem Verſchmachten nahe iſt. Nun gieſst man ihm den Trunk — beſtehend aus kochendem Blei — in den Hals, worauf dem unglücklichen Opfer das Haupt abgeſchlagen und dieſes unter einem Baume vergraben wird. Nach 14 Tagen gräbt man es wieder hervor, öffnet die Hirnſchale und gieſst etwas von dem Hirn in das Haupt des

Batakamulett zum Schutze des Dorfes

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Zauberſtabes, der hierdurch den das Dorf ſchützenden Geiſt des Knaben empfängt. Er wird in Kriegszeiten als Schutzheiliger (Trofae) den Kämpfenden vorangetragen und iſt ſonſt im Campong aufgeſtellt, wo die Rat- und Hilfeſuchenden ihr Herz vor ihm erleichtern und ſeine Macht anflehen. Dies geſchieht unter beſtändigem Betaſten und Streichen des Stabes, ſo daſs dieſer im Lauf der Jahre wie lackiert auszuſehen pflegt. Natürlich iſt es verboten, dieſe Stäbe auſser Landes zu bringen, und es koſtet ſchweres Geld, ſolche als »great attraction« für europäiſche Muſeen zu erlangen. Neben dieſem Talisman giebt es auch andre ſchützende Amulette, zumeiſt groſse Zähne von Wildſchweinen, Tigern u. ſ. w., die ebenfalls etwas von dem Hirn jenes geopferten Knaben enthalten müſſen.

Ziemlich allgemein iſt die Sitte, dicke ſchwarze Armbänder zu tragen, die als Verkünder nahender Gefahren gelten, indem ſie ſich in dieſem Falle ausdehnen, während ſie ſich ſonſt ſtramm um den Arm ſchlieſsen. Der eigentliche Witz bei dieſen Ringen beſteht indes, wie behauptet wird, darin, daſs ſie aus den Lippen beſiegter Feinde gearbeitet ſind.

Die einzelnen Batakſtämme leben in häufiger Feindſchaft miteinander. Ehedem zogen ſie weiſs gekleidet (die weiſse Farbe bedeutete Todesweihe) mit Schild und Lanzen zum Kampf, und die Skalpe der Beſiegten ſchmückten die Hütten der Heimgekehrten; heute ſind Schild und Speer den Büchſen gewichen, nach wie vor aber behauptet das Meſſer in allen ſeinen Arten den erſten Platz.

Ueber den perſönlichen Mut des Batak weiſs ich nicht viel zu erzählen; ich ſah nur eines Tages, wie fünf gut bewaffnete Bataks, die längs des Fluſſes daherſtolzierten, beim Erſcheinen meines allerdings etwas biſſigen kleinen Terriers ſämtlich kopfüber in das Waſſer ſprangen, um dem Untier zu entkommen. Ein hervorſtechender Charakterzug der Bataks iſt dagegen die Rachſucht in Fällen, wo ſie ſich übervorteilt glauben, und die Brandlegungen, in denen ſich ihre Rache zumeiſt äuſsert, haben ſchon manch einer Farm ein Vermögen gekoſtet.

Bataks wie Malayen gehen ſtets im Gänſemarſch, nie nebeneinander, und ſprechen während des Gehens nur wenig. Erſt wenn ſie die bei ihnen ſehr beliebte hockende Stellung, in der ſie ſtundenlang verharren können, eingenommen haben, ſind ſie der Unterhaltung zugänglich.

Stirbt ein Batak oder Malaye, ſo giebt es groſses Geſchrei und Geheul bei ſeinen Weibern und übrigen Verwandten, die die Aufgabe haben, die Vorzüge des Verſchiedenen in plärrendem Tone herunterzuleiern. Nach Ablauf einiger Stunden wird er begraben, wobei er zumeiſt ein wenig Reis und Geld in das Grab mitbekommt, letzteres zu dem Zwecke, um ihn von nachträglichen Betteleien bei ſeinen Hinterbliebenen abzuhalten. Bei wohlhabenden Leuten wird ein Ochſe

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Malaye, einen Kokosnuſsbaum erkletternd

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

geſchlachtet und ein opulenter Leichenſchmaus aufgetiſcht; wie erwähnt, werden übrigens die vermögenden Bataks nicht begraben, ſondern in einem eigens hierzu errichteten kleinen Hauſe beigeſetzt.

Die groſse Fertigkeit der Malayen im Klettern, beiſpielsweiſe beim Herabholen der Kokosnüſſe von den hohen Bäumen, iſt bekannt. Bei meiner Ankunft im Lande begriff ich nicht, warum all die rieſengroſsen Bäume längs des ganzen Stammes bis hinauf zum Gipfel regelmäſsige Abſätze trugen, bis ich eines Tages Zeuge war, wie die Eingeborenen, um den wertvollen Honig aus den Bienenneſtern zu holen, in den Baum Löcher bohrten, kleine Holzpflöcke hineinſteckten und feſtſchlugen und auf dieſer Leiter allmählich die Neſter im Gipfel erreichten. Während der Baum weiter wächſt, ſchlieſst das Holz ſich um die Pflöcke und bringt ſo die ſonderbarſten Auswüchſe hervor.

Aloepflanze in Blüte (blüht nur alle 20 Jahre)

Ebenſo intereſſant iſt es, die Eingeborenen die Gummibäume und Palmen anzapfen zu ſehen. Der Gummibaum, der eine bedeutende Induſtrie liefert, leert ſeinen ſchneeweiſsen Inhalt durch zahlloſe an ſeinem Stamme angebrachte Schnitte und Löcher in die unten geſchloſſenen Bambusſtöcke, die in ſie eingekeilt und die wertvolle Flüſſigkeit aufzufangen beſtimmt ſind. An andern Orten wird der Gummi bloſs aus den Stielen und Blättern bereitet, was allerdings den Vorteil hat, daſs der Stamm ſelbſt unbeſchädigt bleibt.

Der Palmwein, ein bei den Eingeborenen ſehr beliebtes, ſtark ſüſses und ſehr berauſchendes Getränk, wird auf ähnliche Art in ellenlange Bambusſtöcke geleitet, in denen der Wein zur Gärung kommt und in dieſer Zeit mehrmals umgefüllt werden kann.

Wie man ſieht, ſpielt der Bambus bei all dieſen Manipulationen eine bedeutende Rolle. Welch ungemeine Wichtigkeit indeſſen dieſer Baum, von dem ſo gut wie alles zu verwenden iſt, für den Bewohner der Inſel hat, weiſs der mit dem hieſigen Leben nicht vertraute Leſer nicht zu ermeſſen. Oder was

Indira Gandhi National Centre for the Arts

denkſt du von mir, lieber Leſer, wenn ich beim Anblick deines Bambusſpazierſtöckchens einen leichten Verdruſs, ein gewiſſes Bedauern darob nicht unterdrücken kann, daſs ich ihn nicht in ſeinen jüngeren Tagen zum Diner vorgeſetzt erhielt? Du ſchüttelſt den Kopf, und doch iſt es ſo: ein köſtlicheres Gericht als eingemachten jungen Bambus giebt es nicht. Sobald die Schöſslinge eine gewiſſe Höhe erreicht haben, werden ſie abgeſchnitten, gereinigt und eingemacht und können es an Geſchmack mit den feinſten eingemachten Gurken aufnehmen.

Kurzſtämmige Palmenart auf Sumatra

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Hindumädchen

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

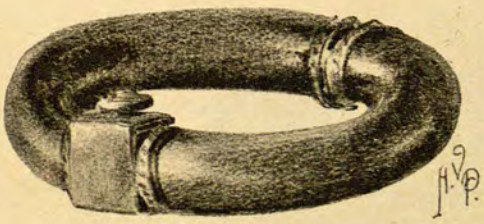
Fremde Völkerstämme

Aufser den Bataks und Malayen, die, wie erwähnt, auf Sumatra den Stamm der eigentlichen Eingeborenen bilden, leben auf diefer Infel eine Menge der verfchiedenften Raffen und Stämme, insbefondere Javaner, Klings oder Hindus, Bandjarefen, Bengalefen, Gajoes, Alas, Timor, Pak-Tak-Völker u. f. w. Die letzteren zeigen fich jedoch auf den Plantagen nur felten und gelten bei den meiften andern Stämmen als echte Menfchenfreffer; es ift auch nicht ohne Gefahr, wenn ein Fremder fich in die Berge hinaufwagt, in denen fie haufen. In den letzten Jahren haben verfchiedene Expeditionen diefen Verfuch gemacht und haben auch ftets Menfchenleben dabei eingebüfst.

Die Hindus, »Klings«, find im Gegenfatz zu den gelblichen und rotbraunen Malayen und Bataks von fchwarzer Hautfarbe, doch mit einem feinen bräunlichen Stich, der fich von dem kalten Schwarz der Neger ftark unterfcheidet. Die Frauen zeichnen fich befonders durch prachtvolle Augen aus, und die ganze Raffe hätte keinen Schönheitsfehler aufzuweifen, wenn nicht ein faft vollftändiges Fehlen der Waden als folcher zu bezeichnen wäre. Es gilt bei diefem Stamme durchaus nicht für notwendig, dafs jeder Mann im ausfchliefslichen Befitz eines Weibes fei, und man fieht infolge diefer eigenen Auffaffung häufig drei bis vier Männer in grofser Eintracht gemeinfam mit einer »Ehehälfte« haufen.

Hindufchmuck

Die Hindus find im ganzen recht verwendbare Leute. Sie laufen vorzüglich (einer naiven Behauptung nach, weil fie keine Milz haben) und eignen fich infolge ihrer grofsen Liebe zu Tieren befonders zur Aufficht über die grofsen Büffel- und Ochfenftälle. Leider find fie dem Schnaps allzufehr ergeben. Bemerkenswert ift auch bei diefem Stamm die grofse Vorliebe für Schmuck und ftarke Farben. Männer wie Weiber tragen fchwere Gold- und Silberringe an den Knöcheln und Zehen und grofse Steine und Gehänge an Nafe und Ohren. Das in die Ohren gebohrte Loch ift oft zollgrofs, und man trifft auf Hindus, deren Ohrlappen bis auf die Schultern herabhängen. Tanz und Gefang gehören zu ihren Paffionen, und ftändig durchziehen wandernde Trupps das Land, die den Arbeitern für ein kleines Entgelt ihre Tanz- und Gefangskünfte vorführen und bei befonderen Feftlichkeiten auch andre Produktionen, wie z. B. das Gehen auf glühenden Kohlen, zum beften geben.



Hindufchmuck

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Hinduſchmuck

Die Wohnungen der Hindus beſtehen zumeiſt aus einem Fuſsboden und vier Wänden, welch erſterer, wenn er recht nach dem Geſchmack des Bewohners ſein ſoll, mit einer feſtgeſtampften Miſchung von Kuhexkrementen und Sand bedeckt iſt, einem Zement, der hoch im Werte ſteht. Ein paar Bretter und Tücher bilden das Bett.

Die Hindus müſſen, ſowohl Männer als Frauen, vom maleriſchen Standpunkte aus als ein ungewöhnlich ſchöner Menſchenſchlag bezeichnet werden. Dennoch wirkt etwas an ihnen in den Augen des Europäers unbedingt abſtoſsend; es iſt dies der Gebrauch des nichts weniger als wohlriechenden Klambiröls, womit ſie ihr langes ſchweres Haar einſchmieren, um ihm einen beſonders ſtarken blauſchwarzen Glanz zu geben. Wie alle Eingebornen, heiraten die Hindus in der Regel in ſehr frühem Alter; ich habe Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren zum Brautſchemel führen ſehen.

Hinduſchmuck

Hinduſchmuck

Die Religion der Hindus iſt der Buddhaismus und der Brahmaismus (ausnahmsweiſe auch der Islam), worauf auch ihre Liebe zu den Tieren und ihre Achtung vor dem Tierleben zurückzuführen iſt. Wer Gelegenheit hatte, einem der groſsen Religionsfeſte dieſes Volksſtammes, wie zum Beiſpiel dem Neujahrsfeſte, beizuwohnen, dem bleibt

Javaniſches Meſſer und Hindugerätſchaften

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

dieſes Schauſpiel gewiſs als eines der maleriſchſten, das er in dieſen fernen Ländern genoſſen, in der Erinnerung. Einen prächtigen Anblick bieten insbeſondere die in farbenreiche Seidendraperien gehüllten Weiber, die, an Naſe, Ohren, Stirn, Hals, Knöcheln und Armen reich geſchmückt, in glänzendem Aufzug erſcheinen.

Auf faſt allen Plantagen trifft man auch Bengaleſen, die hier als eine Art Polizei und Wachſoldaten verwendet werden.

Iſt auch die Behauptung, die Bengaleſen ſeien der ſchönſte Volkstypus der Welt, wohl etwas übertrieben, ſo ſind es doch faſt durchweg groſse und ſchöne Geſtalten, deren Stattlichkeit durch den groſsen maleriſchen Turban — ein Stück Stoff von circa $^3/_4$ Ellen Breite, aber wohl 20 Ellen Länge, das ſie ſich mit unglaublicher Fingerfertigkeit in einem Nu um den Kopf zu wickeln verſtehen — noch gehoben wird.

Sikh-Typus

Eines Abends fuhren wir an einer bengaleſiſchen Brückenwachtſtation vorbei. Die Brückenwache pflegt ſonſt mit groſser Pünktlichkeit, ſobald der Wagen um die Ecke biegt, ſchon in einer Entfernung von 30 Schritt ſtramm dazuſtehen, die Hand an den Turban gelegt, und Honneur zu machen. Der Zufall fügte es indes an jenem Abend, daſs wir den Hauptmann, der ſoeben gebadet hatte, juſt dabei überraſchten, wie er ſich eben den Turban aufſetzen wollte. Boshaft wie immer und wohl wiſſend, daſs der Bengaleſe ſich nur höchſt ungern ohne Turban erblicken läſst, gab ich den Pferden die Peitſche, um im Galopp vorbeizukommen, ehe noch der Mann Zeit gefunden, ſich die anſehnliche Rolle um den Kopf zu wickeln. Allein wer ſich irrte, der war ich: mit Blitzesſchnelle ſchwirrte eine Elle um die andre im

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Kreis ringsum, und in dem Augenblick, da wir vorbeiſprengten, flog die Hand vom Turban herab und ſalutierte ſo regelrecht wie nur je. Im Blick des Bengaleſen leuchtete deutlich heller Triumph. Der Bengaleſe trägt übrigens eine ſehr komiſche Friſur. Das Haar iſt lang, ebenſo der Bart, der längs der Wangen hinaufgedreht und zuſammen mit dem Haar oben mitten auf dem Kopfe in einen Knoten gebunden wird. — Der Turban iſt ſowohl der Farbe nach — rot, gelb, ſchwarz oder weiſs — als auch je nach den Raſſen in der Form ſtark verſchieden. Die Kleidung iſt gewöhnlich aus dünnem weiſsen Stoff und ſehr weit.

Sikh-Wächter

Die Religion der Bengaleſen iſt der Islam, und man trifft nicht ſelten unter ihnen ſehr religiöſe Leute, die gleich den Javanern ſich ſcheuen, ein Stück Fleiſch in der Hand zu tragen oder einen Hund zu berühren.

Ueber den Mut dieſes Volksſtammes ſind die Anſichten geteilt. Indeſſen glaube ich, daſs den Bengaleſen eine gewiſſe Furchtloſigkeit nicht abzuſprechen iſt; allerdings dürfte ſie auf den Umſtand zurückzuführen ſein, daſs die meiſten Bengaleſen, ehe ſie von Bengalen nach Sumatra kommen, in der britiſch-indiſchen Armee gedient haben.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Das Klima

Ich erinnere mich genau, in der Schule gelernt zu haben, daſs das Klima auf der Inſel Sumatra ungeſund ſei, und ich glaube konſtatieren zu können, daſs dies auf Wahrheit beruht. Sagen wir beiſpielsweiſe, der Fremde kommt bei Nacht an. Es herrſcht eine Kälte wie am Nordpol, und die Feuchtigkeit der Luft iſt ſo enorm, daſs ſeine Kleider ſich ganz naſs anfühlen, daſs ſein Taſchenmeſſer roſtet und das Lederportemonnaie in ſeiner Taſche fault. Er erreicht ſeine Wohnung in ſtrömendem Platzregen, fühlt während der ganzen Nacht das Haus in einer verdächtigen Art ſchwanken wie ein Schilfrohr im Winde; er wird aus dem Schlaf aufgeweckt von dem Sturm, der alte, wettererprobte Palmen zu Boden wirft; er erwacht früh bei einem Nebel, der mit Meſſern zu ſchneiden iſt, und zieht ſein dickſtes Zeug an, um nach einer halben Stunde zurückzukehren, ſchweiſstriefend und Gott dankend, daſs er in der ſengenden Hitze, von der die Luft nun vibriert, diesmal glücklich ohne Sonnenſtich davongekommen iſt. Im Laufe des Tages kommen infolge der Hitze mehrere Todesfälle an Cholera vor.

Kokosnuſspalmenkrone

Jawohl! Darin hatte die Schule unſtreitig recht. Ich glaube ſelbſt, daſs das Klima hier verhältnismäſsig ziemlich ungeſund iſt. Aber bei dieſer Gelegenheit fällt mir ein, wie niedrig und gemein die Schule ſich in andrer Hinſicht gegen mich benommen hat. Hat ſie mir auch nur ein Sterbenswörtchen davon geſagt, daſs, ſobald ich einmal Luſt bekommen ſollte, die Inſel Sumatra mit meiner Gegenwart heimzuſuchen, ich unabweislich auf zwei bis drei Sonntage im Monat Verzicht leiſten müſste? Es wird nämlich nur an den Löhnungstagen der Arbeiter, alſo im ganzen an zwei Tagen im Monat, gefeiert, und dieſe fallen nicht einmal oder doch nur äuſserſt ſelten auf wirkliche Sonntage, ſo daſs man hier überhaupt ganz und gar um die Sonntage kommt, ebenſo natürlich auch um die übrigen Feiertage des Jahres.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Europäerwohnung auf den Plantagen (Sumatra)

Etwas über den Regen

Erſt hier, während meines Aufenthaltes im Lande des Tabaks, war es, wo ich den Wert des Regens eigentlich ſchätzen lernte. Ich entſinne mich beſonders einer Zeitperiode deutlich, da die Hitze durch vier Wochen zunahm und die Erde immer mehr vertrocknete, während die Cholera in verdächtigem Maſse um ſich griff. In Wegen und Aeckern bildeten ſich tiefe Riſſe, der eben angebaute Tabak lieſs die Blätter hängen, und der verſengte Boden ſchien jedem weiteren Anbau Einhalt zu gebieten. Mehreremal ſchien der Himmel ſich erbarmen zu wollen, aber jedesmal zogen die Wolken wieder fort, ohne einen Tropfen zu entſenden. Auch den energiſchſten Pflanzern begann der Mut zu ſinken, und die Chineſen, die infolge des auf Sumatra eingeführten ſinnreichen Prozentzahlungsſyſtems an dem Wetter und dem guten Ausfall der Ernte bedeutend intereſſiert ſind, hoben laut zu jammern an. Es ſah auch arg genug aus; die fünfte Woche verſtrich, aber trotz all der von den Chineſen hinaufgeſandten Raketen und Gebete blieb der Regen aus. Die ſechste Woche kam und mit ihr die Verzweiflung; ein amerikaniſcher Regenerzeuger (in jener Zeit wurde ja mit ſolchen experimentiert) hätte hier Millionen verdienen können. Die ſchon von Natur aus nicht ſonderlich aufgeweckten Geſichter der Leute wurden noch ſaurer, die Aſſiſtenten brachten die beunruhigendſten Nachrichten heim, und es ſtand nun feſt, daſs, wollte der Himmel nicht vor Ende der Woche ein Einſehen haben, man Verluſt auf Verluſt gewärtigen müſste. Der Ruin war in dieſem Falle ſicher, ebenſo ſicher, wie daſs durch einen ausgiebigen Regen noch faſt alles zu retten war. Doch die Zeit ſchritt vor, und der letzte Tag der Woche brach mit ſtrahlendem Sonnenſchein und einer Hitze an, die die der

Indira Gandhi National Centre for the Arts

früheren Tage noch übertraf. Nun wurde es ernſt. Die Chineſen ſtellten die Tabakarbeit ein und machten ſich mürriſch daran, in der brennenden Sonne die Wege um das Haus des Direktors zu ſäubern. Wolken zogen am Himmel auf, aber nicht einer von zehn ſchien nach ſo oft betrogener Hoffnung geneigt, an eine günſtige Wendung zu glauben. Nach und nach erhob ſich indes ein ſchwacher Wind, der mit den Wolken zu ſpielen begann, und immer mehr und mehr neugierige Blicke betrachteten den Himmel. Einige der Chineſen, denen ein kurzes Verlaſſen des Arbeitsplatzes geſtattet iſt — ſie dürfen in dieſer Pauſe ihren Tabak rauchen —, erſahen die Gelegenheit, um raſch zum nächſten Kaufmann zu deſertieren und wenige Minuten nachher ein groſses Feuerwerkopfer, von einem Höllenſpektakel begleitet, abzuhalten, das den guten Tuan Allah bewegen ſollte, den Regen fallen zu laſſen.

Gipfel eines alten Durianfruchtbaums

Einſtweilen verfinſterte ſich die Luft mehr und mehr. Es war kein Zweifel, ja, das war der erſehnte Regen, aber ach! wer konnte darauf rechnen, daſs der Himmel gerade hier über unſrer Plantage ſeine Schleuſen öffnen würde! Blitz und Donner näherten ſich zwar, jedesmal von einem aufmunternden Zuruf der Bande und einem innigen Wunſche des Direktors und der übrigen Herren begrüſst, und ein gewaltiger Wind fegte über die Ebene. Die Hoffnung begann zu ſteigen. Eine wirkliche Spannung ergriff alles und alle. Der Donner nahm an Stärke zu. In der Stille rechnete wohl ſo mancher ſich aus, wie viel tauſend Dollars ein guter Regen in dieſem Augenblick wert ſei — ſicher war er ja immer noch nicht. Einige Herren von der Plantage erſchienen in faſt feierlicher Stimmung; es waren wichtige Augenblicke. Im Hauſe opferte und betete das Geſinde. Noch einige Minuten verſtrichen, und dann, als hätten all die Gebete dieſes kleinen Erdenflecks endlich Erhörung gefunden, rauſchte

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Chineſiſcher Inrikiſchaführer im Regen (Sumatra)

und ſtrömte der Regen herab, zum erſtenmal ſeit anderthalb Monaten, während deren er täglich höchſt willkommen geweſen wäre.

Als die erſten Tropfen die Erde berührten, ſandten die hundert Chineſen ein ſo energiſches Freudengeheul empor, daſs unter gewöhnlichen Umſtänden unſer Trommelfell ſicherlich für Lebenszeit Schaden genommen hätte; nun aber — ja nun ſtimmte man ſelbſt mit ein. Ein junger enthuſiaſtiſcher Aſſiſtent ſtürzte zum Flügel und intonierte mit groſser Bravour einen herrlichen Feſtmarſch, deſſen Töne, vom Rollen des Donners unterbrochen, in wahrer Feierſtimmung hinaus-

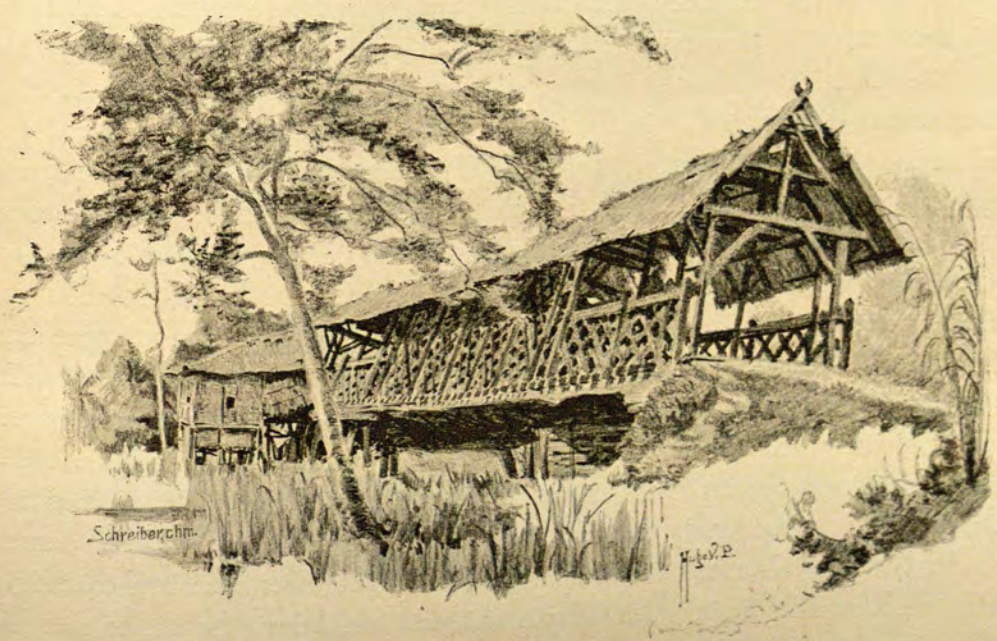
Indira Gandhi National Centre for the Arts

klangen über die Verſammlung glücklicher Menſchen, von denen jeder wohl das Verlangen empfand, in ſtürmiſchem Dankgefühl auf die Kniee zu ſtürzen. Zum erſtenmal vielleicht in meinem Leben verſtand ich ſo recht, was das Wort »ein geſegneter Regen« bedeuten will.

Nun hatte alle Not ein Ende, und drei Tage hindurch erfreuten wir uns an dieſem Regen, deſſen Menge 240 Millimeter betrug. Ein recht anſtändiges Resultat! Und die Folge war, daſs der Tabak, den wir erzielten, von 132 Plantagen des Landes der drittbeſte wurde.

Ueberſchwemmungen

Der Regen kommt in jenen Landſtrichen zumeiſt periodiſch. In den Gebirgen ſind die Niederſchläge jedoch bedeutend ſtärker als auf dem flachen Lande. Von den viele tauſend Fuſs hohen Bergen, die die Plantagen umgeben, quillt der Regen herab in die die Ebene durchkreuzenden kleinen Flüſſe und Kanäle, die zumeiſt nicht im ſtande ſind, die Waſſermaſſen aufzunehmen, und die ungeheure Ueberſchwemmungen auf dem flachen Lande verurſachen. Ich hatte vor einigen Monaten Gelegenheit, auf einer benachbarten Plantage ganz unerwartet eine ſolche Ueberſchwemmung kennen zu lernen. Den die beiden Plantagen trennenden Urwald durchkreuzend, war ich zu einem kleineren Fluſſe gelangt, der, an dieſer Stelle beiläufig 35 Ellen breit,



Zuſammengeſtürzte Brücke (Sumatra)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

unter normalen Umſtänden wie an jenem Tage etwa zehn Ellen tiefer liegt als das Plateau, auf dem ſich die unmittelbar am Fluſſe angelegte Plantage befand, die ich beſuchen wollte. Lächelnd und ſonnenglänzend lag der Fluſs an jenem Morgen da, und unbeſchadet einer leichten Strömung führte die Fähre, ein vorn mit dem quer über den Fluſs geſpannten dicken Stahldrahttau in Verbindung ſtehendes flaches und breites Boot, uns raſch hinüber. Bald darauf befand ich mich als Gaſt unſers liebenswürdigen Nachbars auf deſſen Plantage.

Die Berge lagen während des ganzen Tages in dichte Regenwolken gehüllt, und das Waſſer begann zu ſteigen. Des Nachts erwachte ich von einem heftigen Poltern und Rauſchen; mit Ungeduld erwartete ich den Morgen, und mit dem erſten Tageslicht machte ich mich auf und eilte trotz des feinen, dicht fallenden Regens zum Fluſſe hinab.

Das war ein andres Bild als das lächelnde, ſonnenſpiegelnde Gewäſſer, das ich tags zuvor geſehen. Schäumend und brüllend wirbelte und wälzte der braungrünliche Strom ſich in reiſsender Schnelligkeit dahin. Ein gewaltiges Stück des Plantagenufers war ſamt den herrlichen Kokospalmen, deren Kronen geſtern im Winde geweht, ſpurlos verſchwunden. Die ſteigenden Waſſermaſſen brachen jeden Widerſtand, und jeden Augenblick ſtürzte unter Gepolter und Geplätſcher ein neues Stück des ſteilen Abhanges untergraben und losgelöſt in die Strömung hinab, die alles mit ſich fortriſs. Rieſige Baumſtämme, ganze Palmen, Balken und Brücken kamen von oben herab, ohne Aufenthalt im Kreiſe ſich drehend und auf jeden Vorſprung, den das Ufer bot, loshämmernd, bis er dem Anprall wich.

Der Anblick war ſo groſsartig, daſs ich die Aeuſserung des einſtweilen herbeigeeilten Direktors, das Waſſer würde bald auf ſeinem höchſten Stand angelangt und das ganze Schauſpiel infolgedeſſen binnen kurzem zu Ende ſein, mit Bedauern, ja mit Verdruſs vernahm. Allein es zeigte ſich, daſs er ſich verrechnet hatte. Als ich ſogleich nach beendigtem Frühſtück wieder am Platze erſchien, konnte ich konſtatieren, daſs der Strom ſeitdem ſicherlich noch um eine Elle geſtiegen war. Auch von den Behauſungen der Eingeborenen kamen nun ganze und halbe Hüttenteile dahergetrieben, und immer mehr und mehr drängte das Waſſer zwiſchen den mächtigen Stämmen und Büſchen des jenſeitigen Urwaldes ein und rückte den beiden als Wagenſchuppen und Fährmannwohnung dienenden Balkenhäuſern am andern Ufer immer hartnäckiger zu Leibe. Angeſchwemmte Baumſtämme und Bretter ſtauten ſich um die ſtarken Balken, die das Dach trugen, und der Strom preſste mit wachſender Gewalt darauf, aber die alten mächtigen Rieſen des Urwaldes hielten den Anprall aus und ſchwächten ihn ab, ſo daſs die Häuſer dem ungeheuren Druck widerſtehen konnten.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Oben in den Bergen dröhnte unaufhörlich der Donner, und ein ſtarker Regen ergoſs ſich nun auch über uns.

Auf dem zur Plantage gehörenden Boden hatte man erſt im ſelben Jahre in lächerlicher Unbedachtſamkeit nur 12—14 Ellen von dem Uferabhang einen neuen ſchönen Stall, für 25 Ochſen berechnet, aufführen laſſen, der nun, nachdem ein groſses Stück Ufer im Laufe der Nacht vom Strom fortgeriſſen worden, wie auf einer freien Landzunge an dem Fluſſe lag. Dieſer Bau war unleugbar arg bedroht, aber das Waſſer muſste ja endlich abnehmen, ſeit Jahren war ja

Kronen von Urwaldbäumen auf Sumatra

Aehnliches nicht vorgekommen. Doch wie all dieſen Erwartungen zum Trotz ſtieg es, ſtieg immer mehr und riſs zwei an unbewachter Stelle ſtehende Wagen und einen Ochſenkarren los, die nun, die Räder wie kreiſelnde Flügel einer Mühle nach oben gekehrt, in den unerſättlichen Strudel hinabtrieben. Und immer mehr und mehr Treibgut türmte ſich an den beiden Häuſern uns gegenüber auf und drückte auf die Balken.

Nach langem Parlamentieren gelang es trotz des Sturmes, der ſich nun erhob, ein paar Kanoes zu bemannen, ſie glücklich hinüberzubringen und einen Teil des angeſtauten Holzes mit Hilfe der Strömung von den Häuſern zu

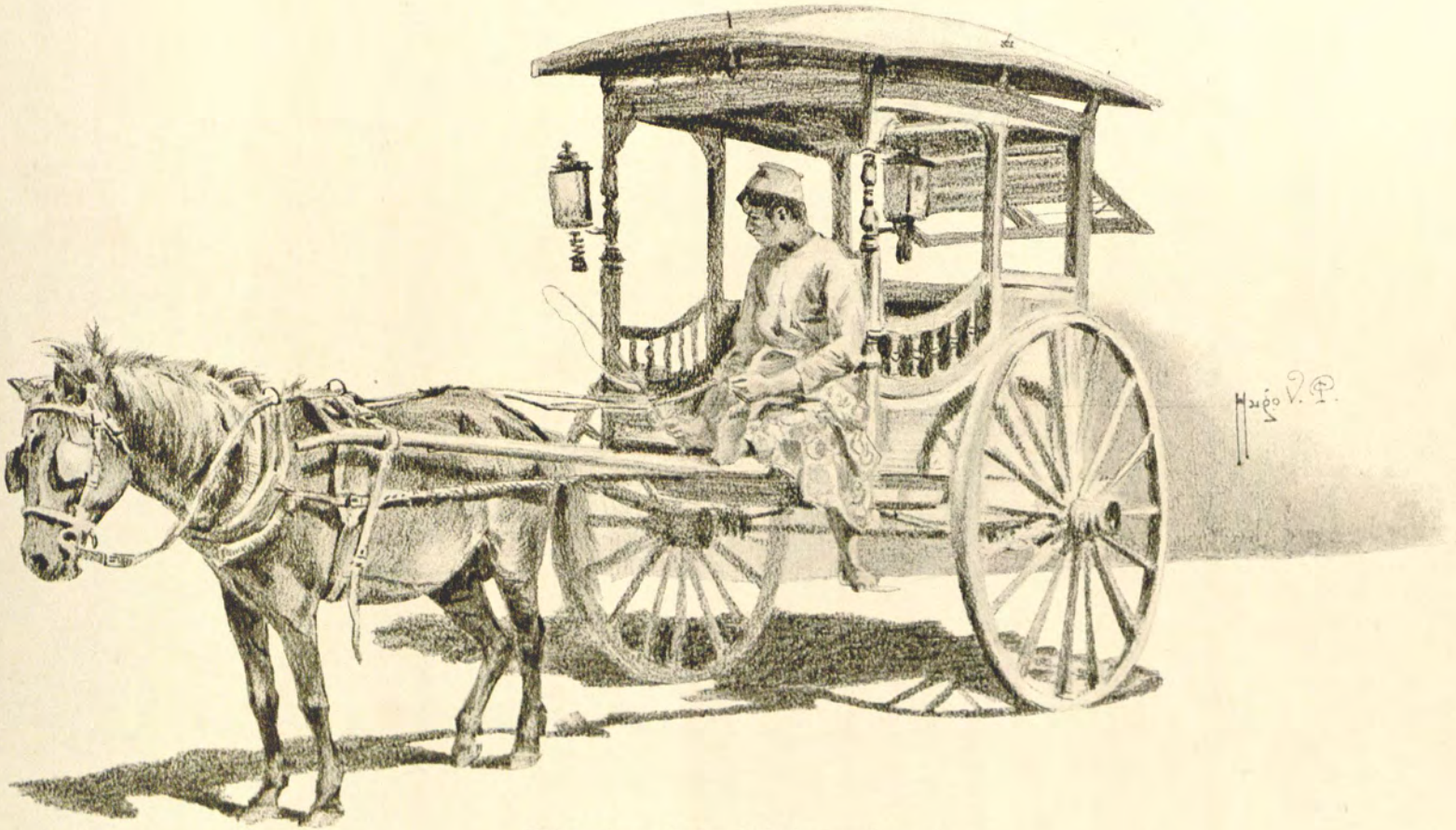
Indira Gandhi National Centre for the Arts

entfernen. Es war hohe Zeit, denn ſchon begannen die dicken Dachſtützen dem Drucke nachzugeben und mit dem Einſturz zu drohen. Die acht Männer hatten wohl dreiviertel Stunden gearbeitet, als ein ſpannendes Schauſpiel ſich unſern Augen bot. Einer der mächtigſten Urwaldbäume, unter deſſen Schutz und Schirm die beiden Häuſer mit den arbeitenden Javanern ſtanden, wankte plötzlich, von der Flut, vermutlich auch vom Zahn der Zeit und der Arbeit der Ameiſen untergraben, neigte ſich langſam und krachte zu unſerm Entſetzen hinab über die

Ochſenkarren (Transportwagen)

Unglücklichen, die erſt in letzter Sekunde — unſer Schreien drang nicht hinüber — die Gefahr gewahrten. Wenigſtens ſchien es uns ſo. Ein ganz unglaublicher Glücksfall fügte es, daſs nur ein mächtiger Zweig das Vorderende eines der Boote traf, ſo daſs die Gefährdeten bloſs hoch in die Luft geſchleudert wurden und mit Ausnahme eines einzigen, der leicht verletzt wurde, unbeſchädigt davonkamen. Indeſſen war ihnen die Luſt zu weiteren Experimenten gründlich vergangen, und da die Gefahr überſtanden war, kämpften ſie ſich zu der Plantage zurück, die beiden Gebäude preisgebend, die denn auch nachmittags mit Gekrach in den immer noch ſteigenden Strom ſtürzten. Dieſer begann, nachdem er etwa $6\frac{1}{2}$ Ellen über dem gewöhnlichen Waſſerſtand erreicht hatte, endlich zu ſinken.

Indira Gandhi National Centre for the Arts



Fuhrwerk zur Perſonenbeförderung (Sumatra)

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Der Stall hatte ſich gehalten, dafür war aber ein prächtiger bengaliſcher Ochſe, der offenbar das Schauſpiel genieſsen wollte, dem Abhang zu nahe gekommen. Der Boden barſt unter ihm, und das groſse Tier verſchwand im Strom, um in einem etwas entfernteren Campong als Leiche ans Ufer geſpült zu werden.

Erſt drei Tage danach waren die Brücken und Wege im Urwald ſo weit wiederhergeſtellt, daſs ich heimkehren konnte.

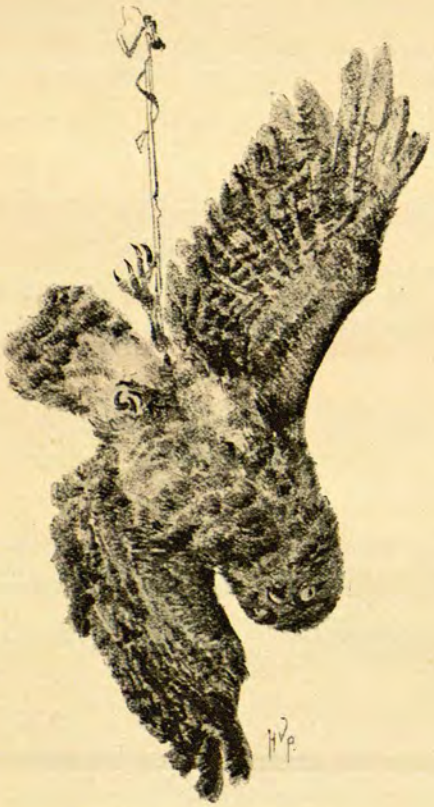
Cholera

Früher als ich es dachte, ſollte mir Gelegenheit geboten werden, die gefürchtete Cholera in der Nähe zu beobachten. Seit längerer Zeit bereits munkelte man von einem Ausbruch dieſer Krankheit auf den Nachbarplantagen, und das drückend ſchwüle Wetter ſchien uns den erſehnten Regen nicht beſcheren zu wollen, der beſſer als jedes andre Mittel einem raſchen Umſichgreifen der Cholera vorbeugt.

Es war mitten im März, zu jener ungemein wichtigen Zeit des Jahres, wo der Tabak gepflanzt wird, und ich entſchloſs mich eines ſchönen Morgens, da noch die Nachtkühle die Erde umfangen hielt, mich ſelbſt ein wenig von der Lage der Dinge zu überzeugen und die nächſte Plantage aufzuſuchen. Ich ſchritt über weitgeſtreckte Felder, auf denen der fleiſsige Kuli längſt mit Axt und Spaten hantierte, und durch einen prächtigen Urwald, deſſen hohe maleriſche Baumwipfel die aufgehende Sonne beſtrahlte, während der Weg ſelbſt noch in kühlem Schatten dalag. Die einzigen Laute, die in dieſer frühen Morgenſtunde die feierliche Ruhe des Waldes unterbrechen, ſind die eigentümlich kläffenden Rufe der aus ihrem Schlummer erwachenden Affen, die ſich in kurzer Zeit über das ganze Terrain verpflanzen und zuletzt in ein ohrenbetäubendes Konzert ſämtlicher Kameraden ausklingen. Nachdem der erſtaunte Vierhänder den unter den Baumwipfeln dahinſchreitenden weiſsgekleideten Wanderer genügend betrachtet hat, beginnt er in fein berechneten, kräftigen Sprüngen ſeine Morgengymnaſtik — zuerſt hinab zur Erde, wo er eine fette Schlange, die den Schatten des breitblättrigen Piſang zum Hotel erwählt hat, mutwillig aus dem Schlafe ſtört, unbekümmert um die niederſchmetternden, hypnotiſierenden Blicke der Erzürnten — dann halb aufrecht auf einem der oberſten freien Zweige balancierend, von denen ſchnurgerade Schlinggewächſe 20—30 Ellen herniederhängen, den Bäumen ihren vornehmſten Reiz verleihend.

Doch halt! Ich ſehe, mein Entzücken über den Zauber des Urwaldes iſt mit mir durchgegangen — alſo zurück zur Sache! Nach einſtündigem Marſche

Indira Gandhi National Centre for the Arts



Junge Eule (Sumatra)

iſt der Fluſs, der mich von der andern Plantage trennt, erreicht und der Fährmann aufgeſtöbert, der mich über das Waſſer bringt.

Ich bin am Ziele. Bei meiner Ankunft beim Direktor erfahre ich, daſs die Anzahl der in den letzten Tagen von der Cholera Ergriffenen 26 iſt, von denen 14 bereits geſtorben ſind. Während der Direktor mit mir ſpricht, wird er von einem der europäiſchen Aſſiſtenten unterbrochen, der ärgerlich die Mitteilung bringt, daſs Nr. 15 der Erkrankten trotz ſeiner kräftigen Konſtitution — der Mann war der ſtärkſte und tüchtigſte Arbeiter der ganzen Abteilung — und aller angewandten Mittel, die das Beſte hatten hoffen laſſen, dank der Dummheit ſeiner guten Kollegen eben geſtorben ſei. Der arme Teufel, dem natürlich ſeine gewohnte Koſt, Reis und Waſſer, unterſagt war, hatte unaufhörlich danach verlangt; ſeine guten Freunde hatten in einem unbewachten Augenblick den Wunſch des Kameraden erfüllt und ihm eines der beiden oder vielleicht gar beides verabreicht, und kurze Zeit darauf war er tot. Es war einer von den Klings, dem wegen ſeiner Achtloſigkeit in Bezug auf Trinkwaſſer und Nahrungsmittel am meiſten heimgeſuchten Volksſtamme.

Beim Frühſtückstiſch erfuhren wir von einem weiteren Todesfall. Ein Malayenweib klagte uns weinend, daſs ihr Mann ſoeben geſtorben ſei. Ich leugne nicht, daſs mich bei dieſen Meldungen und insbeſondere dieſem Weibe gegenüber, das ſich noch vor wenigen Minuten über den Sterbenden gebeugt und vielleicht in einigen Stunden ſelbſt auf der Liſte der Infizierten ſtehen ſollte, unwillkürlich eine gewiſſe Furcht ergriff und ich unter dem Eindruck des Geheimnisvollen, das dieſer grauenvollen Peſt anhaftet, einen Schritt zurückwich. Allein dennoch war nach dem Frühſtück, bei welchem das ſonſt übliche Vermiſchen des Rotweins mit Waſſer unterblieb, mein Entſchluſs gefaſst, die Gelegenheit nicht vorbeigehen zu laſſen, die Kranken in der Nähe zu ſehen.

Wenige Minuten ſpäter ſtand ich mit meinem Führer, einem liebenswürdigen Schweizer, am Eingang der zum Choleraſpital umgewandelten Scheune. Hu! Doch was nützte es? Hinein!

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Chineſiſcher Tabakarbeiter auf dem Wege zur Arbeit (Sumatra)

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

In dem grofsen, dunkeln, aber kühlen Raume ſind die dürftigen Lagerſtätten errichtet, auf denen die Kranken liegen, einige faſt ſchmerzlos, andre heftig leidend; am ärgſten mitgenommen ſcheint ein grofser, kräftig gebauter Kling zu ſein, der ſich in ſtarken Krämpfen windet. Sein Körper bietet einen ſchrecklichen Anblick. An der einen Hüfte zeigt ſich eine enorme Erhöhung, und die Waden ſind infolge des entſetzlichen Krampfes buchſtäblich vorn am Bein zu ſitzen gekommen. Während mein Führer ſeine Aufträge erteilt, die dem Aermſten ein wenig Linderung bringen ſollen, eile ich raſch ins Freie. Meine Neugierde iſt vollſtändig befriedigt. Die Zeit iſt bereits vorgerückt, und wir müſſen uns beeilen, um noch vor Beginn der gräſslichen Hitze, die jedem dieſes Klimas Ungewohnten den Aufenthalt unter freiem Himmel unerträglich macht, ein wenig Umſchau zu halten.

Wir kommen an einer Böſchung vorbei, deren friſch aufgeworfenes Erd-

Landſchaft auf Sumatra

Indira Gandhi National Centre for the Arts

reich von einer Ruheſtätte erzählt, die aller Wahrſcheinlichkeit nach mehrere der eben Beſuchten noch vor Abend gegen ihre jetzige eintauſchen werden. Kleine Dächer aus getrockneten Palmblättern, die zur Zeremonie der Beerdigungen gehören, ſchmücken die Gräber. Nicht weit davon ſteht eine primitive Hütte, umgeben von umherliegenden kleinen Büſcheln gelben reifen Reiſes. Hier wurde der vorhin verſtorbene Malaye, während er eben daran war, ſein einziges Hab und Gut, ſein Ein und Alles, das biſschen Reis, das für die nächſte Zeit ſeine Nahrung bilden ſollte, in geſchmackvoll kegelförmigen Stapeln aufzuſchichten, geſtern abend von der Cholera ereilt — und hier würde binnen kurzem dieſer oder jener Stammesgenoſſe, plötzlich ſich ſeiner Verwandtſchaft mit dem Verſchiedenen erinnernd, ſich einſtellen, um dies ſein Erbteil ſamt Mark Geldes, die ſich vielleicht vorfinden könnte, einzuheimſen.

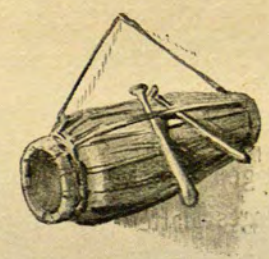
Klingarbeiter

Mit abnehmender Hitze begab ich mich, nachdem ich von dem Direktor Abſchied genommen, gegen Abend auf den Heimweg, um mich nach meiner Rückkehr durch ein ausgiebiges Bad und einen guten, erquickenden Brandy zu ſtärken. — Schon bei unſrer Ankunft im Lande hätte uns ja, wie früher erzählt, dieſe unheimliche Krankheit beinahe zu einer Quarantäne verurteilt. Acht Wochen ſpäter jagte uns ein ähnlicher Fall einen neuen Schrecken ein.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Eben war der Wäſcher auf der Plantage geweſen, um die Wäſche abzuliefern. Dieſe Leute ſind auſserordentlich geſchickt im Waſchen weiſser Leinwandanzüge und ſtehen daher in dieſem Erwerbszweige ohne Konkurrenz da. — Kaum jedoch hatte der Mann unſre Wohnung wieder verlaſſen, als unſer Nachbar uns per Telephon mitteilte, wir möchten, ſobald unſer Wäſcher ſich bei uns einfinde, ihn ſchleunigſt zurückſchicken, da bei ſeiner Familie die Cholera ausgebrochen ſei und ſogar ſchon ein Opfer gefordert habe. Der Boy, der die glänzende Wäſchepartie übernommen, hatte ſelbſtverſtändlich keinen paſſenderen Platz dafür aufzutreiben gewuſst als das Bett, auf welchem die 30 weiſsen Anzüge ſorgfältig geordnet lagen. Alſo wenige Minuten ſpäter — Tableau!! Die Boys, Maſſen von weiſsen Anzügen, Bettzeug etc. herbeiſchleppend und -zerrend und dies alles drei gewaltigen Behältern mit kochend heiſsem Waſſer übergebend — mein Bruder, par distance den einſtweilen zurückgerufenen Wäſcher mit all den Kraftausdrücken der malayiſchen Sprache überſchüttend — ich ſelbſt, mit Reſpekt zu ſagen, wie ein gewiſſes Haustier auf einem Teereimer umherſpringend und alles, was in meinen Bereich kommt, mit dem wohlriechenden Karbolwaſſer beſpritzend! Der Vorhang fällt!

Wäſcher (Singapore)



Indira Gandhi National Centre for the Arts

Vegetation in den Berggegenden Sumatras

Menschenfresser, Gewaltthat, Mord und Aufruhr

Krieg und Friedenszeit an den Grenzen der Zivilisation

Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs der Tabakanbau, um ſeinen gegenwärtigen Stand auf Sumatra zu erreichen, bedeutende Ländereien in Besitz nehmen und ſich ſelbſt bis in die Berge hinauf erſtrecken muſste, bis zu den Wohnſitzen der unabhängigen Stämme, in deren Augen der Europäer noch heutigentags ein ebenſo verlockender Braten iſt wie jeder andre ihrer überwundenen Feinde, deren Sitten und Neigungen es mithin uns Europäern keineswegs rätlich erſcheinen laſſen, dieſen Herrſchaften ohne Militärſchutz einen freundſchaftlichen Beſuch abzuſtatten.

Dieſe Gebirgsgegenden ſind denn auch der Schauplatz verſchiedener entſetzlicher Zeremonien, über welche ich an andrer Stelle berichtet habe.

Die Neugierde, jenen intereſſanten Rayons möglichſt nahe zu kommen, veranlaſste mich, einen äuſserſt liebenswürdigen und energiſchen jungen deutſchen Adminiſtrator aufzuſuchen, der viele Jahre eine unmittelbar an dieſe Gegenden grenzende, am Fuſs eines mächtigen Vulkans gelegene Plantage geleitet hatte. Der letzte heftige Ausbruch des Berges hatte vor 84 Jahren ſtattgefunden, und ein breiter Gürtel, der ſich rings um den Vulkan zieht, bezeichnet noch jetzt die Spuren dieſer Eruption. Gewaltige Steine, oft 3 bis 4 Ellen im Quadrat, ragen überall, halb in der Erde begraben, aus dem Boden, und den Pflanzern erwächſt

Indira Gandhi National Centre for the Arts

hier die ungeheure Arbeit, durch Steinſprengungen vorerſt ein halbwegs brauchbares Erdreich und gangbare Wege zu ſchaffen.

Obwohl die Erde rings um den mächtigen Krater glühend heiſs iſt und ein häufiges Poltern und Dröhnen die Thätigkeit des Vulkans verrät, ſteigt doch ſelten nur Rauch aus dem Innern empor. Die Luft iſt hier tagsüber bedeutend friſcher und angenehmer; dagegen ſind die Nächte feucht und die Niederſchläge im allgemeinen ſehr reichlich.

Der Direktor dieſer am höchſten gelegenen Plantage, zugleich einer der beſten Schützen Sumatras, hat wiederholt lange und gefahrvolle Reiſen an den Tobaſee unternommen, wo die gefährlichſten aller Stämme, die »Pak-Pak«, ihren Wohnſitz haben.

Nur wenige Europäer haben dieſen See, der einen unvergleichlich herrlichen Anblick bieten ſoll, mit eignen Augen erblickt. An Gröſse dem Züricherſee um das Fünffache überlegen, liegt das ſpiegelklare Gewäſſer, das den Beſchauer bis auf 80 Ellen Tiefe den Grund ſehen läſst, 1600 Fuſs über dem Meere in einem Ausſchnitt des mächtigen Gebirges, das man von jedem Teile der Inſel aufragen

Malayenwohnung auf Sumatra

Indira Gandhi National Centre for the Arts

ſieht, vor jedem Blicke verſteckt und von der oberſten Plantage erſt durch eine zweitägige, mühſame Gebirgswanderung zu erreichen, in all ſeiner Schönheit da.

Das Waſſer hat längs des Ufers merkwürdige Löcher in die Erde gegraben. Eigentümlich iſt es, wie raſch der Wind dieſes ſpiegelglatte klare Waſſer in Aufruhr bringt und die Wellen zu bedeutender Höhe aufwühlt. Ein groſser Teil der Küſte iſt jetzt holländiſches Eigentum, aber noch immer gehören weite Strecken den Eingeborenen, die man in ihren langen, eigentümlichen Booten — im Ausſehen nicht unähnlich den alten nordiſchen Wikingerſchiffen und mit je 50 Mann Beſatzung — von den den See umlagernden ſteilen Bergzinnen aus beobachten kann.

Unter den einzelnen Stämmen herrſcht ewiger Krieg. Sie ziehen gegeneinander ins Feld, kämpfen mit hartnäckiger Verbiſſenheit, und die Sieger teilen den Raub unter ſich. Zahlreiche kühne Expeditionen wurden hier herauf unternommen, und die meiſten koſteten Menſchenleben. Jedenfalls gelingt dies Wageſtück, wie vor ein paar Jahren einigen öſterreichiſchen Forſchern, nur durch viele reiche Geſchenke. Auf die Wilden giebt es eben keinen Verlaſs, und manch ein entlaufener Kuli, der ſich in die Berge flüchtete — die Küſten werden von den Flüchtlingen gemieden, da ſie fürchten, hier wieder eingefangen und auf die Plantagen zurückgebracht zu werden —, fand hier ſeinen Tod und wurde von den Kannibalen verſpeiſt, die in der Zubereitung ſolch eines Leckerbiſſens nicht wähleriſch ſind. Sie genieſsen das Fleiſch ſowohl geröſtet als gekocht, zuweilen auch in rohem Zuſtande.

Mitten in dem ſchönen Tobaſee liegt eine prächtige Inſel mit mehreren Vulkanen. Es heiſst, daſs die ganze Inſel einem von ihnen ihre Exiſtenz verdanken ſoll. Allerdings haben ſich dieſe Vulkane ſeit langen Zeiten ruhig verhalten, ſo daſs ſie erloſchen zu ſein ſcheinen; aber jeder Tag kann eine Kataſtrophe bringen, und dann hat die letzte Stunde der Kannibalen geſchlagen, dieſer Unmenſchen, die nicht davor zurückſchrecken, ihre eignen Eltern zu freſſen, ſobald dieſe ſich nicht mehr recht zur Arbeit eignen.

Nachdem wir von der Reiſe geraſtet, unternahmen wir am nächſten Morgen einen herrlichen Streifzug.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Nach dem Rate Fachkundiger wurde im ſelben Jahre ein groſses Plateau hoch oben im Gebirge, deſſen Boden als vorzüglich geeignet bezeichnet worden, mit Tabak bepflanzt. Die Schwierigkeit beſtand in der Verbindung mit der unteren Plantage, wurde jedoch von dem Direktor in ausgezeichneter Weiſe durch Anlegung einer Rutſchbahn gehoben. Längs des ganzen Terrains, das in zahlloſen Buchten und Windungen viele hundert Fuſs ſtetig anſteigt und ſowohl die prächtigſten Thee- und Kaffeepflanzungen als auch groſse Strecken herrlichen Urwaldes umfaſst, wurde eine lange Schienenbahn angelegt, über manche tiefe Schlucht eine Brücke geſchlagen, und bald war die Bahn fertig. Von den groſsen Lagerſcheunen aus wird der Waggon hinabgelaſſen und durch Pferdekraft oder Ochſen hinaufgezogen. Wir fahren raſch in ſtetiger Steigung hinan. Bald liegt die ganze Plantage vor uns, und gleich darauf erweitert ſich der Horizont. Wir ſehen das Dorf Bindjey in lilablauen Tönen verſchwimmen, durchqueren den Urwald und ſind nach knapp dreiviertelſtündiger Fahrt an unſerm Ziele.

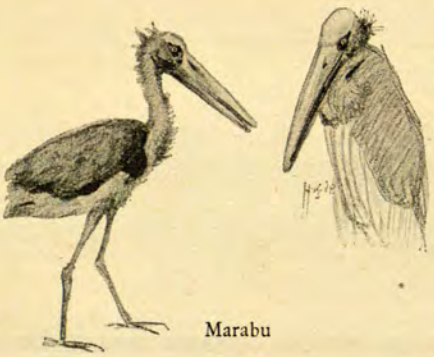
Malayenhäuſer

Nachdem der Waggon, der auf dem abfallenden Terrain die Tendenz zum Hinabrollen zeigt, befeſtigt worden, genieſsen wir die herrliche Ausſicht über das weite, bergumkränzte Land. Da der Direktor umfaſſende Inſpektionen vorzunehmen hat, bleiben wir bis 7 Uhr abends hier. Bei herrlichem Mondſchein ſteigen wir wieder in den Waggon, jeder mit einer Bremſe verſehen, mit deren Handhabung ich erſt bekannt gemacht werden muſste; der Wagen wird gelöſt, und in raſender Schnelligkeit geht es in der prächtig kühlen Abendluft den Berg hinab. Die flammenden Holzſtöſse, die die Kulis nach beendeter Arbeit aus gefällten Bäumen und geſammeltem Reiſig errichten, leuchten von allen Seiten wie mächtige Höhenfeuer am klaren Horizont auf, und von einem groſsen Petroleumwerk, wo alle Abfälle verbrannt werden, lodert ein prachtvoller Feuerſchein, während der Urwald ſilberfunkelnd im

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Mondlichte daliegt. Immer raſcher rollen wir abwärts, nur bei den ſtärkſten Schwenkungen uns der Bremſen bedienend, und in einer Viertelſtunde ſind wir unten.

Wenige Tage darauf wiederholten wir dieſe Tour, diesmal aber ſollte die Rückfahrt nicht ſo gefahrlos verlaufen. Während unſers Aufenthaltes auf dem Plateau war das Wetter umgeſchlagen, und ein heftiger Regen ſtrömte herab, ſo daſs wir auf dem zehn Minuten langen Wege von der Villa zur Bahnſtation im Zweifel waren, ob es beſſer ſei, umzukehren oder die Rückfahrt zu riskieren. Endlich wählten wir von den beiden Uebeln das letztere.



Marabu

Der Wagen wurde gelöſt, und mit einer geradezu unheimlichen Schnelligkeit ſauſten wir die eisglatten Schienen hinab. Beide Bremſen wirkten zu ſtark, ſo daſs die Räder entweder ganz ſtille ſtanden oder in einer raſenden Eile hinabſurrten, die den Waggon jede Minute über die Brücken oder an die vorſpringenden Felsſpitzen zu ſchleudern drohte. Während wir ſo hinabflogen, triefend vom Regen, auſser ſtande anzuhalten, und umgeben von einem einzigen Meer von Blitzen und dem fürchterlichen Echo des Donners, da konnte ich mir ſelbſt und meinem Begleiter ob unſrer Tollkühnheit, die uns leicht teuer zu ſtehen kommen konnte, nicht genug Vorwürfe machen. Erſt jetzt erinnerte ich mich, daſs in letzter Zeit hier vier Unfälle geſchehen waren, und daſs die Tollkühnheit eben meines Begleiters bei dieſen Bahnfahrten bekannt war. Ein fürchterlicher Donner und ein Stoſs des Wagens riſſen mich aus dieſen Erwägungen. Wir waren unten, mit heilen Gliedern!

Der erſte Unfall bei dieſer, wie man ſieht, nicht ganz gefahrloſen Rutſchbahn hatte gleich am Tage der Eröffnung ſtattgefunden.

Auf der Plantage war Zahlungstag, und am Nachmittag ſollte der erſte offizielle Waggon hinabrollen.

Die an der erſten Fahrt teilnehmende Geſellſchaft war eben bei dem europäiſchen Aſſiſtenten der oberſten Abteilung um den Mittagstiſch verſammelt, als ſich plötzlich ein Sauſen vernehmen lieſs, das man unmöglich verkennen konnte. Es war der erſte Wagen, der, wie ein böſes Omen ſeine Zeit nicht abwartend, in voller Kraft die Schienen hinabbrauſte. Alles erbleichte. In einem Nu war man zur Stelle. Sollte jemand aus Bosheit die Bremſen von den Rädern entfernt und den Waggon dadurch in Bewegung geſetzt haben? Fehlgeſchoſſen!

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Chineſiſcher Tiſchler mit ſeinen Gerätſchaften

Ein paar luſtige Chineſen, denen der ausbezahlte Lohn jedenfalls Mut gemacht, hatten der Verſuchung nicht widerſtehen können, den feſtlich geſchmückten Waggon auf die Probe zu ſtellen. Was war dabei? Man konnte ja anhalten, wenn es gar zu raſch ging! Alſo hinein mit allen dreien und auf und davon! Das Vergnügen ſollte allerdings nicht lange dauern. Schon bei der erſten Brücke, bei welcher man zu bremſen unterlaſſen, gingen unſre drei Freundchen ſamt Equipage zum Teufel — was ſo viel beſagen will, daſs der eine über die Brücke in den Abgrund geſchleudert wurde und niemals mehr Gelegenheit hatte, mit der Rutſchbahn zu fahren, während die beiden andern auf das Brückengeländer fielen, das ebenfalls zum Teil zuſammenbrach. Doch kamen ſie mit ein paar Armbrüchen davon.

Tags darauf beſuchten wir einen der ſchönſten Campongs, die ich je zu ſehen bekommen. Unſer Weg führte über kleine Waſſerläufe, bei deren Uebergang der mit Stiefeln bekleidete Europäer nur ſchwer eine nähere Berührung mit dem feuchten Element vermeidet, während der nackte Fuſs des Batak mit groſser Leichtigkeit

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Marabu

hinüberbalanciert. Im Campong war eine Menge ungewöhnlich ſchöner Weiber beſchäftigt, Reis zu ſtampfen, und abermals fiel mir ihr origineller Ohrenſchmuck auf, der, aus ſchweren Dollarſtücken verfertigt — man behauptet, daſs oft ein halbes Hundert davon für ein Paar Ohrenringe verbraucht werden —, manchmal ſchon als Silberſtange in die Ohren geſteckt und ſo verarbeitet wird. Uns Europäern, denen es natürlich ungeheuer läſtig erſcheint, dieſen furchtbar ſchweren Schmuck zeitlebens in den Ohren zu tragen und nie mehr entfernen zu können, erſcheint die andre Herſtellungsart in zwei Teilen, die in das Ohr eingefügt werden, allerdings als die weit praktiſchere.

Malayiſcher Vogelhändler

Der Campong ſelbſt beſtand aus 5—6 gröſseren Häuſern und etlichen Hütten. Unter den Gebäuden machte ſich beſonders das Haus des Häuptlings durch ungewöhnliche Höhe und eine äuſserſt ſeltene, wohl hundert Jahre alte Konſtruktion bemerkbar. In dem einzigen Raum des Hauſes wohnen, wie man uns erzählt, nur zwanzig Familien. Mit eigentümlichen Gefühlen beſichtigten wir dieſes alte Campong, in dem man noch bis vor kurzem kannibaliſchen Sitten gehuldigt und gar mancher arme Teufel von ſeinen Kameraden ohne Skrupel gevierteilt und verſpeiſt worden war. Auſserhalb des Campongs nahe einem kleinen Flüſschen ſtanden eine Menge Thonkrüge mit blauem Inhalt, die

Indira Gandhi National Centre for the Arts

meine Neugierde rege machten. Kaum jedoch hatte ich mich der Stelle genähert, als ſich von allen Seiten ein lautes Schreien und Kreiſchen erhob. Mein Wirt erklärte mir die Situation; es beſteht die Gewohnheit, daſs die Eingeborenen, ſo oft ſie ſich einer Stelle nähern, wo gebadet wird, einen lauten Warnungsruf: »O—lang« ausſtoſsen müſſen; wer das unterläſst, muſs Strafe zahlen. Da ich ſelbſt nicht rief, hielten die guten Frauen, die mich zuerſt bemerkt hatten, es für ihre Pflicht, ihre badenden Freundinnen zu warnen — leider zu ſpät. Zwei niedliche badende Batak-Nymphen muſsten ſich wohl oder übel meinen indiskreten Blick gefallen laſſen, den ich jedoch — »auf Ehre« — ſo raſch als möglich wieder abwandte, um die Thonkrüge einer kritiſchen Muſterung zu unterwerfen. Sie ſtanden, wie ich ſah, mit der hierzulande betriebenen Indigofabrikation in Zuſammenhang.

Orang-Utans

Der Indigofarbſtoff wird auf Sumatra aus einer Pflanze gewonnen, die die Eingeborenen »Slaun« nennen. Blätter und Stengel dieſer Pflanze kommen in Steinkrüge und bleiben darin, mit Waſſer überdeckt, einige Tage ſtehen, bis das Waſſer blau gefärbt iſt. Dieſes wird dann mit dem Kalk aus verbrannten Fluſsmuſcheln vermengt und ſo lange gerührt, bis ſich ein dunkler Bodenſatz bildet, der eigentliche Indigofarbſtoff. Er iſt allerdings, verglichen mit dem in Europa verwendeten, ein minderwertiges Produkt, wird jedoch hier allgemein gebraucht. Die Indigofabrikation wird von den Frauen und Kindern der Campongs beſorgt.

Mein kühner Wirt hatte ſchon lange eine neue Tour hinauf in die Berge zu den freien und unabhängigen Bataks geplant. Dieſe Tour lieſs ſich jedoch nur mit Hilfe eines jüngeren, aber ſehr einfluſsreichen Batakfürſten ins Werk ſetzen, um ſo mehr, als man gerade in letzter Zeit von Unruhen gehört hatte. Um dieſe wichtige Perſönlichkeit uns günſtig zu ſtimmen, war bereits vor einer Woche

Indira Gandhi National Centre for the Arts

eine Einladung in Form eines mit geſchriebenen und eingeritzten Schriftzügen verſehenen und in einen gelben Seidenſarong gewickelten Bambusſtabes an den Fürſten ergangen. Die beiden Boten waren mit der Meldung zurückgekehrt, der Fürſt werde heute noch eintreffen, und richtig, an demſelben Tage langte der ſchwarze Gentleman in ſeinem beſten Gewande und mit einem Gefolge von wohl 15 Bataks bei uns an. Seine Hoheit war zu Pferde gekommen, die Begleitung zu Fuſs. Es folgten zwei höchſt amüſante Tage. Der Fürſt wurde überall umhergeführt und erhielt die Pläne unſers Gebirgsausflugs vorgelegt, die ſeinen unbedingten Beifall fanden — was allerdings nicht hinderte, daſs ſie bei ihrer Ausführung einem ziemlich energiſchen Widerſtand von ſeiten der Volksſtämme da droben begegneten, die ſteif und feſt glauben, daſs, wo ein Europäer hintritt, kein Reis mehr wächſt.

Malayiſcher Fürſt Toenkoe Kedjorohan Seleſeh

Der Fürſt erhielt ſein Logis beim Kaufmann angewieſen, wogegen er die Mahlzeiten zu unſrer groſsen Freude und Beluſtigung im Direktionshauſe nahm. Obgleich nämlich ein ſolcher Fürſt in allem und jedem beſtrebt iſt, den Europäern nachzuäffen, ſo hindert dies doch nicht, daſs er, ſobald er die übrige Geſellſchaft genügend in Anſpruch genommen glaubt, blitzſchnell mit den Fingern ein Stück Braten zum Munde führt, ſtatt das ungeſchickte Meſſer und die Gabel zu gebrauchen u. ſ. w. Und was iſt im Grunde Arges dabei? Wenn es einem Fürſten nicht einmal erlaubt ſein ſollte, ſeine Finger abzuſchlecken, dann wüſste ich wahrhaftig nicht, wozu man überhaupt Fürſt wäre!

So verſtrichen die Tage ſeines Beſuches, und mit alten europäiſchen Kleidern ausſtaffiert, mit Meſſern, Kämmen und andern Geſchenken reichlich bedacht, nahm

Indira Gandhi National Centre for the Arts

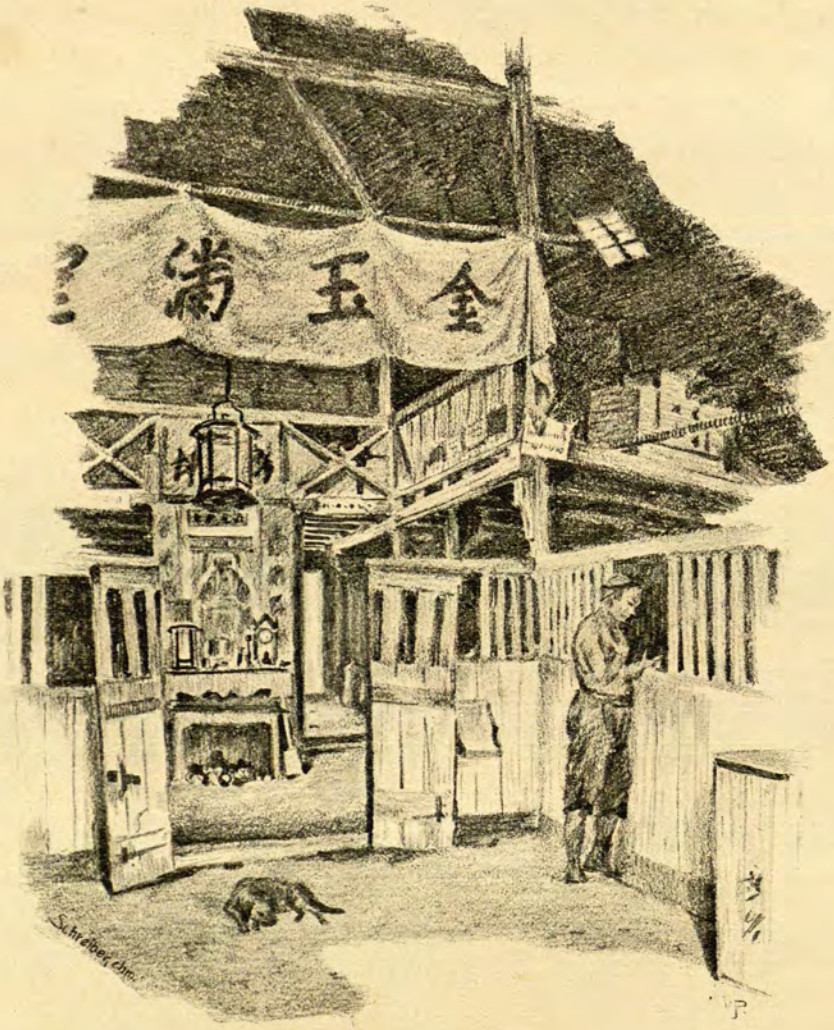
die ſchwarze Hoheit von uns Abſchied. Eine Idee, die meiner Wenigkeit gekommen war, erwies ſich als eine beſonders glückliche: eine Weckeruhr älteren Datums wurde dem Scheidenden überreicht, und ich glaube nicht, daſs die geſamten Kronjuwelen Englands nebſt allen Schätzen des Vatikans dem Fürſten mehr Freude bereitet hätten als dieſes Monſtrum zu 4 Reichsmark. Ganz begeiſtert lieſs er die Uhr bei allen ſeinen Knechten, Pardon, ſeinem Gefolge die Runde machen, lieſs ſie ans Ohr halten und bewundern, wobei ſich in den lauſchenden Geſichtern die reinſte Seligkeit ſpiegelte. Mit der Verſicherung ewiger Freundſchaft verlieſsen uns unſre edeln Gäſte, um hochbeglückt in ihre Heimat zurückzukehren.

Einige Tage verſtrichen, ohne daſs irgend welche Nachrichten kamen, mit Ausnahme der Meldungen unſrer Wächter, die bemerkt haben wollten, daſs mehrere Säcke Salz zur Nachtzeit in die Berge hinauftransportiert wurden. Das Comptoir der Plantage ſandte dieſe Mitteilung ſogleich an den Controleur und den Landespräſidenten weiter; denn das Befördern von Salzſäcken gilt hier als untrügliches Anzeichen eines kommenden Aufſtandes oder Batak-Krieges. Haben dieſe guten Leute nämlich nur Salz genug, ſo befinden ſie ſich in günſtigen Verhältniſſen und können mit ihrem Reis und ihren Ochſen langen und kräftigen Widerſtand leiſten. Uebrigens hatte man bereits ſeit langem von bedeutenden Feindſeligkeiten zwiſchen zwei Batakdörfern gemunkelt.

So war es auch! Wenige Tage darauf trafen zwei Sendboten ein, die die Mitteilung brachten, ein wohlhabender Mann und Oberhaupt ihres Dorfes (der Panghulu) ſei nachts ermordet und ſeine drei Weiber und ſieben Ochſen geraubt worden. Auch dieſe Nachricht wurde ſchleunigſt weitergeſandt, während mein Wirt, der ſich ſowohl durch ſeine Erfahrungen aus früheren ähnlichen Fällen als auch durch die Nähe des Thatortes, der unmittelbar an die obere, an der Bahn gelegene Abteilung der Plantage grenzte, gewiſſermaſsen berechtigt fühlte, hier Juſtiz zu üben, auf der Stelle Vorbereitungen traf, um nähere Erkundigungen einzuziehen.

So ging es denn in Begleitung einiger Männer den Berg hinauf. Wie vermutet, befand ſich alles in halbem Aufruhr, und eine Menge Bataks hatte ſich eben zur Beratung verſammelt. Gewohnt, dieſe Leute zu behandeln und ihnen auf die geeignetſte Art beizukommen, übergab der Direktor gleich bei ſeiner Ankunft ſeine vortreffliche Büchſe, die ihn getreulich auf allen ſeinen Streifzügen begleitete, ſeinen Leuten, um unbewaffnet unter die Horde zu treten und ihr auf die freundſchaftlichſte Weiſe alles zu entlocken, was für ihn und die Behörden von Intereſſe ſein konnte. Nach längerem Parlamentieren gelang ihm dies auch, und er kehrte zurück, befriedigt von dem Verlauf der Dinge, der ihn nicht

Indira Gandhi National Centre for the Arts



Chineſiſcher Krämerladen auf dem Lande (Sumatra)

genötigt hatte, von ſeinen zwei in der Taſche verſteckten, beſonders gefährlichen Revolvern Gebrauch zu machen.

Sogleich wurden Eilboten abgeſchickt mit ausführlichen Berichten über den Zuſtand, in dem das Lager und das abgebrannte Haus vorgefunden worden waren.

Die Urſache der Mordthat und Plünderung war uns gleich von dem erſten Boten mitgeteilt worden. Es war die alte und doch ewig neue Geſchichte: Einer hatte nach ihrer Meinung illoyal gehandelt, und das Unrecht muſste geſühnt werden. Mit der angeborenen Rachſucht der Bataks ſtellte ſich der Beleidigte bei dem Beleidiger ein und verübte die Unthat. Die Leiche des Ermordeten war von 18 Meſſerſtichen durchbohrt aufgefunden worden. Unterdeſſen traf vom Controleur

Indira Gandhi National Centre for the Arts

eine 50 Mann zählende Polizeiwache mit ihrem Sergeanten ein, die im Lauf des nächſten Tages durch 200 Soldaten und drei Offiziere verſtärkt wurde. Dieſe Beſatzung bezog die nächſten Plantagenhäuſer, bereit, auf Befehl ſofort auszurücken.

Es begann alſo wirklich Ernſt zu werden. Nach eintägiger Raſt brach man auf, und diesmal konnte ich nicht widerſtehen, ich muſste mit in den Krieg. Ich fühlte mich ſchon im voraus als Schlachtenmaler. Und fort ging es ins lockende Abenteuerleben.

Durch die Bahnfahrt gewannen wir einen Vorſprung und hatten Gelegenheit, noch ehe alle Krieger ſich geſammelt hatten, das ganze Schlachtfeld, das anſcheinend friedlich und idylliſch dalag, zu beſichtigen.

Das Dorf der Angreifer, die nun ihre Strafe finden ſollten, lag mit ſeinen maleriſch aus den Palmen ragenden Dächern in einem tiefen Thal, umgeben von bedeutenden Höhenzügen und Bergrücken, die die wünſchenswerten Angriffspunkte zur Beſchieſsung boten. — Einſtweilen rückten die Truppen an, denen der bereits anweſende Controleur die Stellungen anwies. Die Munition wurde verteilt, und bald war der ganze Campong von blanken Gewehrläufen eingeſchloſſen, die jeden Augenblick bereit waren, auf Befehl einen vernichtenden Kugelregen in das Dorf hineinzuſenden.

Da plötzlich in elfter Stunde erſchien ein Kurier des Reſidenten: Kein Schuſs ſollte fallen, ehe nicht der Reſident, der ſich ſchon auf dem Wege hierher befände, um die ganze Sache auf friedlichem Wege zu ordnen, ſeine Unterhandlungen abzubrechen gezwungen wäre. Wenige Stunden danach traf Seine Wohlgeboren bei uns ein. Die guten Campongbewohner waren klug genug, ſich gegenüber ſeinem ziemlich ſtrengen Ultimatum mit etwas Nachgiebigkeit aus der Affaire zu ziehen, und die Soldaten wurden ſofort heimgeſchickt. Ich aber war um den Krieg gekommen.

Mein Wirt hatte mit groſser Teilnahme von meinen zahlreichen und ſtets miſsglückten Verſuchen erfahren, ein Batakweib zu malen oder zu zeichnen. Es gehört dies nämlich

Brotträger (Sumatra)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

einfach zu den Unmöglichkeiten, da die Bataks überzeugt ſind, daſs jeder auf einem Bilde Verewigte unrettbar einer ſchrecklichen Krankheit verfällt. Obwohl die Männer im allgemeinen nicht beſonders abergläubiſch ſind, iſt es den leider hier befindlichen Amateurphotographen häufig begegnet, daſs eine ſolche Bande, nachdem ſie endlich glücklich aufgeſtellt war, in letzter Sekunde, wenn ſie die geheimnisvolle Rohrmündung auf ſich gerichtet ſah, den Mut verlor und in wilder Flucht davonſtürzte — aus lauter Angſt, totgeſchoſſen zu werden. Was iſt nicht alles ſchon verſucht worden, um dieſen Widerſtand zu brechen! Geld, Drohungen, Zureden, die Vorweiſung andrer Zeichnungen — all dies hilft nichts! Die Direktoren haben ſogar ſchon damit gedroht, den Kranken keine Medizin mehr zu verabreichen. Umſonſt! Nichts kann ſie von ihrem Glauben abbringen.

Junger Bohnenverkäufer (Singapore)

Deſſenungeachtet gab mein Wirt die Hoffnung nicht auf, dereinſt noch mein rettender Engel zu werden, und eines Nachmittags bat er mich, ihn in eines der Dörfer zu begleiten. Ich folgte natürlich gern, doch ohne Hoffnung.

Im Campong angelangt, brachte mein Freund ſein Anliegen dem Häuptling vor, der zu unſerm groſsen Erſtaunen allſogleich ſeine Frau herbeirief, welche ſich anſcheinend ſehr erfreut gleich in Poſitur ſtellte. In einem Nu war mein Skizzenbuch draufsen, und in kurzer Zeit hatte ich mir trotz der andrängenden Zuſchauer und Hunde das ganz hübſche Modell geſichert. Wir dankten und wollten gehen; aber dem tönte die Pfeife aus einem andern Loch. So hatte man die Sache nicht verſtanden; zeichnen lieſsen ſie ſich ja alle recht gern, aber die Zeichnung durfte das Dorf nicht verlaſſen, wenn nicht eine unentrinnbare Krankheit ſie alle befallen ſollte. Wieder die alte Geſchichte! Alle Vorſtellungen, daſs ich ein noch viel gröſseres Bild für ſie ſelbſt zeichnen wolle — ja, wenn es ihr darum zu thun ſei, jetzt auf der Stelle — halfen nichts. Als wir keine Miene machten, ihnen willfährig zu ſein und unſre Beute fahren zu laſſen, begann ein furchtbares

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Geplärre unter den Weibern. Der Häuptling, dem der ganze Vorfall offenbar höchſt unangenehm war, erbot ſich galant, uns den vollen Wert der Zeichnung zu erſtatten, wenn wir ſie nur nicht mitnähmen. Die ſichtliche Furcht, die er vor den häuslichen Scenen und der Aufregung ſeiner teuern Hälfte verriet, falls wir ihr Verlangen nicht erfüllten, offenbarte deutlich die Ueberlegenheit, die auch hier die Frau dem Manne gegenüber behauptet. Dabei war dieſer Häuptling der ſtärkſte und gröſste Mann, den ich hierzulande geſehen, und ſeine Frau klein und ſchmächtig. Alle Vorſtellungen entfeſſelten nur neue Thränenbäche. Wir hätten nun allerdings, ohne ihrer zu achten, unſrer Wege gehen können, doch iſt es nie rätlich, dieſe Leute in Aufregung zu bringen, da ſonſt leicht im Lauf des nächſten Tages irgend eine gefüllte Tabakſcheune im Wert von vielen Tauſenden durch bloſsen Zufall in Flammen aufgehen kann. Das Ende war alſo, daſs die Zeichnung vor ihren Augen entzweigeriſſen wurde und wir uns auf den Rückweg machten, nachdem der Häuptling uns als Erſatz das Verſprechen gegeben, morgen früh zu kommen und ſich zeichnen zu laſſen, denn er ſei ganz und gar nicht abergläubiſch — — —. Brauche ich zu ſagen, daſs er nicht kam? — ſtatt ſeiner aber ein Bote mit der Nachricht des Häuptlings eintraf, daſs ſeine Frau krank ſei und zu Bett liege, daſs aber, falls ich hinaufkommen und Zeichnungen machen wolle, das ganze Campong willens ſei, ſich porträtieren zu laſſen und zwei Dollars für das Stück zu zahlen. Dieſem Vorſchlag, obwohl er mir leicht ein kleines Vermögen eingebracht hätte, wurde nicht Folge geleiſtet; wogegen ich es vorzog, da die Frau nun einmal doch krank geworden war, ihr Porträt wenigſtens aus dem Gedächtnis nachzuzeichnen.

Schade, daſs von den Europäern auf Sumatra, die ſich für Naturſchönheit intereſſieren, ſo wenige die Kwaloe-Gegenden kennen lernen! Allerdings wird die Möglichkeit, dieſen Landſtrich aufzuſuchen,

Kämpfende Krokodile (Sumatra)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Hinduknabe

immer geringer, denn in diesem Jahr wurde die letzte der ehedem so grossen sechs Plantagen daselbst geschlossen, und in nicht langer Zeit wird die ganze Gegend in jenen Zustand zurücksinken, der mit dem Verschwinden der Europäer in jeder dieser Landesstrecken unabweisbar eintritt. Mir bot sich kurz nach meiner Ankunft die Gelegenheit, mit einem Bekannten, der in Geschäftsangelegenheiten dahin reiste, die Expedition zu unternehmen, und ich habe es niemals bereut, mich ihm angeschlossen zu haben.

Unter den zahlreichen malerischen Fahrzeugen, die sich im Hafen von Belawan schaukeln, finden wir das kleine Boot, das uns für die kommenden acht Tage beherbergen soll, und bei herrlichstem Wetter werden die Anker gelichtet. Nach aussergewöhnlich günstiger Fahrt, die uns eine prächtige Aussicht auf Sumatras Küste bietet, erreichen wir zur festgesetzten Zeit unser Ziel und schiffen uns auf einem der luftigen Sampans ein, der uns während der letzten beiden Reisetage weiter befördert. Die Geschäfte sind rasch erledigt, und nachdem wir uns auf das reichlichste mit Eiern, Hühnern und Whisky verproviantiert, steuert unser kleiner Sampan mit einer Bemannung von vier chinesischen Kulis unter dem Kommando eines Japaners — einen treuen Hund nicht zu vergessen — das Flussufer hinunter.

Der Fluss, abwechselnd 10—20 Ellen breit, hat starke Strömungen und Stromwirbel, die die Fahrt erschweren und besonders auf der Heimfahrt, wo wir mit der Strömung fahren, zu grosser Vorsicht nötigen. Die wunderbar üppige Vegetation auf beiden

Hindumutter mit Kind

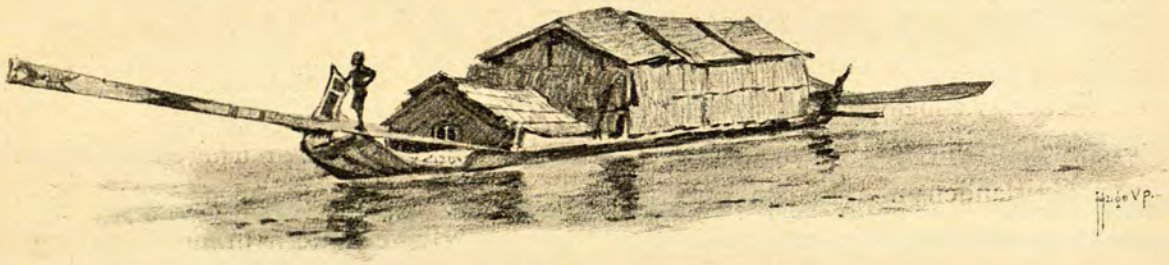
Indira Gandhi National Centre for the Arts

Seiten breitet Schatten und erquickende Kühle über das Waſſer. Ueber unſern Häuptern wölbt ſich von beiden Ufern das ineinandergewachſene wirre Geäſt zu herrlichen Laubengängen, in denen die Affen munter umherſpringen und die Fremden in ihrem Boote erſtaunt ankläffen. Von den Bäumen hängen Tauſende von Guirlanden und Lianen bis in den Fluſs hinab oder ſchleppen gar weit im Waſſer nach, prächtig bunte Vögel und Schmetterlinge flattern in der Luft, und die ganze Landſchaft bietet eine Schönheitsfülle, die nur der verſtehen kann, der den Zauber des Urwaldes kennt.

Chineſiſche Reismühle (Sumatra)

Krokodile giebt es hier in Maſſe längs der Küſte. Halb im Waſſer liegend, wärmen ſie ſich auf den wenigen ſonnenbeſchienenen Uferſtellen. Wir ſahen auf unſrer Fahrt zwei groſse Exemplare, die ich zuerſt für Baumſtämme hielt. Auf ihren aus dem Waſſer ragenden moosbewachſenen Rücken hüpfen die Vögel auf und nieder, ja viele haben förmliche Neſter darauf gebaut. Mit einemmal beginnt der eine der Baumſtämme zu ſchwanken und ſich loszulöſen und gleitet wie ein Schiff, das vom Stapel läuft, ruhig in die Tiefe hinab, im Untertauchen den fürchterlichen Rachen weit öffnend. Wir ſegelten weiter durch die herrliche Landſchaft und zogen erſt ſpät abends mitten im Fluſſe die Ruder ein, um zu übernachten. Allein obgleich die warme Decke mich

Indira Gandhi National Centre for the Arts



Kaufmannsfahrzeug auf dem Fluſſe Brantas (Java)

vor der Nachtkühle ſchützte, war mein Schlaf ſehr unruhig und unterbrochen. Ich glaube, das groſse Krokodil ſpukte in meinem Kopfe herum und lieſs mich nicht recht zur Ruhe kommen. Plötzlich ſchreckte mich ein ganz eigentümlicher, mir fremder Laut, der vom Ufer her kam, aus meinem Halbſchlaf. Ich hatte keine Ruhe, ehe ich nicht wuſste, was dieſe langgezogenen, unangenehm hohen Laute zu bedeuten hätten, und weckte meinen Begleiter. Allein trotz unſrer eindringlichen Fragen war es unmöglich, von unſern Leuten befriedigenden Aufſchluſs zu erhalten. Erſt am nächſten Morgen teilten ſie uns mit, daſs es Bären geweſen, die wir gehört, daſs ſie uns aber nachts nicht davon ſprechen durften, weil es eine bekannte Thatſache wäre, daſs die Bären in ſolchem Falle allſogleich kämen und den Schwatzſüchtigen den Garaus machten.

Orang-Utan (Sumatra)

Zur Mittagszeit erreichten wir unſer Ziel, einen prachtvollen Batak-Campong, hoch am Abhang eines ſchroffen Abgrundes gelegen. Die Blicke, mit denen die Weiſsen hier betrachtet werden, ſind weniger freundlich als neugierig. Die meiſten Bewohner dieſes Campong haben niemals ihre Heimat und Umgebung verlaſſen, und die wenigen Weiſsen, die ſich hier in Jahr und Tag ſehen laſſen, ſind daher Objekte unverhohlenen Staunens.

Indeſſen erſchien kurz nach unſrer Ankunft ein Sendbote des Häuptlings, der uns Reis und Hühner verehrte und

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Imboaffe

uns einlud, die Nacht im Fremdenhauſe zu verbringen. Wir waren mit dieſer Einführung bekannt und hatten darauf auch gerechnet. Man brachte uns gegen Abend einige Teppiche, die auf den Boden gebreitet wurden, und verlieſs uns. Der Fuſsboden des Fremdenhauſes, das am äuſserſten Ende des Campong direkt am Abhang lag, beſtand, wie in allen Batakwohnungen, aus runden Stämmen, über die einige loſe Bretter geworfen waren. Nicht beſonders angemutet von dieſer Beſchaffenheit unſers Schlafraumes, zogen wir es trotz unſrer Müdigkeit vor, den gröſsten Teil der Nacht in der herrlichen, leider nur wenig gangbaren Umgebung umherzuſtreifen.

Das Schlimmſte aber kam erſt, nachdem wir uns endlich zu ſpäter Stunde denn doch zur Ruhe begeben hatten. Plötzlich hob ſich mein proviſoriſches Bett einige Zoll empor, und der Boden ſchien lebendig zu werden. Ich ſprang mit einem Satz in die Höhe, beruhigte mich aber ſogleich, als ein bekanntes Gebrüll in Verbindung mit einem unverkennbaren Duft das Rätſel löſte. Es war eine Herde Büffel, die den leeren Raum unter uns als Schlafſtätte einnahm und, ſobald ſie ſich erhob, die merkwürdige Lebhaftigkeit der Fuſsbodenbretter verurſachte. Schon früh am Morgen brachte uns das ländliche Parfüm auf die Beine. Wir ſtatteten dem »Vater« des Dorfes unſern Beſuch und unſern Dank für die erwieſene Gaſtfreundſchaft ab, die wir mit einem herrlichen Sarong und einem Taſchenmeſſer honorierten, und wurden zur Revanche mit Sirih traktiert. Kurz darauf brachen wir auf und kehrten, von der ganzen Bande geleitet, zu dem unſer harrenden Fahrzeug zurück.

Orang-Utan

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Malaye

Plantagenbrand

Kaum irgendwo ist der malerische Anblick einer Feuersbrunst so häufig zu beobachten, wie hier auf Sumatra, im Lande des Tabaks, das fast täglich Ereignisse dieser Art bietet. Trägt die leichtsinnige Art, in der die Eingeborenen mit dem Feuer umgehen, hauptsächlich hierzu bei, so kommt doch auch noch der wohl zu beachtende Umstand hinzu, dass die unvermeidlichen Akte der Rache fast immer auf diesem Wege in Scene gesetzt werden. Endlich muss auch der kolossalen Trockenheit ein nicht unbeträchtlicher Teil der Schuld zugemessen werden. Wie rätlich es ist, unter solchen Verhältnissen und in Anbetracht der Feuergefährlichkeit des Tabaks, der oft im Wert von Millionen in leicht entzündbaren Scheunen verwahrt wird, seine Assekuranzpapiere in Ordnung zu halten, geht aus dem eben Gesagten hervor.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Wir ſind mitten in der trockenen Zeit. Von mehreren Punkten, wo das hohe Lalang-Gras und der junge Wald brennt, leuchtet der Feuerſchein zu uns herüber, ein beſonders ſtarker rötlicher Lichtſchein aber rührt von einem ausgedehnten Terrainbrand her, der ſchon den ganzen Tag gewährt und nun vom Winde in die Richtung der Plantage getrieben wird.

Ich ſchlug vor, den Brand näher zu beſichtigen, gab jedoch meine Idee auf, da der Direktor meinte, das Feuer ſei heute noch nicht ſo bedeutend, werde aber morgen abend jedenfalls viel ſchöner und zugleich näher zu beobachten ſein, ſo daſs wir uns die lange Fahrt in der ungeſunden Nachtluft erſparen könnten.

Am nächſten Abend um acht Uhr ſtiegen wir in den Wagen, um nach halbſtündiger Fahrt von einer Anhöhe aus das ſchöne Schauſpiel zu bewundern. Natürlich ſtand ich mit meinem Entzücken allein, denn es iſt nur zu begreiflich, daſs jeder gute Pflanzer angeſichts der Verheerung einer ſo gewaltigen Strecke ſchützenden jungen Waldes genau den entgegengeſetzten Eindruck empfangen muſs. Meine Frage, ob den Scheunen und Häuſern unſers Hauptplatzes eine Gefahr drohe, wurde verneint. Abgeſehen davon, daſs der Wind allen Vorzeichen nach bald umſpringen würde, meinte der Direktor, ſei das Feuer auch nicht mächtig genug, die vielen unbewachſenen breiten Wege, die es wie Feuermauern von uns trennten, zu überſpringen. Und geſetzt ſelbſt, das Feuer käme in unſre Nähe, ſo würden die braven Kulis doch ſicherlich ſeiner Herr werden — eine Ueberzeugung, die ſich mir allerdings um ſo weniger mitteilte, als ich bis dato nichts auf der Plantage geſehen, was auch nur annäherungsweiſe einer Spritze glich. Es

Hindu-Muſikant

Indira Gandhi National Centre for the Arts

leuchtete mir durchaus nicht ein, wie die guten Chineſen es anſtellen wollten, ohne jedes Material ein Feuermeer von Tauſenden von Metern Umfang zu bewältigen. Ich ſollte indeſſen bald aus eigener Anſchauung mit dem Löſchſyſtem dieſer Feuerwehr bekannt werden.

Marabu

Auf der Heimfahrt ſchlug der Wind wieder etwas um und führte das Feuer neuerdings unſrer Seite zu, ſo daſs ich nach meiner Rückkehr noch eine Zeitlang von der Veranda aus das prächtige Schauſpiel bewundern konnte.

Um ein Uhr nachts wurde ich geweckt. Das ganze Haus war wieder auf den Beinen, der Direktor vollſtändig angekleidet. Kutſcher und Wächter erhielten Befehle. Die Aſſiſtenten wurden alarmiert, und eine fieberhafte Unruhe herrſchte allenthalben. Der unberechenbare Wind war ſtärker und ſtärker geworden, und die Wächter meldeten, daſs das Feuer den einen breiten Weg überſetzt habe und ſich der Mitte der Plantage nähere, wo unter andern Wertobjekten eine gefüllte Tabakſcheuer und die Wohnungen für 3—400 Menſchen der Gefahr ausgeſetzt waren.

Von der Veranda aus vernahmen wir das Sauſen und Brauſen der nahenden Flammen, und während wir in den Wagen ſtiegen, ertönte von allen Wachtſtellen und Häuſern der kräftige Schall der Gongs; heute hieſs es, die ganze Beſatzung aufzubieten! Von dem blutroten Himmel beleuchtet, ſetzte ein Trupp von einigen hundert Chineſen unter Anführung von vier europäiſchen Aſſiſtenten ſich in Trab. Von Spritzen ſah ich noch immer nichts, die meiſten hatten ſogar die Hände ganz frei. An der Plantagengrenze angekommen, wurde die Macht verteilt und der Plan zur Löſchung des Feuers entworfen. Das nächſte war nun, das Terrain zu unterſuchen.

Alter Chineſe

Die Farm war auf zwei Punkten bedroht, und der Plan

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Klingkutſcher

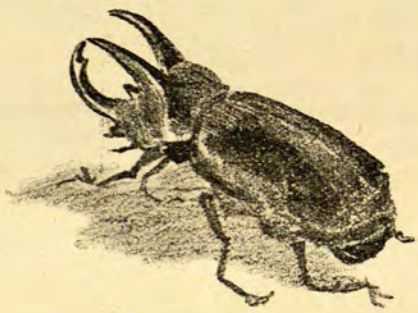
ging darauf hinaus, an der einen Stelle ſelbſt eine groſse Ecke in Brand zu ſtecken, um Gegenwind und Gegenfeuer zu erzeugen — eine Methode, die hierzulande groſse Erfolge aufzuweiſen hat —, an der andern Stelle jedoch ruhig das Feuer ſich fortpflanzen zu laſſen und erſt von dem zwölf Ellen breiten Hauptweg aus die Löſcharbeit zu beginnen.

Um von uns aus zum Hauptweg zu gelangen, war jedoch ein groſser Umweg nötig, ſofern nicht etwa ein alter, ſeit vielen Jahren unbenutzter Pflanzweg ſich dieſem Zwecke dienlich erweiſen konnte. Ueber dieſe Frage entſpann ſich nun eine lebhafte Debatte zwiſchen den Herren Aſſiſtenten und dem Direktor. Letzterer behauptete, geſtützt auf ſein gutes Gedächtnis, daſs der Weg gangbar ſei, und führte uns, um uns zu überzeugen, von einer Stelle zur andern, um uns richtig nach wenigen Minuten den Anfang des Weges zu zeigen. Allerdings war das Gras ſo dicht und hoch — an einigen Stellen 2—3 m, — daſs es durch-

Indira Gandhi National Centre for the Arts

aus keine leichte Sache ſchien, ſich Bahn zu brechen. Zwei Aſſiſtenten waren zurückgeblieben, während der Direktor, ein Aſſiſtent und meine neugierige Wenigkeit mutig das Experiment begannen, in der ſicheren Vorausſicht, nach etwa hundert Meter einen deutlich erkennbaren Weg zu finden.

Wir drangen trotz des hohen Graſes, der Funken und der uns entgegenſtrömenden Hitze beherzt weiter, als wir plötzlich einen Kameraden vermiſsten. Auf ſeine Rufe wandten wir uns um, blieben aber wie gelähmt ſtehen. Unſer Begleiter war verſchwunden; er war in einen der ausgetrockneten Brunnen gefallen, die ſich noch von der Zeit her, da zum letztenmal hier gepflanzt wurde, zur Seite des Weges fanden; aber — was weit, weit entſetzlicher war — der Weg, den wir zurückgelegt, war im Hintergrunde gänzlich von lodernden Flammen verſperrt. Es ſchwindelte uns, während wir einen Schrei des Entſetzens und Erſtaunens ausſtieſsen. Des Erſtaunens! Jawohl! denn es war ja unmöglich, total unmöglich, daſs das Feuer hier von ſelbſt entſtanden war. — Der Feuertod und nichts Geringeres war nun wohl unſer Los. Auf drei Seiten von gewaltigen Feuermaſſen eingeſchloſſen, die ſich hinter uns ſogar mit raſender Schnelligkeit näherten und vorn — vorn eine teufliſch erleuchtete, hohe, faſt undurchdringliche Mauer des ſchneidenden Lalang, das, hätten wir ſelbſt das Glück, uns am Wege zu halten, uns ſicherlich nicht raſch genug dem fürchterlichen Verfolger entkommen lieſs! Schon reckten die Flammen kniſternd die Arme nach uns aus, und nun ſollten wir (ich zum erſtenmal in meinem Leben) kennen lernen, was Todesangſt vermag.



In wenigen Sekunden war unſer Kamerad mit Hilfe unſrer Stöcke aus dem glücklicherweiſe nur zwei Ellen tiefen Loche herausgezogen, und nun vorwärts!

Wie Tolle ſtürzen wir auf allen vieren vorwärts, nur vorwärts, indem wir unſre langen Stöcke der Quere nach vor uns halten, um das hohe Gras hinabzudrücken. Einer wirft ſeinen weiſsen Leinenrock ab, einer ſeinen groſsen Hut, einer die Stiefel. Zerriſſen, blutend, mit in Fetzen hängenden Kleidern ſtürzen wir weiter, immer nur weiter! Es gilt ja das Leben ſelbſt. Bald in ein Loch plumpſend, bald über eine Pflanzenwurzel ſtolpernd, taumeln wir dahin, und die Funken der Flammen

Indira Gandhi National Centre for the Arts

hinter uns ſpornen uns zur unglaublichſten Ausdauer an. Nach unſrer Berechnung muſs ja der Weg gleich erreicht ſein; aber in wenigen Sekunden müſſen auch die Flammen, nach denen wir uns nun nicht mehr umzuwenden wagen, uns eingeholt haben. — Da ſtürze ich in ein Waſſerloch; wie lange ich hier liegen blieb, ich weiſs es nicht, und es iſt ja auch einerlei. Ich weiſs nur eines, daſs es mit mir vorbei ſei. Meine Bahn iſt zu Ende, und halb bewuſstlos fühle ich mein ganzes Leben von Kindheit an bis jetzt in abgeriſſenen kleinen Bildern mit raſender Eile an mir vorüberſauſen. Es ſchwindelt mir vor den Augen, und alles erſcheint mir wie hohl. Plötzlich empfinde ich einen koloſſalen Schmerz im linken Fuſs und einen heftigen Ruck in meiner Schulter, ich bin wieder bei Sinnen, und trotz der Schmerzen und des verwirrenden Lichtes vor den Augen ſammle ich meine letzten Kräfte und werfe mich ein paar Schritte vorwärts, um gemeinſam mit meinem Retter kopfüber in einen mit Schlamm und Waſſer halb gefüllten Graben zu taumeln, während ein ohrenbetäubendes Jubeln und Schreien aus Hunderten von Kehlen uns entgegenſchallt.

Die auf dem lehmigen Wege verſammelten Chineſen waren von den beiden zurückgebliebenen Aſſiſtenten, denen wir zu lange ausblieben, auf dem Umwege uns nachgeſchickt worden und ſchlugen nun mit langen Zweigen in beiden Händen aus Leibeskräften auf das Feuer los, das eben in dem Augenblicke, als mein Freund mich wenige Ellen von dem Weggraben den Flammen entriſs, die Grenze erreicht hatte.

Das Verhör am nächſten Tage klärte das Rätſel, weshalb das Feuer an der dritten Stelle ausgebrochen war, völlig auf. Die Leute, die den Befehl erhalten hatten, an der einen Ecke des Weges das Gegenfeuer anzuzünden, hatten uns drei einfach nicht hineingehen ſehen und den Brand gelegt, der uns mit ſo entſetzlicher Geſchwindigkeit einholen ſollte. Die überſtandene Aufregung hatte für uns drei ein längeres Krankenlager zur Folge, von dem wir uns jedoch völlig hergeſtellt wieder erhoben. Der Brand aber wurde in wenigen Stunden von unſrer braven Feuerwehr gelöſcht, deren ganzer Löſchapparat in langen Zweigen beſteht, mit denen ſie unter barbariſch wildem Geheul und Gebrüll wie raſend auf das Feuer losſchlägt.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Elefantenfang

Wie bereits früher erwähnt, gab es in der Gegend meines Domizils keine wilden Elefanten, doch bot ſich durch einen guten Freund und Landsmann, der etwa vier Stunden von mir entfernt in einer Gegend lebte, die von Elefanten wimmelt, willkommene Gelegenheit für mich, einmal Zeuge eines ſolchen Fanges zu ſein. Ich hatte nur leider nicht in Betracht gezogen, daſs wir uns mitten in der ſtärkſten Arbeit für den Tabakbau befanden, während welcher mein Vorſchlag, dieſem wenn auch gar nicht ſo unergiebigen Geſchäfte — während meines Aufenthaltes wurden für einen an Hagenbeck in Hamburg geſandten jungen Elefanten 1600 bis 1800 Mark bezahlt — einen oder zwei Tage zu opfern, nicht eben begeiſtert aufgenommen werden würde; denn natürlich ging der Tabak dieſen kleinen Nebengeſchäften voran.

Nach etwa vierzehntägigem Aufenthalt, während deſſen ich vergebens auf einen meinen Wünſchen günſtigen Zufall gehofft, beſchloſs ich endlich, die Plantage zu verlaſſen. Einmal allerdings war es mir gelungen, und dies ſogar zur Nachtzeit, auf wilde Elefanten zu treffen. Es war auf einer Fahrt zu ſpäter Abendſtunde, als wir, von einem der Plantagenbeſitzer heimkehrend, deſſen Wohnhaus von dem unſrigen durch eine kleinere Waldung getrennt war, in einiger Entfernung ein paar lebende Silhouetten entdeckten, welche von meinem Landsmann ſogleich als Elefanten erkannt wurden. Ich leugne nicht, daſs ich, zum erſtenmal unter freiem Himmel dieſen wilden Koloſſen gegenüber, die ſich im hellen Mondeslicht womöglich noch impoſanter ausnahmen, mich veranlaſst fand, zum Rückzug zu raten, um ſo mehr, als wir nicht einen einzigen Revolver bei uns hatten, um einen Schreckſchuſs abzugeben. Es war indes ſpät, und dieſer Weg der einzige, der nach Hauſe führte. Ein paar kräftige Peitſchenſchläge lieſsen unſer braves Roſs gehörig ausgreifen, und im Galopp ging es weiter, ziemlich nahe an den Tieren vorbei, von denen nur einige verwundert die Köpfe ſchüttelten und die langen Rüſſel erhoben. Auch das Pferd ſchien nichts gemerkt zu haben, wogegen der javaniſche Diener auf ſeinem ausgeſetzten Platz rückwärts am Wagen ſich juſt nicht am wohlſten zu befinden ſchien.

Wie geſagt, ich war in Bezug auf meine Pläne nicht wenig enttäuſcht und hatte allen Ernſtes vor, die Plantage zu verlaſſen, als eines Morgens zu meiner groſsen Freude ein paar Javaner uns beim Frühſtückstiſch mit der Nachricht überraſchten, daſs ein niedlicher, gut 2½ Meter hoher Elefant ein kleines Stück Wegs von uns entfernt während der Nacht in ein ausgetrocknetes Brunnenloch gefallen ſei, in dem er ſich immer noch befand, auſser ſtande, ſich mit eigner Hilfe herauszuarbeiten. Nun half alle Arbeitsüberbürdung nichts mehr.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

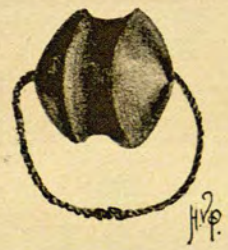
Chineſiſcher Friteur und Barbier (Straſsenſcene von Medan, Sumatra)

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Begleitet von einem Corps von etwa 50 Malayen und Javanern und mit verläfslichen Tauen wohl verfehen, machten wir uns, die delikaten bayrifchen Würfte fchnöde im Stiche laffend, fogleich auf den Weg. Schon von weitem fcholl uns ein Trompetengefchmetter entgegen. Es waren die Wuttöne des Verunglückten ob des zudringlichen Volkes, das dahergekommen war, ihn zu begucken.

Die Lage des Tieres, wiewohl nichts weniger als bequem, geftattete doch, ihm die Tauenden um die beiden Beine zu winden. Nun aber erreichte feine Raferei ihren Höhepunkt, und es dauerte eine gute Stunde, ehe die beiden andern Beine ebenfo verläfslich umwickelt waren und man den von dem Geftürzten felbft kräftig unterftützten Verfuch machen konnte, ihn emporzuziehen. Endlich war er oben, und unter unaufhörlichem Wutgeheul und Gefchrei des Koloffes wurden von 80 Händen die fünf Stricke (einer lag um den Hals) geftrafft und zwei feiner Beine an einen grofsen Baum feftgefchnürt. Man ftand eben im Begriffe, das dritte zu feffeln, als der Elefant, alle feine Kraft aufbietend, unter einem gewaltigen Krachen der Bäume die beiden mächtigen Stricke fprengte und fich drohend den vor Angft und Schrecken völlig faffungslofen Javanern zuwandte, die, durchaus nicht ftark genug, um es mit dem Ungetüm aufzunehmen, die Stricke fahren liefsen. Die beiden letzten Arbeiter, die noch Widerftand leifteten, beifeite fchleudernd, rannte das mit den drei langen Stricken um die Beine gefchmückte Tier in wilder Flucht waldeinwärts und verfchwand vor unfern Augen. Meine Elefantenjagd war zu Ende. Aller Wahrfcheinlichkeit nach wäre fie anders ausgefallen, hätten wir nicht in der Eile vergeffen, uns mit Waffen zu verfehen.

So mufste ich denn am Nachmittag desfelben Tages ohne das Dutzend Stofszähne Abfchied nehmen, die ich als Siegestrophäen heimzubringen gehofft.



Indira Gandhi National Centre for the Arts

Affenfang

Wir ſaſsen beim Mittagstiſche, als der bekannte Spektakel losging. Ein Spektakel, dem man nach Jahr und Tag kaum mehr Gehör ſchenkt, wenn man 13 Hunde, 4 Katzen, einen Orang-Utan und eine Menge andrer zahmer Tiere im Hauſe hat und dieſes in unmittelbarer Nähe eines Stücks Urwald gelegen iſt, des Domizils Tauſender von Affen aller Sorten, deren Kläffen die unermüdlichen Hunde jeden Augenblick in die gröſste Aufregung verſetzt, ſo daſs ſie wie toll im Galopp über die Raſenplätze ſetzen, um von hier aus die Affen von den höchſten Baumzweigen herab ihren beſchämten Jägern Grimaſſen ſchneiden zu ſehen. Wie geſagt, der hartnäckige Spektakel ging los, und ſei es nun, daſs er mir heute ein beſonders raſches Tempo anzunehmen ſchien, ſei es unter dem Eindruck der jüngſt mit den beiden gröſsten Hunden erfolglos arrangierten Jagd auf ein beſonders groſses und ſchönes Imbo-Exemplar, das die reifen Früchte des Dorianbaumes verleitet hatten, ſich etwa 20 Fuſs von der Urwaldgrenze zu entfernen; kurz, ich ſtand auf, ging zur Thür und ſah hinaus, um mich ſchon in nächſter Sekunde in geſtrecktem Lauf dem Schauplatze neuer Ereigniſſe zu nähern.

Orang-Utan (Profil)

Ganz richtig! Der ſchwarze Affe war der Verſuchung abermals erlegen und bei dem Koſten der Dorianfrüchte von den herbeiſtürzenden Hunden überraſcht worden, die ihm denn doch diesmal die Hölle zu heiſs gemacht haben mochten. Er hatte in kühnen Sprüngen den Erdboden erreicht, um von hier aus eiligſt ſein geſchütztes Waldterrain zu gewinnen, fand ſich indes hier unliebſam von einem Rudel Terriers geſtellt, die mit wahrer Raſerei auf ihn eindrangen. Einer unter ihnen, der beſte und mutigſte aus der ganzen Schar, ein echter engliſcher Terrier und Stammvater der ganzen Sippe, war, der ſcharfen Zähne und des als Panzer dienenden dichten ſchwarzen Felles des Angegriffenen nicht achtend, mit beſonderer Wut auf ihn losgegangen. In demſelben Momente, als ich, gefolgt von denen, die meinen Alarmruf gehört, mich der Gruppe näherte, war der Affe eben dabei, das edle Tier mit zerbiſſenen Beinen und Rücken von ſich zu ſchleudern, um nun, da die Verfolgung ihm doch zu ſtark wurde, den Kampf aufzugeben und in einen metertiefen, langen, aber ganz ſchmalen Waſſergraben nahe der Waldgrenze zu retirieren. Die Situation in

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Kampf zwiſchen Foxterriers und Imboaffe (Sumatra)

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

dieſem Graben, in welchen er übrigens bei einem En-arrière-Manöver nolens volens gepurzelt war und den er nun in der dieſer Affenart eigentümlichen aufrechten Haltung von einem Ende zum andern ablief, war entſchieden ungünſtig für ihn. Vor ihm ſtanden ſeine Verfolger, jetzt ſieben bis acht, und ſeine

Mutter und Tochter

Verſuche, aus dem Graben herauszukommen, verſprachen nur wenig Erfolg. In gröſster Eile wurden nun lange Stöcke und dicke Taue und Drähte herbeigebracht, und trotz der wütenden Gegenwehr des ſchwarzen Burſchen, der an allem, was in ſeinem Bereich war, biſs und riſs, gelang es vermittelſt der in den Graben geſteckten langen Stöcke, das Tier ſo feſt an die Seiten ſeines

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Gefängniſſes zu drücken, daſs man verſuchen konnte, ihm eine Feſſel um den Hals zu legen.

Ein paar mutige Malayen und der chineſiſche Waſſerträger waren eben dabei, dies Stück Arbeit zu verrichten, als das Tier mit einem plötzlichen kräftigen Ruck auf den nackten Fuſs des Waſſerträgers, der ſich in ſeiner unmittelbaren Nähe befand, losfuhr. Ein Aufkreiſchen erſcholl vom Rande des Grabens: die eine Zehe des Mannes war abgebiſſen. Indeſſen lieſs keiner der andern nach, und wenige Minuten nach dieſem Unfall war das raſende Tier ſorgfältig gefeſſelt und konnte nun hinaufgezogen werden. War es Ermattung oder Schlauheit, genug, das Tier lag einige Minuten wie tot da, ohne ſich zu rühren. Ein neuerliches Manöver mit einem langen Bambusſtock, der ihm ziemlich unſanft genähert wurde, hatte jedoch zur Folge, daſs es wieder aus Leibeskräften danach zu ſchnappen begann und ſich endlich ſo feſt darin verbiſs, daſs es nun mit Leichtigkeit in ſein neues Heim in einem groſsen Bambusgebüſch, welches ſchon unſerm prächtigen Orang-Utan als Reſidenz diente, zu überführen war. Auf der entgegengeſetzten Seite wurde ihm ſein Platz angewieſen. Leider nahm es ihn nur zwei Tage ein. Am dritten Tage ſtarb es. Dieſe Art Affen läſst ſich, wenn nicht ganz jung gefangen, ſelten am Leben erhalten. Immerhin war der Verſuch gemacht. Unſer verwundeter Terrier, den wir ſogleich auf einer Bahre ins Spital hatten bringen laſſen, war leider ein Opfer des Kampfes geworden; er ſtarb bereits den Tag darauf an den Folgen ſeiner Verletzung. Das Ereignis ſchien übrigens auf dem Schauplatz, auf dem es ſich zugetragen, durchaus keine ernſtere Wirkung hervorgebracht zu haben; jedenfalls herrſchte am nächſten Tage in den Obſtbäumen ein Leben und Treiben wie nur je zuvor, und die ſchwarzen, grauen und weiſsen Affen erhoben mit derſelben Unverſchämtheit wie alle Tage ihr ſpöttiſches Geſchrei, allerdings heute von den ungefährlichſten und geſchützteſten Stellen der höchſten Bäume aus.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Ein Skizzenbuchblatt mit Orang-Utans

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Kaffee- und Pfefferplantagen
Arbeitende Elefanten und Elefantenoperationen

Der Tabak bildet hierzulande ein ſo vorwiegendes und alles andre verdrängendes Geſprächsthema, daſs man es geradezu als Wohlthat empfindet, einmal auch mit einem Menſchen reden zu können, der andre Intereſſen hat. Aber es iſt dies leichter gedacht als gethan.

Auch dieſes Jahr iſt die Tabakernte teilweiſe miſsglückt; durch das ganze Land geht eine mächtige Bewegung zu Gunſten des Kaffees, und jedermann meint im Kaffee den rettenden Engel zu ſehen, der die Millionen zurückbringen ſoll. Nur wenige ſind es, die ſich in ſolcher Zeit nicht mit dem weltumwälzenden Gedanken tragen, umzuſatteln und fortan in Kaffee zu machen ſtatt in Tabak. Der Haken hierbei iſt nur, daſs nicht geringe Summen dazu gehören, dieſen Entſchluſs zur Ausführung zu bringen. Man bedenke nur, daſs die erſten vier Jahre einer Kaffeeplantage nur Ausgaben verlangen, ohne den geringſten Gewinn zu bringen, und jeder einzelne Baum mit mehr als zwei Mark Auslagen berechnet werden muſs, ehe er ſich bezahlt. Dann allerdings geht es raſch vorwärts, und im Verlaufe von ſieben Jahren ſollen nach Berechnung der tüchtigſten Fachleute alle Ausgaben wieder gedeckt ſein, und der Farmer ſoll den reinen Verdienſt in die Taſche ſtecken.

Faulenzer (Singapore)

Um endlich etwas andres zu hören und zu ſehen als Tabak, entſchlieſse ich mich, zwei ſehr thatkräftigen jungen Herren in ihrem an einer Privatbahn gelegenen Etabliſſement einen Beſuch abzuſtatten.

Nach kaum einſtündiger gleichmäſsiger Steigung bringt uns der aus fünf Waggons beſtehende Zug an die Grenze der Plantage, von wo aus eine Pferdebahn durch groſse, tabakbepflanzte Strecken uns raſch hinaufführt. Eine halbe Stunde ſpäter biegen wir zum Hauptplatz des Etabliſſements ein.

Die Spezialinduſtrie des Etabliſſements ſind Baumaterialien und Packkisten. Wir

Indira Gandhi National Centre for the Arts

machen eine Rundfahrt längs der herrlichen Waldſtrecke, deren Bäume die Fabrik mit Material verſehen, und beſichtigen bei dieſer Gelegenheit einen Brückenbau, bei dem mehrere groſse Elefanten zum Einrammen der koloſſalen Brückenpfeiler verwendet werden. Zum erſten Male ſehe ich Elefanten bei der Arbeit, und es bietet in der That einen höchſt intereſſanten Anblick, wie dieſe mächtigen Tiere auf das geringſte Zeichen ihrer Wächter Balken heben und tragen, an denen 20 bis 30 Eingeborene zu ſchleppen hätten, wie ſorgfältig ſie vorher den Balancepunkt zu finden bemüht ſind, und wie ſie auf ein gegebenes Zeichen ihrem Reiter auf ihren Rücken hinauf und wieder zur Erde hinab helfen. Wie gutmütig dieſe Koloſſe ſind, die mit ihrer Körperkraft das fürchterlichſte Unglück anzurichten im ſtande wären, bewies man mir, indem man einen der Elefanten letztgenanntes Experiment zwölfmal nacheinander ausführen lieſs.

Nicht nur der Menſch, auch der Elefant iſt ein Gewohnheitstier. Ebenſo pünktlich wie dieſe pedantiſchen Arbeiter morgens beim Signal der Dampfpfeife in Reih und Glied forttrotten, ebenſo pünktlich laſſen ſie mittags Schlag elf Uhr alles ſtehen und liegen, und wer auffitzen will, muſs es raſch thun; denn nun geht es zum Mittagsmahl, und kein Bitten und Zureden kann ſie zur Arbeit bewegen, ehe ſie nicht ihre Mahlzeit, beſtehend aus Gras, Zuckerrohr, Waſſer und Reis, verzehrt haben. Ich hörte eben dieſen Berichten zu, als die Dampfpfeife ertönte und ich mich durch den Augenſchein von dem Erzählten überzeugen konnte. Ein paarmal baumelten die langen Ohren hin und her, dann ging's in langſamem Trott davon, einer dem andern auf den Ferſen.

Nachdem ich die koloſſalen Maſchinenräume beſucht, widme ich die Nachmittagsſtunden der Beſichtigung der Pfeffergärten und der Pfefferfabrikation. Die Pfeffergärten ſind äuſserſt originell angelegt. In koloſſalen Maſſen hängen die friſchen grünen Pfefferkörner büſchelförmig wie Johannisbeeren an jedem von je einem etwas gröſseren Baume mit breiten Blättern beſchatteten ca. 6 Fuſs hohen Bäumchen oder Strauche herab. Jeder Pfefferbaum hat ſolcherart ſeinen Schutzbaum, an deſſen Stamm er ſich emporrankt. Sind die meiſten Beeren zinnoberrot, ſo werden die Büſchel gepflückt und in einem groſsen Raum getrocknet. Ein recht luſtiger Anblick iſt es, wie die Javaner und Malayen mit den nackten Füſsen, die jedoch, wohl zu merken, vorher in einer am Eingang aufgeſtellten groſsen Wanne gewaſchen wurden, in dem Pfeffer herumſtampfen, wobei dieſer ſich nach ſeiner Schwere in verſchiedene Abteilungen ſondert. Es folgen einige Reinigungsprozeſſe, und in Säcke verpackt geht der Pfeffer nach Europa ab.

Tags darauf war ich Augenzeuge einer äuſserſt intereſſanten Operation, die der Tierarzt an zwei groſsen Elefanten vornahm. Dieſe Tiere neigen

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Junger Mann von Vorderindien

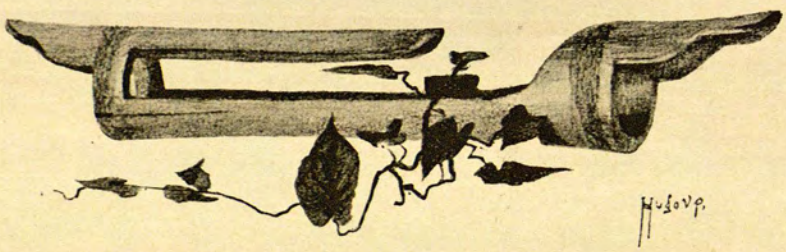
nämlich, wenn ſie ſchwere Arbeit zu verrichten haben, zu einer Art groſser Geſchwülſte an jenen Körperſtellen, auf die ein ſtarker Druck ausgeübt wird. Der eine hatte nicht weniger als ſechs ſolcher tellergroſsen Geſchwüre, die nun operiert werden ſollten.

Die Operation geſchieht in der Weiſe, daſs quer durch das Geſchwür eine durchlaufende Oeffnung gemacht wird, damit das Geſchwür ſich entleeren kann. Sodann wird die Wunde täglich vermittelſt einer mit Sublimatwaſſer gefüllten Gartenſpritze gereinigt. Daſs dieſe Operation durchaus nicht ſchmerzlos iſt, liegt auf der Hand. Sie wird auch nur durch die auſserordentliche Vernunft und Einſicht dieſer Tiere ermöglicht, die zu merken ſcheinen, daſs der Stich nur zu ihrem

Indira Gandhi National Centre for the Arts

eignen Beſten vorgenommen wird. Bei der Operation eines Geſchwüres am Kopfe mögen die Schmerzen beſonders groſs geweſen ſein. Der Elefant richtete ſich auf und ſandte einen gewaltigen Poſaunenſtoſs auf uns herab; dennoch verlief alles glücklich, und an Zuckerrohr zur Milderung des Schmerzes wurde natürlich nicht geſpart.

Des Abends um 11 ½ Uhr beſuchte ich noch einmal die Fabrik und fand alles in vollem Gange. Beim Scheine groſser Fackeln geht die Arbeit Tag und Nacht raſtlos vor ſich; denn die Nachfrage in dieſer Induſtrie wird eine immer gröſsere.



Blumenbehälter aus Bambus. Hausarbeit aus der Kedirigegend (Java)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Wettrennen in Medan

Es braucht nicht beſonders erwähnt zu werden, daſs die vielen wohlhabenden Plantagenbeſitzer auf Sumatra in guten Jahren für ſportliche Zerſtreuungen Sorge getragen haben. Unter dieſen nimmt das Wettrennen eine bedeutende Stelle ein.

Ein glücklicher Zufall wollte es, daſs an dem meiner Ankunft folgenden Tage in Medan das jährliche Wettrennen ſtattfand, dem beizuwohnen ich nicht verabſäumte. Bot es mir doch Gelegenheit, Delis verſammelte Crême de la Crême hier kennen zu lernen.

Die Stimmung auf der Rennbahn und in den Hotels iſt natürlich eine höchſt animierte. Die nett hergerichtete, aber kleine Bahn liegt etwas aufserhalb der Stadt. Maſſen von Eingeborenen haben ſich auf dem Platze aufserhalb der Bahn eingefunden, von wo ſie mit dem lebhafteſten Intereſſe die Stadien des Rennens verfolgen.

Straſsenverkäufer (Singapore)

Wir ſelbſt genieſsen von unſern Tribünenſitzen aus den hübſchen Anblick der daherrollenden ſchmucken Equipagen. Zuerſt kommen drei ſchwarze Gröſsen, die Sultane von Deli, Kwalu und Serdang, dann der holländiſche Reſident und Controleur (die beiden höchſten Landesbeamten), hierauf der Sultan von Lankat und weiter in längeren und kürzeren Pauſen alle die groſsen Tabakmatadore mit Frauen, natürlich in hocheleganten Equipagen mit reich uniformierten Bedienten in zumeiſt ziemlich ſcheckiger, zuweilen jedoch auch ſehr geſchmackvoller, tabakbrauner und goldgalonnierter Livree. Die Bedienten ſtehen rückwärts am Wagen, und die meiſten halten in den Händen mächtige Pferdeſchweife an Goldſchäften, mit welchen ſie während des Stillſtehens den Pferden die Fliegen abwehren, ein Gebrauch, der in Indien allgemein iſt und auch in Europa als praktiſch zu empfehlen wäre.

Nachdem die Tribüne ſich halb gefüllt hat, ſpielt die Regimentsmuſik auf, und das Wettrennen nimmt ſeinen Anfang. Beim Totaliſator wird ziemlich hoch

Indira Gandhi National Centre for the Arts

und flott gewettet, und man erzielt recht gute Reſultate für die einzelnen Pferde; ſelbſtverſtändlich muſs berückſichtigt werden, daſs es ausſchlieſslich kleine Pferde ſind, die hier laufen, ſogenannte auſtraliſche und Batak-Ponies, die den verſchiedenen Sultanen und Pflanzern gehören und zumeiſt von den Gentlemen ſelbſt geritten werden.

Die Prämien ſind hoch und beſtehen teils aus Geld, teils aus Silbergegenſtänden.

Nach dem einige Stunden währenden Rennen wird eine gröſsere Tafel abgehalten, an der man nach Belieben teilnehmen kann, und zwei Tage darauf findet wieder ein Wettrennen ſtatt.

Mohammedaniſcher Geldwechsler (Singapore)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Ball bei dem Sultan von Deli

Auf dem Bahnhofperron der Reſidenzſtadt Medan herrſcht auffallend reges Leben und Treiben.

Von allen Seiten bringen die Züge Scharen von Europäern herbei; von Eiſenbahn und Wagen ſtrömt alles zuſammen, den Hotels zu — unſtreitig iſt irgend etwas Beſonderes los. Neugierig ſtarren die Eingeborenen all die Hunderte weiſs gekleideter Herren an, die, von Koffer tragenden Dienern gefolgt, ſich insbeſondere vor dem »Hotel Medan«, dem gröſsten der Stadt, ſtoſsen und drängen. Ein wirres Kauderwelſch von Holländiſch, Deutſch, Engliſch, Franzöſiſch, kurz, allen möglichen Sprachen ſummt einem in den Ohren; jeder dieſer eifrig parlamentierenden Herren will ein Zimmer oder doch den Teil eines Zimmers — man muſs ja froh ſein, ſich überhaupt beizeiten einen Winkel zu ſichern. Freunde und Bekannte thun ſich zuſammen, es handelt ſich ja ſchlieſslich nur darum, ein Plätzchen zu haben, wo man ſich in Gala werfen kann. Gala! Puh! Das Thermometer ſteht auf 36 Grad. Die Luft iſt drückend, kein noch ſo leiſes Lüftchen weht. Man ſtelle ſich vor, was es unter dieſen Umſtänden für die in den Plantagen daheim an Raum ſo verwöhnten Europäer heiſsen will, zu fünf oder ſechs in ein Zimmer zuſammengepfercht, den obligaten Staat anzulegen — Frack, hohen Kragen, Lackſchuhe und Seidenſtrümpfe, kurz, den ganzen verwünſchten Modekram, der einem doppelt läſtig erſcheint, wenn man ihn mit der bequemen Alltagskleidung aus leichter weiſser Jacke, ebenſolchen Beinkleidern und einem Paar dünner Strümpfe vergleicht.

Japanerin

Heute aber hilft nichts; heute muſs der Etikette Genüge gethan werden. Soll ſich doch alles, was im Umkreis von 200 engliſchen Meilen Klang und Namen hat, bei Seiner Hoheit dem Sultan von Deli zum jährlichen Feſte verſammeln. Enfin! Man thue das Seine.

Lieber Leſer, haſt auch du einmal das Vergnügen mitgemacht, dich bei

Indira Gandhi National Centre for the Arts

36 Grad Réaumur in einen hohen Kragen zu zwängen, auf allen Seiten geſtoſsen und gepufft von 7 bis 8 Leidensgefährten, die alle in unendlichen Variationen den zu niedrigen Kragenknopf, das zu kleine Knopfloch verfluchen? Na, endlich iſt man fertig! Die drei unentbehrlichen Reſervekragen in der Taſche begiebt man ſich hinab in das Reſtaurant.

Es iſt nun ½8 Uhr. Die Einladung lautet auf 8. Da ſoeben mein Bruder auch eintrifft, ein entzückendes Lächeln auf den Lippen, welches deutlich beſagt, daſs auch für ihn der hohe Kragen den Inbegriff eines ungemeinen Wohlbehagens repräſentiert, ſo ſteigen wir gemeinſam, jeder einen kleinen, leichten Fächer in der Hand, in den Wagen, um uns allſobald nach einer geradezu unheimlich raſchen Fahrt durch die Straſsen der Stadt in das Gewühl eleganter Equipagen zu miſchen. Je mehr wir uns dem Palaſte nähern, deſto langſamer wird indes die Fahrt, bis wir endlich in geſchloſſener Reihe in den mit Tauſenden von Lampions reich illuminierten, ungeheuren Vorgarten des Palaſtes einlenken. Man glaubt ſich in ein Märchen aus »Tauſend und eine Nacht« verſetzt. Allein ſchon der nächſte Augenblick reiſst uns aus unſern Träumen: der Wagen hält vor der Haupttreppe des Palaſtes, umringt von den Scharen der maleriſchen Schwarzen, denen für dieſen Abend der ganze Garten mit groſser Liberalität zur Verfügung geſtellt wurde. Die Treppe, von anſehnlicher Breite, wohl dreiſsig Stufen hoch und mit koſtbaren Teppichen belegt, führt in gerader Linie zur Vorhalle hinauf. Mit groſsen Emblemen geſchmückte Marſchälle, Freunde des Sultans, ſtehen überall bereit, um die Damen hinaufzugeleiten. In einem kleineren Salon empfängt uns ein älterer europäiſcher Gentleman, wiederum ein Freund Seiner Hoheit, und führt uns in den groſsen Saal, wo er uns dem von einer bereits recht zahlreichen Geſellſchaft umringten Sultan vorſtellt, der ſoeben einen ſeiner ungewöhnlich ſchlechten Kalauer an ein paar ſchöne junge Damen abſetzt.

Nun wendet er ſich uns zu. Es iſt ein kleiner, weniger ſchön als auffallend ſchokoladebrauner Herr von circa vierzig Jahren, der, die eine Hand halb militäriſch an die Mütze führend (ſämtliche Sultane erſcheinen nämlich mit hohen ſchwarzen, goldbetreſsten Sammetmützen) und die andre uns zum Gruſse bietend, verbindlich lächelnd eine Reihe blendend weiſser Zähne entblöſst.

Wir erblicken im Saale eine glänzende Geſellſchaft eleganter Herren und Damen, darunter einige militäriſche Hoheiten, etliche wenige Chineſen mit bis auf die Erde hängenden langen Zöpfen, mehrere Freunde des Sultans und benachbarte Sultane, letztere ſämtlich mit weiſsen Kragen, doch ohne Krawatten, da ihrer Religion zufolge nur Hunde Halsbänder tragen dürfen. Eine Menge Diener reichen verſchiedene Erfriſchungen und den unvermeidlichen Whisky-

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Soda herum. Die Hitze iſt enorm. Die verſammelten Gäſte, wohl gegen vierhundert an der Zahl, unter denen auch der Reſident, von einem Tuſch der groſsen Militärkapelle empfangen, ſich bereits eingefunden hat, verteilen ſich allmählich in alle Räume, welche ich nun, ſo gut es geht, einer kritiſchen Prüfung unterziehe.

Die Säle mit ihren gewölbten indiſchen Portalen und Niſchen ſind von mächtiger Höhe, durchweg in lichten, zarten Farben gehalten und von einem Meer von Lampen und rieſigen vergoldeten Kandelabern erleuchtet. Das Ganze macht einen eleganten und gefälligen Geſamteindruck. Von der rings um den Palaſt laufenden breiten Veranda, in welche die groſsen Thüren münden, genieſst man einen prächtigen Ausblick über den illuminierten Park und die verſammelte Volksmenge, die ſich an improviſierten Theatervorſtellungen ergötzt. Von der einen Balkonſeite überblickt man auch jenen Flügel, in welchem, wie verlautet, die Gemahlinnen — man behauptet, einige vierzig an der Zahl —, die Seine Hoheit ſich erkoren, um frühzeitig graue Haare zu bekommen, ihren Aufenthalt haben. Der Harem iſt nur ſchwach erleuchtet; denn die meiſten ſeiner Bewohnerinnen befinden ſich zurzeit in einem für ſie reſervierten, in unmittelbarer Verbindung mit dem groſsen Saal ſtehenden Teil des Balkons. Hier ſitzen, ſtehen oder liegen dieſe Damen umher, alle dicht verſchleiert, ſo daſs ein Paar oft ſehr ſchöner, groſser Augen eben nur hervorgucken kann, um das eifrige Pouſſieren des Herrn Gemahls mit den eleganten (bei den Haremsbewohnerinnen juſt nicht ſehr beliebten) europäiſchen Damen zu erſpähen. Eine Menge nackter und halbnackter kleiner Kinder, »Erben des kleinen Sultans«, ſpringen zwiſchen ihnen umher. Die Frauen und Kinder tragen reichen und koſtbaren Schmuck, beſonders dicke Goldketten um Handgelenk und Arm, und Seidenſtoffe in allen Farben umhüllen den Leib der Schönen.

Zaubrer und Schlangenbeſchwörer (Singapore)

Am entgegengeſetzten Ende des groſsen Saales führt eine Thür zu einem weiten Raum mit einer Menge Tiſche, die ſich unter der Laſt der Kuchen,

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Konfekte etc. biegen — alles herrlich anzuſchauen, ſchrecklich hineinzubeiſsen. Auf den Büffetts ſtehen Getränke jeder Art, vom Champagner bis zum Schnaps. Jeder bedient ſich nach Belieben. Eifrige dienende Geiſter in bunten Turbans, Jacken und Beinkleidern, doch alle mit bloſsen Füſsen (nur die Europäer und die hohen Eingeborenen tragen Schuhe) bieten auſserdem unausgeſetzt Erfriſchungen an.

In dem groſsen Saale, in dem der Tanz bereits lebhaft im Gange iſt, entſteht nun eine kleine Pauſe. Ein Trupp reich geſchmückter Eingeborener in Originalkoſtümen des Landes wird hereingeführt, um in der Mitte des Saales einen äuſserſt intereſſanten, langen Nationaltanz mit eignem Nationalorcheſter zum beſten zu geben. Die ſchokoladebraunen Schönheiten machen viel Glück und verdienen es; denn der Anblick iſt für jeden der Zuſchauer, der überhaupt etwas zu ſehen bekommt, ein auserleſener Genuſs. Man ſtöſst und drängt ſich um die Tanzenden, und die koſtbaren Gegenſtände aus Silber und anderm wertvollen Metall, die überall auf Tiſchen und Konſolen ſtehen — meiſt Geſchenke der groſsen Tabakgeſellſchaften — ſchweben in offenbarer Gefahr.

Dann beginnt der Tanz von neuem, während an einer Reihe von Spieltiſchen, die auf den Seitenbalkonen und in den Sälen aufgeſtellt ſind, dem Spiele, Whiſt, Domino, L'hombre etc. mit Eifer gehuldigt wird. Die nächſte Pauſe bringt den abermals im Saale zuſammenſtrömenden Gäſten die Produktion eines italieniſchen Sängers, eines Harfenſpielers und einer Sängerin, die bekannte europäiſche Opernarien vorträgt. Wiederum Tanz bis gegen ein Uhr, um welche Zeit der Tafelmarſch intoniert wird. Die Geſellſchaft marſchiert paarweiſe die groſse Treppe hinab durch einen Teil des Gartens, um ſich in den im Erdgeſchoſs gelegenen kleinen Sälen und Zimmern, etwa zwanzig an der Zahl, zu verteilen.

Wegen Platzmangels kehrt jedoch ein Teil der Geſellſchaft wieder in das obere Stockwerk zurück, darunter auch ich. Im Nu ſind einige der Tiſche in dem oben erwähnten gröſseren Büffettſaale abgeräumt, und eine kleine, vielleicht die luſtigſte Geſellſchaft von allen — etwa vierzig Perſonen — läſst ſich hier nieder.

Ich merke es, liebe Leſerin, wie jetzt der Punkt gekommen iſt, der deine Wiſsbegierde am meiſten reizt, und eben über dieſen Punkt laſſe ich einen Schleier fallen, den Schleier des Schweigens. Das Prinzip des »Ausſehens« ſpielt am Tiſche des Sultans von Deli entſchieden die Hauptrolle, und während eine Unzahl koſtbarer Weine, Champagner und Liqueure unſern Gaumen ergötzt, giebt es von allen Speiſen auſser einer vorzüglichen Suppe nichts, das verdiente, auch nur genannt zu werden; alles andre iſt ſchauderhaft. Die Muſik brauſt, es werden Reden gehalten und Toaſte ausgebracht.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Nach Tiſch wird der Tanz mit erhöhtem Eifer fortgeſetzt und erſt um vier Uhr unterbrochen, wo die meiſten aus der Geſellſchaft ſich zur Beſichtigung des eben beginnenden Feuerwerks auf die Balkone begeben. Bomben, Sonnen und Raketen in buntem Wirrwarr eröffnen es und folgen einander ununterbrochen

Indiſcher Wucherer

eine volle Stunde lang, ſo daſs man nach Belieben an den Freuden des Feſtes teilnehmen und dabei ab und zu die ſchönen Lichteffekte bewundern kann.

In den Sälen geht der Tanz mit Luſt und Liebe weiter. Die gute Laune hat ihren Höhepunkt erreicht, und nur wenige denken an den Aufbruch. Unter dieſen jedoch befindet ſich meine Wenigkeit, die gewohnt, hierzulande zwiſchen neun und zehn die Ruhe aufzuſuchen, ſich für einen unbemerkten Rückzug entſcheidet.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Fabeln und Anekdoten

Herr W. erzählt: Wir ſaſsen eines Abends unſer vier nach einem ſtarken Regen auf einer Veranda, die auf die Hauptſtraſse geht. Das Unwetter hatte ſich gelegt, und Herr X. beſchloſs, ſich auf den Weg zu machen.

Mein prächtiger groſser Hund hatte während der letzten Stunde ruhig zu meinen Füſsen vor dem Stuhle gelegen. Das kluge Tier vermied wohl, ſich beſonders bemerkbar zu machen, da es ihm nur ſelten und hauptſächlich nur bei ſchlechtem Wetter erlaubt war, ſeine Behauſung, ein groſses komfortables Hundehaus unter dem Wohngebäude, das wie alle Häuſer hier auf Pfählen circa zwei Meter über der Erde gebaut war, zu verlaſſen und zu mir heraufzukommen.

Wir erhoben uns, und als zuvorkommender Wirt ging ich die beiläufig zehn Treppenſtufen mit hinab, die beiden Herren auf der Veranda zurücklaſſend. Als ich meinem Gaſte gute Nacht geſagt und mich umwandte, um auf die Veranda zurückzukehren, fiel mein Blick auf das Hundehaus bei der Treppe, und ich bemerkte, daſs mein Hund bereits darin ſeinen Platz für die Nacht eingenommen hatte. ‚Sonderbar, daſs er von ſelbſt gegangen iſt und ich ihn gar nicht hinter mir die Treppe hinabkommen hörte,‘ denke ich, während ich die Hand hineinſtecke und flüchtig ſeinen Kopf berühre. »Gute Nacht, Bruno, das war recht.« Auf die Veranda zurückgekehrt, wechsle ich ein paar Worte mit den beiden Herren und nähere mich meinem Stuhle, um mich zu ſetzen, als in demſelben Augenblicke der Hund ſich von ſeinem Platze neben dem Stuhlbein erhebt. Das war mir denn doch zu ſtark, und insbeſondere als auf meinen verwunderten Ausruf: »Ja, Bruno, wieſo biſt du denn ſchon wieder hier?« die beiden Herren mir auf das beſtimmteſte verſicherten, der Hund habe ſich die ganze Zeit nicht von der Stelle gerührt, kam mir die Sache geradezu närriſch vor. Sie blieben bei ihrer Behauptung, ich bei der meinen, daſs ich Bruno den Augenblick zuvor unten in der Hundehütte den Kopf geſtreichelt, und der Streit endete, wie dergleichen gewöhnlich, mit einer Wette. Eine Lampe in der Hand ſtieg ich mit den beiden Herren hinab zum Hundehaus, halb und halb der Vermutung Raum gebend, es ſei vielleicht der Hund meines Koches geweſen, obwohl dieſer es ſonſt ſelten oder nie wagte, ſich Bruno zu nähern oder ſeinen Platz einzunehmen, wohl wiſſend, daſs dieſer als edles Raſſetier die Anweſenheit eines »Köters« nicht duldete. Aber bei einem Haar wäre mir die Lampe aus der Hand gefallen, als wir unten ſtanden. An der Treppe vorüber und bis hinein in das Hundehaus ſahen wir mit eignen Augen in dem weichen ſandigen Boden die ſolid ausgetretene deutliche Fährte eines Tigers. Die Spuren waren nicht zu verkennen, das Hundehaus aber war leer, folglich muſste das Tier ſich in den letzten Minuten

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Chineſiſcher Kellner (Sumatra)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

zurückgezogen haben. Noch heute finde ich keine andre Löſung als die, daſs der Tiger zuerſt Angſt bekommen, ſich aber doch vielleicht auf meine Hand geſtürzt hätte, wenn ich ſie nicht gleich darauf wieder zurückgezogen. Zur Erklärung der Möglichkeit eines ſolchen Falles muſs bemerkt werden, daſs das Haus auf zwei Seiten von hohem Lalanggras und Jungwald (dem Lieblingsaufenthalt der Tiger) umgeben war und daſs ein Jahr vor dem erwähnten Vorfall ein Tiger auf die Veranda geſprungen war und meinen kleinen Hund mitgenommen hatte. Endlich erinnerte ich mich, bei der Berührung des vermeintlichen Hundes gleichſam inſtinktmäſsig den Gedanken gehabt zu haben: ‚Eigentümlich, wie hell doch die Augen eines Hundes trotz der Dunkelheit ausſehen — wie die einer Katze.‘

Dieſe Geſchichte, die mehreren der Zuhörer bereits zu Ohren gekommen (ein Boshafter behauptete ſogar, ſie ſchon irgendwo geleſen zu haben), erregte eine lebhafte Debatte. Während mehrere meinten, daſs ſie durchaus nichts Fabelhaftes enthalte, behaupteten andre, ſie würde, in einer bayriſchen Bierkneipe erzählt, das Glockenſpiel mindeſtens eine Stunde in Gang erhalten. (In den bayriſchen Wirtshäuſern hängt bekanntlich über den Stammtiſchen ein alter Säbel oder ein altes Meſſer mit vielen kleinen Schellen oder Schlittenglocken und einer herabhängenden Schnur, an welcher energiſch gezogen wird, wenn einer aus der Geſellſchaft eine gar zu mörderiſche Räubergeſchichte auftiſchen will . . .)

Entſchieden harmloſer iſt eine andre Epiſode, die in einer luſtigen Tiſchrunde zum beſten gegeben wird:

Zwei gute Freunde, Aſſiſtenten auf derſelben Plantage, entſchloſſen ſich eines Abends, bei ihren Bekannten Beſuche abzuſtatten. Unvorſichtigerweiſe unterlieſsen ſie es, ſich mit Waffen zu verſehen, obwohl ihnen bekannt war, daſs die betreffenden Farmen ſich in einer mit Rhinoceroſſen geſegneten Gegend befanden, und gegen Abend begab ſich jeder in ſeiner Richtung auf die Fahrt. Man kann ſich den Schrecken des einen der Herren vorſtellen, als er, nach dem üblichen fröhlichen Abſchiedstrunke auf der Heimfahrt begriffen, plötzlich vor ſich auf dem ſchmalen Urwaldpfade gewiſſe fremdartig klingende Laute hört. Die Unruhe ſeines Pferdes beſtätigt ſeine Annahme, daſs eine unmittelbare Gefahr ihm drohe, und mit Blitzesſchnelle macht er Kehrt und ſetzt in geſtrecktem Galopp zu ſeinem Freunde zurück, wo er bis zum nächſten Morgen bleibt, Gott dankend, dem ſchrecklichen Rencontre mit den Rhinoceroſſen entronnen zu ſein.

Das Grauenerregende des Vorfalls wird noch dadurch geſteigert, daſs es ſeinem Kollegen ebenſo ergangen war, ja dieſer ſogar mit eignen Augen geſehen hatte, wie das Rhinoceros ihm entgegenſtürmte — am nächſten Morgen Tableau! Zwei Wagenfährten weiſen deutlich die Spuren zweier von entgegengeſetzter Seite

Indira Gandhi National Centre for the Arts

kommender Gefährte, die in kurzer Entfernung voneinander Kehrt gemacht haben. Welchen Spitznamen die beiden Aſſiſtenten ſeit jener Zeit tragen, brauche ich wohl nicht zu ſagen.

Das luftige und angenehme Material, aus dem die Pflanzerhäuſer früher gebaut wurden, nämlich die loſen groſsen Palmblätter (Atap), aus denen man die Wände machte, konnte trotz der erquickenden Kühle, die es bot, dennoch ſeinem Bewohner zuzeiten zu argem Nachteil gereichen, wie es zum Beiſpiel Herrn X. geſchah. Dieſer wegen ſeines Geizes wie wegen der Baufälligkeit ſeines Hauſes gleich bekannte Pflanzer empfing eines Abends den Beſuch einiger jüngerer Aſſiſtenten. Allein ſo ſehr es die Gäſte auch nach dem längeren Marſche nach einer kleinen Herzſtärkung verlangte, ſo lieſs ſie über Gebühr auf ſich warten. Endlich ſchien dem Wirt der gute Gedanke gekommen zu ſein, ſeinen Beſuchern etwas vorzuſetzen; er ſandte ſeinen Boy nach Erfriſchungen, und den Durſtigen hüpfte in Erwartung eines guten Glaſes kalten Bieres das Herz im Leibe. Nach einer Ewigkeit kehrte der Diener zurück, in der Hand ein Servierbrett mit ſechs Gläschen »Pahit« (einem holländiſchen Genever). Nach dieſem Traktament wurde eine weitere Stunde verplaudert, worauf die Geſellſchaft aufbrach, um einen andern in der Nähe wohnenden Bekannten aufzuſuchen, der glücklicherweiſe ſeinen Hausherrnpflichten in reichlichem, ja faſt zu reichlichem Maſse nachkam. Als die Geſellſchaft auf ihrem Heimwege ſpät Abends in bemerkenswert gehobener und fideler Stimmung die unwirtliche Stätte des knickerigen Herrn X. paſſierte, da ward ein teufliſcher Racheplan ausgeheckt, der auch ſogleich zur Ausführung gelangte. Und ſiehe da, ſämtlichen zur frühen Morgenſtunde vorbeiziehenden Kulis aus Herrn X. Pflanzungsabteilung ward das ſeltſame Schauſpiel, ihren Herrn in ſüſseſtem Schlummer allen Blicken frei in ſeinem Schlafzimmer liegen zu ſehen, deſſen abgehobene Wände in dem nächſten Straſsengraben lehnten.

Singhalese (Oberkellner)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Einiges über Schlangen

Für die Pflanzer auf Sumatra, die ſich tagaus tagein im Freien bewegen, iſt es eine ziemlich alltägliche Sache, auf Schlangen zu ſtoſsen, aber auch im Hauſe ſelbſt darf es nicht allzuſehr verblüffen, wenn ſich unter dem Schreibtiſch oder Zimmerteppich einmal ein ſolch widerliches Reptil vorfindet. Insbeſondere nach einem anhaltenden Regen hat man den Beſuch allen möglichen Gewürms, darunter auch der abſcheulichen Tauſendfüſsler und Skorpione, zu gewärtigen. Gewöhnt man ſich auch allmählich an dieſe unangenehme Geſellſchaft, ſo wird, wie der geehrte Leſer wohl zugeſtehen wird, ein Abenteuer wie das, welches ich jetzt erzählen will, doch immerhin zu den höchſt unbehaglichen gezählt werden müssen.

Es war etwa einen Monat nach meiner Ankunft, und ich hatte mich nach einem ſehr regneriſchen Tage zur Ruhe begeben. Wie bereits erwähnt, ſind die Betten hierzulande von beträchtlichen Dimenſionen. In dem meinigen hätte ein kleiner Vereinsball abgehalten werden können, ohne daſs die Tanzenden gezwungen geweſen wären, mir auf die Füſse zu treten. Die vier hohen Pfoſten des Bettes tragen das Mosquitonetz, das man, nachdem man raſch hineingeſchlüpft iſt, ſorgfältig ringsum zuzieht. Da ich ſtark an Mosquitobiſſen litt, war ich darauf verfallen, zuerſt unter das Netz zu kriechen und mich dann erst zu entkleiden. Ob auch andre dieſer meiner Methode huldigen, weiſs ich nicht, iſt auch für dieſe Geſchichte nebenſächlich. In meinem Zimmer brannte nach indiſcher Sitte eine kleine Lampe, die jedoch meine Schlafſtätte ziemlich im Schatten lieſs. Uebrigens hatte der kleine Satan die Gewohnheit, zwiſchen 4 und 5 Uhr morgens auszugehen.

Der Zufall wollte, daſs ich mich in jener Nacht im Traume auf einer herrlichen Wildſchweinsjagd befand. Ich erwachte um 5 Uhr. Das Lämpchen flackerte in den letzen Zügen. Da — man ſtelle ſich meinen Schrecken vor — entdecke ich bei dem ſchwachen Scheine nicht eine halbe Elle von meinem rechten Fuſs entfernt eine eklige fette Schlange, die mich, den Körper etwas zuſammengezogen, als wolle ſie mit einem kleinen Satze auf mich ſpringen, mit glänzenden Augen anſtarrt. Das Tier mochte wohl ſeine drei Zoll breit ſein; wie lang es war, konnte ich nicht unterſcheiden, da nur circa anderthalb Ellen ſeines Körpers zu ſehen waren und der Reſt unter meinen in jener Ecke liegenden Kleidungsſtücken verſchwand.

Ich lag wie verſteinert, und eine eiſige Kälte ergoſs ſich über meinen Rücken. Es iſt zweierlei, einer Schlange auf freiem Felde und unter derartigen Verhältniſſen zu begegnen. In wenigen Sekunden muſste ein Plan gefaſst ſein.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Zu unterſuchen, wie die elende Beſtie unter das längs der Matratze ſtraff geſpannte und eingeſteckte Netz gekommen war, war jetzt nicht die Zeit. Ich dachte zuerſt daran, mich mit einem Geſchrei auf das Netz zu werfen, um es herauszureiſsen oder zu ſprengen, doch ſchien mir dieſer Plan gewagt, da durch dieſes Manöver die ganze Geſchichte das Uebergewicht bekommen und dabei die Schlange auf mich fallen konnte. Das Tier lag, ſoviel ich in dem nur von einzelnen Lichtblitzen erhellten, ſonſt faſt dunkeln Gemach ſehen konnte, mit von mir etwas abgewendetem Kopfe, auf ſeine Beute lauernd, jedenfalls ohne ſich zu regen. Der kalte Schweiſs troff mir über die Wangen. Es muſste etwas geſchehen. Die Lampe that die letzten Züge. Ich muſste mich, auf die Sicherheit meiner Hände zählend, waffenlos wie ich war, auf das Untier werfen und es erdroſſeln. Ohne Atem zu ſchöpfen, alle Muskeln angeſpannt und wie halb hypnotiſiert, erhob ich mich etwas, um den Angriff zu unternehmen.

Singhaleſe von Ceylon (Diamanthändler)

Da flackerte die Lampe zum letztenmal auf — im ſelben Augenblick ſtieſs ich einen Schrei aus: »O! der verdammte Gürtel!« und verſank in das Dunkel.

Das verwünſchte Licht, der lebhafte Traum und meine noch lebhaftere Einbildung hatten mir den Streich geſpielt, mir meinen guten Ledergürtel, den ich im Schlafe mit dem Fuſse ein wenig näher gerückt hatte, als Schlange und den kleinen Silberknopf vorn als funkelndes Auge erſcheinen zu laſſen. Brauche ich zu erzählen, daſs von dem Tage an mein Gürtel von dem Bett verbannt war?

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Der Krach 1891

Wir erwarten heute Telegramme aus Europa mit Angabe der Preiſe, die für den Tabak der Plantage bezahlt werden ſollten. Die Preiſe der Nachbarplantagen, die in den letzten Tagen hier bekannt wurden, ſind ſo ſchlecht, daſs man auf die ärgſten Mitteilungen gefaſst iſt und ſich alle die alten Pflanzererinnerungen aus dem im Jahre 1891 ſtattgefundenen groſsen Krach ins Gedächtnis zurückruft.

Man hat allerdings allen Grund, ſich der Hoffnung hinzugeben, daſs es diesmal glimpflicher ablaufen wird; aber ſchaden kann es jedenfalls nicht, in Gedanken den Verlauf der damaligen Ereigniſſe durchzugehen, die die Schlieſsung von vierzig blühenden Plantagen zur Folge hatten.

Ein Freund von mir, Herr A., erzählt aus jener Zeit folgendes:

Ich war Direktor in einer mit etwa 300 Leuten arbeitenden Tabaksplantage, die in einer der ungeſundeſten Gegenden an einem Fluſſe gelegen war, der von Zeit zu Zeit die ganze Umgebung in groſsem Umkreis unter Waſſer ſetzte. Unſre Verbindung mit der Auſsenwelt war hierdurch ſtark beeinträchtigt, und die Reiſe zu einer der nächſten Städte, Medan oder Belawan, nahm mehrere Tage in Anſpruch.

Alles ging ſeinen geregelten Geſchäftsgang, als mit einemmal von den Firmen Aufforderungen an mich einliefen, ſtatt der üblichen Geldanweiſungen auf eine Privatbank in Penang bares Geld zu ſchicken, da die Bank nicht mehr exiſtiere. Die ſchreckliche Meldung beſtätigte ſich bald: die Bank, die eben ihr 100jähriges Jubiläum zu feiern im Begriffe ſtand, war infolge verſchiedener Umſtände, insbeſondere der verſchwenderiſchen Lebensweiſe mehrerer ihrer Inhaber, gezwungen worden, ihre Zahlungen einzuſtellen. In ihr befand ſich auſser meinem Privatvermögen auch ein bedeutender Teil des Betriebskapitals der Firma.

Der Tag der Auszahlung auf der Plantage ſtand vor der Thür. — Eine Nachricht nach der andern von dem bevorſtehenden Krach traf ein, bis eines Morgens die unglückbringendſte von allen dieſen Meldungen wie eine Bombe einſchlug, nämlich die Nachricht, daſs die Mac Kinley-Bill, das neue Zollgeſetz, in Waſhington angenommen ſei. Mit Blitzesſchnelle verbreitete ſich die ſchreckenerregende Neuigkeit von Ort zu Ort. Der Einfuhrzoll für Tabak in Amerika, der bis dahin 35 Cents per Pfund betragen, ſtieg durch dieſe neue Verordnung auf zwei Dollars per Pfund. Rechnet man hierzu noch, daſs eben in dieſem Jahre eine gewaltige Ueberproduktion an Tabak ſtattgefunden hatte, ſo wird man verſtehen, daſs dies für zahlreiche Plantagen den Untergang bedeutete.

Eine Menge Direktoren und Aſſiſtenten erhielten ihren Abſchied. Plantage

Indira Gandhi National Centre for the Arts

um Plantage wurde geſchloſſen, und unter den Europäern, die ſonſt hierzulande allgemein die Herren der Situation ſind, machte ſich eine lebhafte Rückzugsbewegung nach der Heimat bemerkbar. War es ja doch ſo weit gekommen, daſs man ſich buchſtäblich bei den Eingeborenen ein wenig Reis erbetteln muſste, um ſein Leben friſten zu können. In den groſsen Städten ſah es am ärgſten aus, und es gab dort nicht wenige, die thatſächlich kein Dach über dem Kopfe hatten. Der Schätzungswert der Plantagen war ſo horrend geſunken, daſs manche groſse Plantage, die vor wenigen Tagen noch auf 6—800 000 Mark taxiert worden war, kaum Pfandobjekt genug ſchien, um ihr auch nur eine Anleihe von 5000 Mark zu bewilligen.

Von dieſen Verhältniſſen aufs äuſserſte bedrängt, beſchloſs ich eines Morgens, mich aufzumachen, um mir das notwendige Kapital zum Betrieb der Plantage zu verſchaffen.

Es war fünf Uhr — ein windſtiller warmer Morgen. Der Sampan

Chineſen bei der Reismahlzeit

Indira Gandhi National Centre for the Arts

lag zur Abfahrt bereit; mein Proviant, beſtehend aus einem Huhn, einer Ente, einer halben Stiege (10 Stück) Eier und einem groſsen hausgebackenen Kuchen, wurde an Bord gebracht, die Getränke am Boden des Bootes deponiert, wo das eindringende Waſſer ſie möglichſt kühl hielt, und die vier javaniſchen Ruderer legten aus.

Das Boot glitt den Fluſs hinab. Ueberall, ſo weit man in den Urwald hineinſehen konnte, war Waſſer — ein herrlicher Anblick, und dennoch kaum dazu angethan, den Humor, der unter den gegebenen Verhältniſſen auf dem Nullpunkte ſtand und durch das unabläſſige Geſumme der unzähligen Mosquitos und das läſtige Kläffen der Affen kaum irgendwelche Auffriſchung erfuhr, ſonderlich zu heben. Ueberdies iſt die Luft hier ſo ungeſund, daſs es nicht geraten ſcheint, mehr als unbedingt nötig davon zu ſchnappen. Mehrere Male trafen wir auf ſchöne Krokodilexemplare, und eine ungemein luſtige Scene ſpielte ſich auf einem weit über den Fluſs geneigten, ziemlich dünnen Baumſtamm ab, deſſen äuſserſtes Ende einer Menge Affen als Schaukel diente. Ihr harmloſes Spiel ſchien zwei kleine Bären, die des Weges kamen zu verdrieſsen; allein alle Verſuche, den unaufhörlich ſchaukelnden Baum zu erklettern und den ſchlauen Affen den Rückzug abzuſchneiden, erwieſen ſich als vergeblich und brachten die beiden Gevatter Brummbär nur in die wiederholte Gefahr eines unfreiwilligen Bades. Während dieſes bewegten Schauſpiels rutſchte indeſſen ein kleines Aefflein aus und fiel in den Fluſs, der es dem Ufer zutrug, augenſcheinlich zur Beute der beiden am Rande bereits wartenden Bären. Schon war es dem Ufer ganz nahe gekommen, als plötzlich ein groſser Affe durch einen kühnen Sprung in den Fluſs dem Jungen zu Hilfe kam. Die übrigen Affen, mit den Schwänzen am Stamm hängend, dienten als Leiter, und in wenigen Sekunden befand ſich die ganze Familie wieder auf dem grünen Aſt, um nun mit erneutem Eifer die beiden beſchämten Petze anzukläffen, welche übrigens, als ſie uns bemerkten, ſchleunigſt die Flucht ergriffen.

Bettlerin vom Klingſtamme (Sumatra)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

In Belawan angelangt, vertauſchte ich mein Fahrzeug mit einem kleinen Dampfer, der mich nach Penang brachte. Hier hatte ich mit den gröſsten Schwierigkeiten zu kämpfen, um das nötige Geld aufzutreiben. Erſt in elfter Stunde traf es ein und enthob mich der höchſt fatalen Notwendigkeit, mit leeren Händen heimzukehren und die Plantage zu ſchlieſsen, was uns auch der Gefahr eines Aufruhrs unter den Arbeitern ausgeſetzt hätte. Die Verhältniſſe in Penang waren zu jener Zeit ſo merkwürdig, daſs man trotz alles früheren Anſehens kaum einen Kredit auf zehn Dollars zur Abſendung von Telegrammen erlangen konnte.

Selbſtverſtändlich übte die Geldverlegenheit, in welcher die Europäer ſich dazumal befanden, eine nicht geringe Wirkung auf das Auftreten der Eingeborenen aus. Bot ſich ihnen doch hierdurch eine herrliche Gelegenheit, ſich für die ſonſt ſo beſcheidene Rolle, die ihnen hier zu ſpielen beſtimmt iſt, reichlich zu entſchädigen.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Die Chinesen

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Die Chinesen und etwas vom Tabakbau

Was den Chineſen betrifft, ſo läſst ſich viel für und gegen ihn ſagen. Er iſt ein häſslicher Burſche; er iſt gemütlos, falſch und manches andre noch, aber niemand kann ihm abſprechen, daſs er ausdauernd, arbeitſam und genügſam iſt wie kein andrer. Fragt nur den Europäer, der eine Reihe von Jahren mit Tauſenden dieſer Leute gearbeitet hat, ob er ſo weit gekommen, ob er eine ähnliche Arbeit mit europäiſchen Arbeitern zu leiſten im ſtande geweſen wäre, wie viele Arbeiterunruhen und Streiks er mit dieſen zu beſtehen gehabt hätte, und ob das Tabakland Sumatra ohne die Arbeit des Chineſen auch nur halbwegs das geworden wäre, was es nun iſt! Allerdings kommen auch unter den chineſiſchen Arbeitern, welche ein ſtarkes, ja ſogar ein ungewöhnlich ſtarkes Gemeinſchaftsgefühl verbindet, Aufſtände und zwar entſetzliche Aufſtände vor, und ein herzloſer Aſſiſtent, der die Kopierpreſſe als Daumſchraube zu benutzen verſucht oder ſich ähnliche Grauſamkeiten zu ſchulden kommen läſst, kann ſich auf die erbitterte Rache der Gelben gefaſst machen. Im allgemeinen aber iſt das Verhältnis zwiſchen Arbeitgeber und Arbeiter auf den meiſten Farmen geſund und muſtergültig, und das Prinzip, daſs der Kuli ebenſo wie der Europäer an ſeiner guten und ausdauernden Arbeitsleiſtung finanziellen Profit hat, bewährt ſich vortrefflich. An gut geleiteten Plantagen wird es dem Kuli ſelbſt in mittelguten Jahren möglich ſein, ſo viel zurückzulegen, daſs er nach einigen Jahren fleiſsiger Arbeit in ſein Heimatland

Junger chineſiſcher Kuli

Indira Gandhi National Centre for the Arts

zurückkehren und dort von ſeinem Gelde leben oder auch ein eignes Geſchäft beginnen könnte. Wenn dies dennoch ſo ſelten der Fall iſt, ſo iſt die Urſache davon ganz wo anders zu ſuchen, nämlich in dem faſt unüberwindlich ſtarken Hang des Chineſen zu Opium und Würfelſpiel. Dieſen beiden Laſtern zuliebe, unter deren Herrſchaft er ſteht, iſt er genötigt, ſein Leben als Sklave zu verbringen und eine kümmerliche Exiſtenz im Kampfe um das tägliche Brot zu friſten. »Des einen Tod, des andern Brot«, ſo lautet ein auch auf dieſe Verhältniſſe wohl anwendbares Sprichwort. Eben durch dieſe für ihn ſelbſt ſo verhängnisvolle Schwäche, die ihn dem Arbeitszwange unterthan macht, iſt der Tabakanbau auf Sumatra zu dem ſchönſten und beſten der Welt geworden.

In der Regel iſt von dem Betrage, den der Kuli zu Neujahr empfängt, dem Lohn für die ſchwere Mühe und Plage eines ganzen Jahres, der denn auch für den Chineſen eine bedeutende Summe Geldes repräſentiert, ſchon nach Verlauf von drei Tagen nichts mehr übrig. Wie blind und taub für alles andre, wirft er die Würfel, ſolange er Geld hat, gewinnt zwei Dollar und verliert zehn, welche in die Taſche des Obertandilen oder jener wenigen Glücklichen flieſsen, deren eben genug ſind, um den andern als leuchtendes Exempel zu gelten, wie glücklich man ſein könnte, und daſs man nicht davor zurückſchrecken dürfe, um ſolchen Zieles willen den letzten Schilling zu wagen.

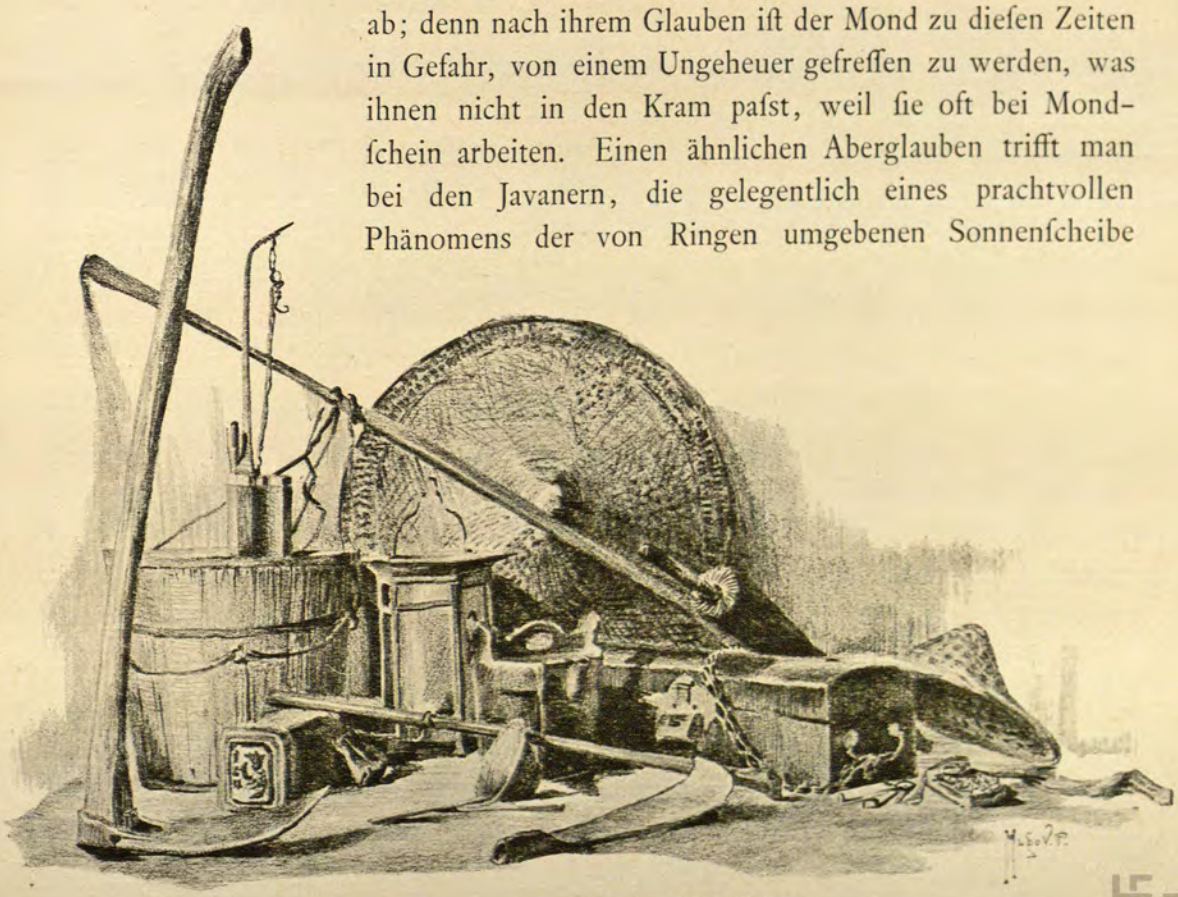
Da der Chineſe ſich in eine zwangsweiſe Abſchaffung des Spiels nicht finden will, kam man darauf, ihm in andrer Weiſe beizuſtehen, indem die Plantage dem Leichtſinnigen, nachdem er ſeinen letzten Heller verſpielt hat, die Möglichkeit bietet, ſich durch ſeine Verdingung für das nächſte Arbeitsjahr einen Vorſchuſs von zehn bis zwanzig Dollars zu erwirken. Natürlich hat er nichts Eiligeres zu thun, als auch dieſen zu verſpielen. Nun wird auf Kredit gelebt! Schreibt nun auch der geriebene Kaufmann unter ſolchen Umſtänden ſämtliche Waren teurer auf als gegen bare Zahlung, ſo macht ſich der gute Chineſe wenig daraus. In vierzehn Tagen iſt ja Auszahlung! Da ſteht dann der Kaufmann daneben mit einem groſsen Säckel und auf der andern Seite der Vorgeſetzte mit ſeinem Beutel, in welchem das für das Spiel entliehene Geld verſchwindet; und glücklich der Kuli, der noch ein paar Cents zurückbehält. In neun unter zehn Fällen geht er mit leeren Händen fort, und da heiſst es, ſich mit dem Kredit tröſten, der dem Chineſen geſichert iſt, ſolange er auf der Plantage bleibt. Darum hübſch dageblieben, Kuli! Wagſt du dich aus dieſem ſicheren Boden heraus, ſo darf jedermann dich einfangen wie einen Hund, und der Finderlohn, den man dem Finder ausbezahlt, wird als Schuldbetrag in deine eigne Rechnung eingetragen. Wie man ſieht, ein unendlich ſchlaues und ſinnreiches Arrangement! Als Beweis

Indira Gandhi National Centre for the Arts

der Gefügigkeit des Chineſen mag indeſſen gelten, daſs es auf einer gut geleiteten Plantage, die den Kuli nach Gebühr und Gerechtigkeit behandelt, im ganzen Jahr kaum einen Deſerteur giebt.

Das Leben des Kuli verläuft einfach und ohne groſse Gemütsbewegungen, vielleicht nicht zum mindeſten aus dem Grunde, weil er unverheiratet iſt. Er iſst ſeinen gekochten Reis und trinkt Waſſer dazu — trinkt Waſſer und iſst ſeinen gekochten Reis, das iſt die ganze Variante; höchſtens, daſs ihm noch ein Leckerbiſſen wie etwas getrockneter Fiſch mit Knoblauch, einen Kupferſchilling aus der Taſche zu locken vermag; damit aber ist ſein Luxus zu Ende, und die Opiumpfeife im Mund, überläſst er ſich nach mindeſtens täglich einmaligem, oft mehrmaligem Bade dem ſüſsen Nichtsthun und einem angenehmen Halbduſel.

Neben der ziemlich ſtark ausgeprägten Religioſität der Chineſen, die in den verſchiedenſten Zeremonien ihren Ausdruck findet, ſteht der lächerlichſte Aberglauben. Bei Mondfinſterniſſen führen ſie den ſündhafteſten Spektakel auf, heulen wie wilde Tiere und brennen maſſenhaft Feuerwerk ab; denn nach ihrem Glauben iſt der Mond zu dieſen Zeiten in Gefahr, von einem Ungeheuer gefreſſen zu werden, was ihnen nicht in den Kram paſst, weil ſie oft bei Mondſchein arbeiten. Einen ähnlichen Aberglauben trifft man bei den Javanern, die gelegentlich eines prachtvollen Phänomens der von Ringen umgebenen Sonnenſcheibe



Arbeitsgeräte eines chineſiſchen Tabakarbeiters

Indira Gandhi National Centre for the Arts

weinend durcheinanderliefen und mich verſicherten, daſs ihr Fürſt nach dieſem Himmelszeichen in Not und Geldverlegenheit geraten ſei.

Mit Zuckerwaſſer läſst ſich bei einem Kuli viel ausrichten, und hat er beſonders ſchwere Arbeit zu leiſten, ſo verehrt man ihm manchmal einige Pfund Kandis, den er in groſsen waſſergefüllten Zinngefäſsen auflöſt und trinkt. Häufig nimmt er ſich auch in einer alten Kanne einen dünnen chineſiſchen Thee zur Arbeit mit.

Tabaktragender chineſiſcher Arbeiter

Das Koſtüm des Chineſen iſt leicht beſchrieben. Es beſteht in der Regel aus einem um die Lenden gebundenen ſackleinwandartigen Stück Zeug und einem vor der brennenden Sonne ſchützenden Strohhut von einem Meter Durchmeſſer, einem Toiletteſtück, das um ſo notwendiger erſcheint, als die vordere Hälfte des Kopfes glatt raſiert iſt. Der eng geflochtene Zopf, bei Paradegelegenheiten lang herabhängend, iſt an gewöhnlichen Tagen rückwärts aufgebunden oder in ein paar Kränzen um den Kopf gelegt. Iſt das Haar zu dünn, um zu einem hübſchen Zopf zu langen, ſo werden ſchwarze, weiſse und rote Schnüre eingeflochten. Ein Bart wird aus einem gewichtigen Grunde nicht getragen, nämlich darum, weil er keinem Chineſen wächſt. Dabei iſt die Art ihres Raſierens intereſſant: nicht nur der Kopf, ſondern das ganze Geſicht mit Ohren und Naſe bis zur Schulter herab wird mit groſser Sorgfalt mittels kleiner Meſſer und Inſtrumente barbiert.

Mit den Feiertagen und Feiertagsvergnügungen der Kulis iſt es nicht zum beſten beſtellt. Einmal des Jahres engagieren gewöhnlich die beſſeren Plantagen eine Theatertruppe und laſſen ihren Arbeitern Gratisvorſtellungen geben. Eine Sonntagsruhe giebt es nicht. Jeden vierzehnten Tag iſt Auszahlung, und dann kann der Kuli, wenn er will, für den Reſt des Tages frei ſein. Nur das chineſiſche Neujahr, das zumeiſt in die Mitte oder das Ende des Januar fällt, bringt Abwechslung und Freuden. Vier Tage lang ruht alle Arbeit, man geht auf Viſiten

Indira Gandhi National Centre for the Arts

und verehrt ſich Liebesgaben. Die Javaner bekommen einen Büffel zum Geſchenk, die Chineſen erhalten Geldprämien, die ſchwarzen Klings Schnäpſe. Die Chineſen ſchenken gern, aber nie ohne Hintergedanken. Zur Zeit des europäiſchen Neujahrs erſcheint der chineſiſche Kaufmann vor den Europäern mit ganzen Fuhren von Früchten, Schinken, Bier, Kuchen, lebenden Enten und Gänſen, Zigarren, Cognac u. ſ. w., von der lebhaften Hoffnung beſeelt, daſs man ihm vierzehn Tage ſpäter das Empfangene doppelt — und zwar am liebſten in Silber — heimzahlen werde. Seine Naivetät in dieſer Beziehung iſt faſt drollig; er ſucht alle Welt mit ſeinen Gaben zu beſtechen, aber wie man ſieht, kommt ſeine Freigebigkeit den Beſchenkten recht teuer zu ſtehen.

Die beiden bedeutendſten Chineſenſekten, die hier eine gewiſſe Rolle ſpielen, ſind die Ho-Seng und Gi-Heng (oder Ngi-Heng) — halb politiſche Parteien, die ſeit jeher, aber insbeſondere in früheren Jahren, ehe ſie noch unter dem ſtarken Drucke ſtanden, in unverſöhnlicher Feindſchaft miteinander lebten und in ihrer Fehde vor den entſetzlichſten Greuelthaten nicht zurückſcheuten. Noch heute ſitzt hier ſo mancher Kuliaufſeher in Würden und Ehren, der ehemals ſeine Feinde bei lebendigem Leibe in der Erde verſcharren ließ, und einer meiner Freunde, der hier auf einer Plantage lebte, weiſs von zweien ſolcher Fälle zu erzählen, in deren einem es ihm ſogar ſelbſt gelang, das unglückliche Opfer, das ſich zur Mittagszeit in das feindliche Gebiet gewagt, ſeinem ſchon offenen Grabe zu entreiſsen. Der zweite der Mordverſuche lief nicht ſo glimpflich ab. In dieſem Fall war der vertrauensſelige Burſche unter der Vorſpiegelung, man habe etwas mit ihm zu beſprechen, aus dem Hauſe gelockt, gebunden und in den Wald gebracht worden, wo man ihn verſcharrte. [Zum

Kaffeeverkäufer (Singapore)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

grofsen Nachteil der angeblichen Unterfuchung ftand infolge einer Ueberfchwemmung wenige Tage danach die ganze Gegend unter Waffer, und die Spuren des Verbrechens waren total verwifcht. Ich fage: angebliche Unterfuchung, da die Regierung wie bei ähnlichen Unthaten fo auch hier fich mangelhafter Beweife wegen damit begnügte, die Miffethäter des Landes zu verweifen, was diefe jedoch nicht hinderte, nach einigen Jahren zurückzukehren und noch heutigen Tags ungeftört fich ihres Dafeins zu erfreuen.

Ich will nun noch in Kürze die Tabakkultur berühren.

In einem gewiffen Stadium liefert die Tabakpflanze den Samen, der am beften in einem bereits einmal mit Tabak bepflanzten und dann brach gelegenen Erdreich gedeiht. Faft jede Plantage hat auch ihr Stück Urwald, das von den Chinefen gerodet und urbar gemacht wird. Dann flammt des Abends in den prächtigen Urwaldftämmen ein loderndes Feuer auf und züngelt den Baum hinan, um in fprühendem Funkenregen das fchönfte Feuerwerk zu bilden. Ift der Boden entfprechend vorbereitet, fo werden die kleinen Tabakfchöfslinge, nachdem fie in gröfseren Beeten forgfältig über das erfte zarte Stadium hinausgebracht worden, in genau gezeichneten Linien ausgefetzt. Diefe fchnurgeraden Reihen, die über das ganze grofse Terrain hinlaufen, bilden den Stolz des Pflanzers. Hat der Tabak die Höhe eines grofsen Mannes erreicht, fo ift er in der Regel reif. Dann werden die grofsen fchönen Blätter, die ein wenig gelb zu werden beginnen, von den Stengeln gebrochen (oder es wird auch der ganze Stengel an der Wurzel umgehauen) und in die in der Nähe aufgeführten Scheunen gebracht, wo fie auf grofsen Geftellen vom Boden bis an die Decke hinauf hängen und welken müffen, bis man fie in die Hauptfcheune überführt. Dort werden die verfchiedenen Farbennuancen und Blattlängen fortiert, der Tabak wird in Bündel geordnet, in grofsen regelmäfsigen, zur Konftatierung des Wärmegrades innen mit Thermometern verfehenen Stapeln aufgefchichtet und zuletzt mit einer fchweren Eifenpreffe in Ballen gepreft, die ihren Weg nach Amfterdam nehmen, um dort verauktioniert zu werden.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Chineſiſche Theatervorſtellung in Singapore

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

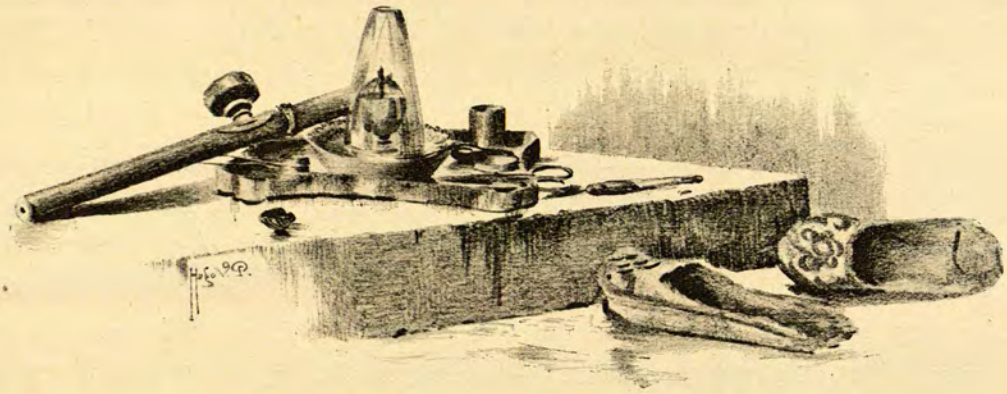
Chinesische Theater und Spielhöllen

Es ging gegen Abend, und wir brachen auf, um das Theater mit unſerm Beſuche zu beehren. Nach zehnminutenlangem Wege in der lauen Abendluft war der in einer leeren Scheune inſtallierte Muſentempel erreicht. Ein groſser offener Raum mit einem Dache aus Attap, das auf in die Erde geſteckten, roh behauenen Holzſtämmen ruht, bildet den Zuſchauerraum. Auf dieſem Platze, den wir das erſte Parkett nennen wollen, erhebt ſich ein etwa zehn Ellen groſser Bretterboden vier bis ſechs Fuſs über der Erde. Stühle sind nicht in Verwendung — es giebt nur Stehplätze — aber natürlich geht ſogleich ein Eilbote ab, der uns ſowohl mit Stühlen als auch einem Tiſchchen aus dem nahegelegenen Hauſe des Obertandil verſorgt.

Durch die Reihen der gaffenden und grinſenden Chineſen bahnen wir uns den Weg über eine gefährliche Hühnerſteige, die ſtarke Anforderungen an unſre gymnaſtiſche Fertigkeit ſtellt, zum erſten Parkett. Augenblicklich werden uns von der Bühne her groſse ſchöne Taſſen Thee herübergebracht, die eine der Primadonnen der Geſellſchaft uns als Willkommengruſs kredenzt, und denen ſpäter ein Henneſſy-Cognac folgt.

Wir laſſen den Blick über die Kopf an Kopf gedrängten Zuſchauer gleiten, die, wohl 200 an der Zahl, in ungemein luftigen Koſtümen, nur mit einer Art weiter Kniehoſen bekleidet, in groſser Spannung der Aufführung folgen. Sie findet auf einer Brettererhöhung ſtatt und ſcheint ſich augenblicklich in einem auſserordentlich aufregenden Stadium zu befinden; denn eben erſcheint auf der Bühne ein Trupp von etwa 15 jungen Kriegern in pompöſen Gewändern und ſchaudererregenden Masken, augenſcheinlich ergrimmte Feinde, die mit ſcharfgeſchliffenen gewaltigen Schwertern blitzesſchnell aufeinander losſtürzen und mit einem Aufwand von Stimmmitteln, der einer beſſeren Sache würdig wäre, auf die Schilde hämmern. Die Angegriffenen ducken ſich ängſtlich hinter ihre Schilde — da auf einmal zerteilt ſich die grimme Schar, und eine Primadonna tritt mitten unter die Menge, um eine längere Scene aufzuführen, in welcher ſie die Krieger zu Frieden und Verſöhnung auffordert. Nun häufen ſich die Ereigniſſe, es treten mehrere ältere Gentlemen auf, brillant herausſtaffiert und mit gewaltigen Bärten, die unaufhörlich durch die Finger gleiten, und Geſang und Rede, mit einer ſonderbar pfeifenden, ſtark verſtellten Stimme vorgetragen, wechſeln miteinander ab. Es folgen einige ausgezeichnete, von ungemeiner Geſchmeidigkeit zeugende gymnaſtiſche Leiſtungen und zuletzt, um die Reihe deſſen, was des Chineſen Herz begehrt, voll zu machen, ein Kriegstanz mit glühenden ſcharfen Schwertern. Kriegs- und Kampfſcenen ſind ja die Zugſtücke des chineſiſchen Theaters.

Indira Gandhi National Centre for the Arts



Utenſilien der Opiumraucher und chineſiſche Pantoffeln

Bemerkenswert für uns Europäer ist, daſs es für das Verſtändnis des Stückes ganz gleichbedeutend iſt, ob man ſich bei Beginn der Aufführung einfindet oder nicht. Uebrigens iſt von einem Beginn der Aufführung kaum zu ſprechen, da ein Stück acht bis vierzehn Tage dauert. Die Theaterzeit beginnt eben, wenn die Kuli kommen, und endet, wenn der letzte geht, oft erſt gegen 1 oder 2 Uhr nachts. Der Entritt iſt, wie erwähnt, unentgeltlich, da die Farm die Schauſpieler bezahlt. Ihre Forderungen ſind nicht allzu beſcheiden; ſo erhielt zum Beiſpiel eine kürzlich hier gaſtierende, aus 20 Perſonen beſtehende Truppe für fünf Tage 800 Mark, von denen jedoch faſt das Ganze an die Soliſten entfällt, während die zahlreichen Statiſten recht kümmerlich bedacht werden. Die Muſik beſorgen vier bis fünf nackte Chineſen, die die Mitte des Bühnenfonds einnehmen und während der ganzen Aufführung ihre primitiven und wenig harmoniſchen Holz- und Metallinſtrumente mit einer geradezu irritierenden Unverdroſſenheit bearbeiten. Auch an Dekorationen darf es nicht fehlen; von dem Dachraume hängen einige oft ſehr ſchöne Seidendecken herab, und ein paar ſpärlich verteilte Gold- und Silberſtickereien ſchmücken die Scene. Zu beiden Seiten der Bühne ſind aus groſsen Attaps einige Räume hergerichtet, und oft herrſcht der lebhafteſte Verkehr zwiſchen dem Bühnenperſonal und dem Publikum, das es ſich nicht nehmen läſst, den darſtellenden Künſtlern von Zeit zu Zeit Beſuche abzuſtatten.

Nachdem wir unſre Augen und Ohren nach Herzensluſt geſättigt, verlaſſen wir, auf Schritt und Tritt von dem galanten Obertandil begleitet, das Theater, um die Nebenräume, insbeſondere die Spielhölle in Augenſchein zu nehmen.

Es iſt dies ein Raum von beiläufig dem Umfang und Luxus des Theaterſaales, in welchem eine gröſsere Verſammlung von Chineſen, in mehrere Gruppen zu 10 bis 20 Perſonen verteilt, auf am Boden ausgebreiteten Matten ſitzend, beim

Indira Gandhi National Centre for the Arts

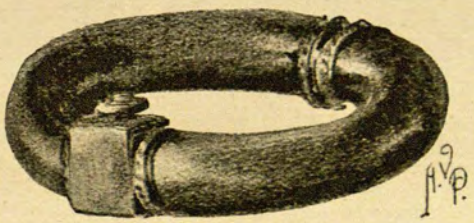
Scheine einiger mit einer brennenden Flüſſigkeit gefüllten Näpfe geſpannt das Rollen der Würfel verfolgen.

Man muſs eine ſolche Spielhölle an einem Abend ſehen, wo der Kuli eben ſeinen Lohn ausgehändigt bekommen, ſeine Schulden abgetragen hat und ſich nun ungeſtört der Aufgabe widmen kann, den Reſt ſeines Eigentums zu verſpielen. Man muſs ihn ſehen, wie er häufig in verblüffend kurzer Zeit — das Spiel geht ungemein raſch vor ſich, da die Spielenden eine auffallende Fertigkeit im Kartenmiſchen und -verteilen beſitzen — ſeine ſauer verdienten Dollars bis zum letzten Heller verliert, ohne eine Miene zu verziehen. Denn verlieren muſs er. Iſt ein Dollar zehnmal über den Tiſch gerollt, ſo verſchwindet er in der Taſche des Obertandil in Form von Spielbankabgaben.

Nachdem wir einem leichtſinnigen Burſchen, der eben den letzten ſeiner 16 Dollars aufs Spiel ſetzt, einen vorwurfsvollen Blick zugeworfen, verfügen wir uns zu dem in einer Ecke aufgeſtellten »Reſtaurant«, wo ein paar gute Freundchen, nach Schneiderart auf einer hohen Holzbank ſitzend, mit vieler Gewandtheit mit Hilfe ihrer beiden ſpitzen Hölzchen ihren Reis verzehren.

Auf dem Tiſche prangt alles, was einen rechten Chineſengaumen verführen kann: vom fetten Speck und kräftig riechenden Knoblauch an bis zu dem obligaten Reis.

Um den Gäſten nach der Aufregung des Spiels eine wohlthuende Abwechslung zu bieten, iſt in einer der Attapwände eine Oeffnung angebracht, durch welche man den Vorgängen auf der im Nebenraum befindlichen Bühne folgen kann.



Indira Gandhi National Centre for the Arts

Chinesisches Seelenfest

Eines der eigentümlichſten und intereſſanteſten Feſte, die die Chineſen auf den Plantagen abhalten, iſt ohne Zweifel das Seelenfeſt.

Die Aſſiſtenten der Plantage, auf der ich Aufenthalt genommen, hatten eine Einladung zu einem ſolchen Seelenfeſte erhalten, und ich ſchloſs mich ihnen an. Es war gegen zehn Uhr abends und matter Mondſchein, als wir unſer fünf in der mild duftenden Luft dem Feſtplatze zuwanderten. Unſer Ziel war der kleine chineſiſche Tempel, den wir ſo oft bei glühendem Sonnenſchein paſſiert hatten. Nun lag er da, illuminiert von einer Menge kleiner Flämmchen, an der Front die allgemein bekannten, groſsen bunten Lampions. Auf dem wohl 20 Quadratmeter groſsen Platze vor dem Tempel, der von allem Unkraut geſäubert worden, hatten ſich mehrere hundert Chineſen in äuſserſt andächtiger Stimmung, angethan mit ihren beſten Lumpen, um den Predigerſtuhl gruppiert, eine primitive Art Küchenſtuhl, auf einer Tiſchpyramide ſtehend und wie dieſe mit rotem Zeug behängt. Vor dem Stuhle war ein Fuſsbrett befeſtigt, auf dem der chineſiſche Prieſter, ſobald er in Ekſtaſe geriet, ſtehen konnte. Die »great attraction« dieſes Brettes ſowohl als auch des Stuhlſitzes ſelbſt beſtand aber darin, daſs beide mit zolllangen, ſpitzen, von unten eingeſchlagenen Nägeln geſpickt waren, ein nicht eben zu längeren frommen Ermahnungen einladender Umſtand, insbeſondere wenn der Gottbegnadete ſeinen Vorſchriften gemäſs ohne Schuhe und nicht, wie es hier der Fall war, in ungeheuer dicken Filzſchuhen und mit einem wahren Doveſchen Panzer als Hinterteil ſeiner Beinkleider vor ſein Auditorium getreten wäre.

Bald erſchien der Prieſter, angethan mit ſchwarzem Talar und blauen Beinkleidern — im täglichen Leben ein ganz gewöhnlicher Kuli, aber wegen ſeiner ſeltenen Gabe, Geiſter zu ſehen und ſich mit ihnen zu unterhalten, unter ſeinen Kameraden eine hochangeſehene Perſönlichkeit. Ein Kollege in rotem Mantel, der unaufhörlich mit einem langen Stock umherfuchtelte, begleitete ihn.

Unmittelbar unter dem Predigtſtuhle ſtand ein Tiſch mit Speiſevorräten, und gleich davor fielen uns zwei groſse Papierſchiffe mit Papierſegeln auf, in deren vorderes man eine groſse Puppe in Matroſentracht geſetzt hatte. Gleich hinter dieſen Schiffen war ein groſses Stück des Bodens mit 80 Speiſecouverts gedeckt, jedes aus einem groſsen grünen Blatt beſtehend, auf welchem ſich eine Portion gedörrter Fiſch, Reis und Salat befand. Jede Portion war von einigen brennenden Hölzchen umgeben. Mehrere Chineſen eilten geſchäftig herbei, um den Geiſtern zu ſervieren und alle Illuminationskörper in Brand zu ſetzen. Im Laufe des

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Chinesische Opiumhöhle in Singapore

Indira Gandhi National Centre for the Arts

letzten Jahres waren nämlich 80 Chineſen und ein Europäer geſtorben, und dieſen 81 Geiſtern galt die Fête.

Links vor dem Tempel ſtand ein Tiſch, nach europäiſcher Art mit weiſsem Tuch, Teller, Meſſer und Gabel etc. gedeckt; dies war nämlich das Couvert für den »Herrn« Geiſt, den verſtorbenen Europäer, der ſicherlich hier keinerlei Grund finden konnte, ſich zu beklagen. Denn vor ſeinem Gedeck ſtand eine vorzügliche Suppe, eine gebratene Ente und Deſſert nebſt einigen Flaſchen Bier und einem Kiſtchen Zigarren.

Nun verkündete der Prieſter von dem illuminierten und im Mondenſchein ſilhouettenartig hervortretenden Predigerſtuhle herab laut und deutlich der andächtig lauſchenden Menge die Ankunft der Kuligeiſter Tja hu Tjan, Lai Tjan, Ah Juh — hier wurde das Regiſter mit einem Male unterbrochen, da es nun dem Geiſt des Herrn V. beliebte, ſich einzufinden und die übrigen gemeinen Geiſter — ganz im Sinne ihrer zu Lebzeiten geübten berechnenden Schlauheit — nun warten und dem Geiſte des Tuan (Herrn) Platz machen muſsten. Während dieſer ganzen Zeremonie warf der Prieſter von Zeit zu Zeit eine Handvoll geſegneten Reiſes unter ſeine gläubige Gemeinde.

Da nun unſer verſtorbener Landsmann erſchienen war, war es unſre Pflicht, ihm die Honneurs zu machen, und ſo begaben wir uns nach erhaltener Weiſung zu dem gedeckten Tiſche, wohin auch der teure Dahingeſchiedene unter mannigfachem Hokuspokus beſchworen wurde. Man ſchenkte Bier ein, natürlich auch dem Geiſte, deſſen gefülltes Glas mitten auf dem nun von einer Lampe erhellten Tiſche ſtand, und ohne den Mund zu verziehen — insbeſondere nicht, wenn die Chineſen es ſahen — ſtieſsen wir alle mit dem Geſpenſterweſen an, das nach Ausſage unſrer Umgebung ſich tapfer über die Speiſen hermachte. Wenn ſie trotzdem nicht in einer unſerm Auge ſichtbaren Art verſchwanden, ſo konnte dies ja nicht wundernehmen, da das unirdiſche Weſen jedenfalls nach Geiſterart nur den Dampf verſpeiſte.

Nachdem wir einige Glas geleert, wobei ein boshafter Aſſiſtent niederträchtig genug war, leiſe etwas wie »Er ſoll leben« vor ſich hin zu murmeln, zündeten wir uns Zigarren an, und auch jetzt unterlieſsen die umſichtigen Chineſen es nicht, dem abgeſchiedenen Geiſt eine ſolche anzuzünden und auf eine Aſchenſchale neben das Glas zu legen.

Wir folgten nun den andern zu dem nächſten Fluſſe, wo die beiden Papierſchiffe ausgeſetzt wurden. Luſtig führte die Strömung ſie fluſsabwärts, und ſowohl das für den Europäer beſtimmte Segelſchiff mit der Puppe als auch das andre für die achtzig chineſiſchen Seelen war alsbald unſern Blicken entſchwunden.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

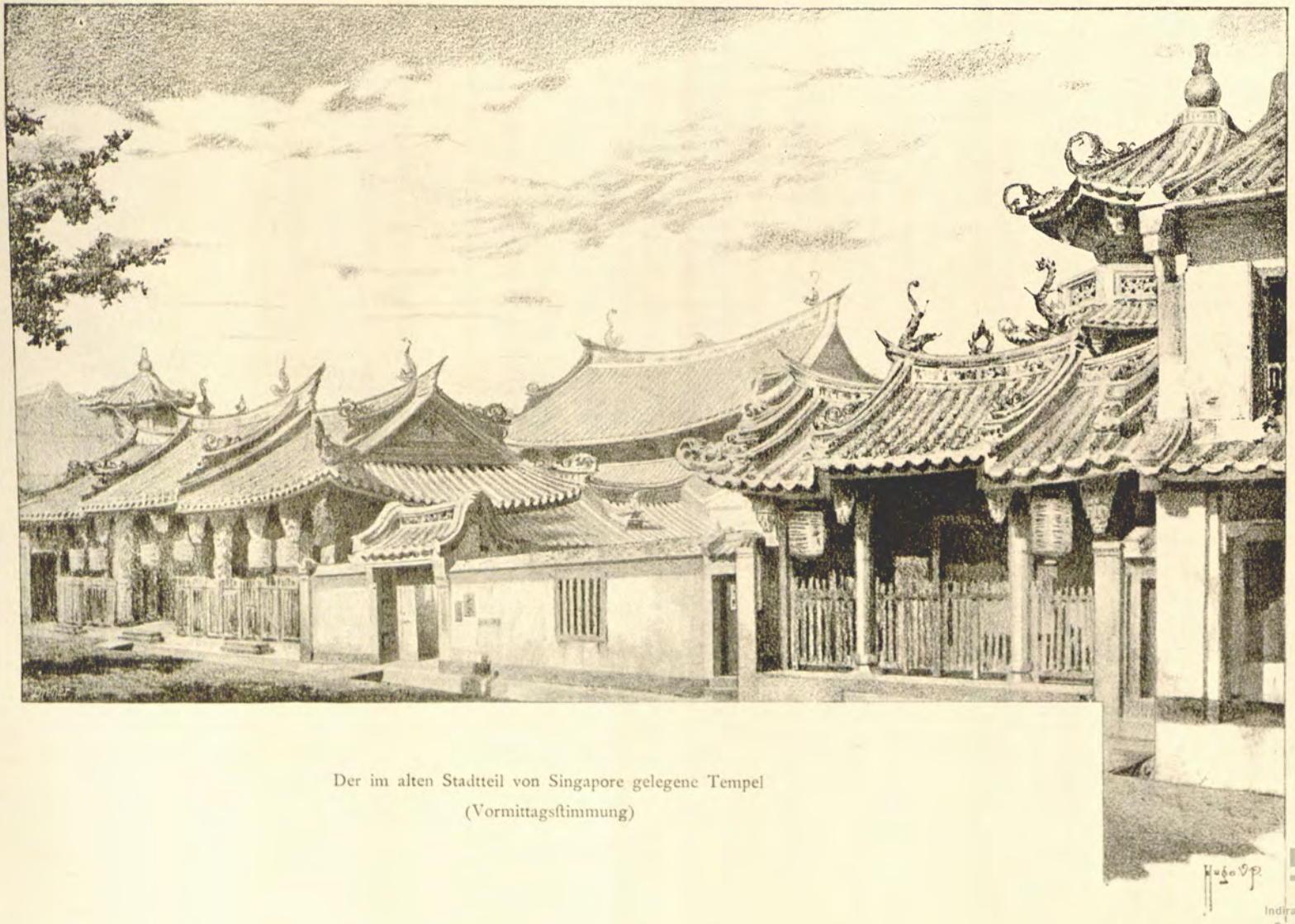
Vorher jedoch hatte man einen ganzen Anzug mit Hut und Stock verbrannt, in deſſen Rauch der dahingegangene Kollege ſich kleidete, um doch nicht ſo ganz nackt auf die weite Reiſe zu gehen.

Indeſſen fehlte nicht wenig, und die ganze heilige Handlung wäre durch die Schwatzſucht eines Europäers in elfter Stunde zu Schanden geworden.

Schon vor Beginn des Feſtes wurde nämlich an das Comptoir der Plantage eine Deputation entſendet, um die Ausſtellung der zwei Päſſe für die 81 Seelen, eines für die Chineſen und eines für den »Herrn«, zu erſuchen. Ein Europäer machte ſich nun diesmal den Spaſs, die Ueberſetzung des wörtlichen Inhalts dieſer Dokumente den Prieſtern zu verraten. Es lautete für den Europäer: »Ihnen iſt gut — uns iſt beſſer« und für die 80 Söhne des himmliſchen Reiches mit Benutzung des berühmten Wortes aus »Max und Moritz« von Buſch: »Dieſes war der erſte Streich — doch der zweite folgt ſogleich.« Man erklärte dieſe Päſſe für unzulänglich und lieſs ſie raſch umſchreiben. Auch dieſe Päſſe gingen zugleich mit dem Koſtüm unter lebhafter Anteilnahme des Publikums in Flammen auf. Zugleich ſchloſs auch der Prieſter hoch oben in den Lüften auf ſeiner rot umwundenen Folterbank alias Rednerbühne die Meldung der Geiſtererſcheinungen ab. Einige von ihnen hatten etwas lange auf ſich warten laſſen, aber kein einziger hatte abgeſagt, alle achtzig waren vollzählig erſchienen.

Es folgten noch verſchiedene Faxen und Grimaſſen und auch eine längere Rede, fortwährend übertäubt von dem unausbleiblichen Geknall und Feuerwerksſpektakel der chineſiſchen Feſte. Die ſtattliche Illumination begann allmählich zu erlöſchen, und wir fanden es an der Zeit, an den Aufbruch zu denken. Mit groſsem Ernſte verabſchiedeten wir uns von den Prieſtern und Tandils und verlieſsen die intereſſante Geſellſchaft der Geiſter und Chineſen, um noch ſtundenlang nachher auf der Klubveranda der Plantage bei herrlichem Mondſchein und einem guten Trunk all die tauſend verſchiedenen religiöſen Zeremonien der Welt zu erörtern.

Indira Gandhi National Centre for the Arts



Der im alten Stadtteil von Singapore gelegene Tempel
(Vormittagsstimmung)

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

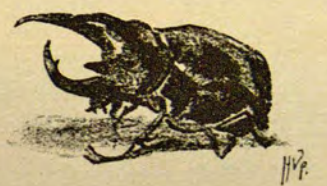
Chinesische Begräbnisse
Lebendig begraben

Auf einer langen Wagenfahrt, die ich eines Tages unternahm, fiel mir eine Menge längs des Weges verſtreuter Papierzettel von der Gröſse eines Zehnkronenſcheins in die Augen. Auf jedem war in der Mitte ein Goldblättchen mit einigen Zeichen geklebt. Kurz vorher war ein Leichenzug hier vorübergegangen, und ich erfuhr, daſs dieſe Papierſtücke, deren 10000 Stück für einen Dollar bei dem chineſiſchen Kaufmann zu haben ſind, von den Verwandten und Freunden des Verſtorbenen hier ausgeſtreut wurden und die Stelle von Geld vertreten ſollten. Die Religion der Chineſen gebietet nämlich, des Toten Weg mit Geld zu beſtreuen, damit er im Himmel keinen Mangel leide. Am Abend nach dem Begräbniſſe, wenn die Dunkelheit einbricht, kommen dann ſeine Waſſerträger und Boys — denn im Himmelreich hat jeder Chineſe ſolche Bedienung — und leſen dieſe Zettel auf. Auſserdem wird dem Toten am Grabe eine Mahlzeit geopfert, auf daſs er die weite Reiſe überſtehen könne. In dieſer Art giebt es noch viele der merkwürdigſten Gebräuche, deren Ausführung natürlich je nach den Vermögensverhältniſſen des Verſtorbenen und der Hinterbliebenen ſtark variiert.

Iſt der Chineſe demnach für den Toten vorſorglich genug, ſo iſt er es eigentlich bedeutend weniger, ſolange der Betrauerte noch am Leben iſt.

Ein nicht zur Lüge geneigter hier lebender Freund erzählte mir, er ſei eines Tages in Medan Augenzeuge geweſen, wie ein Leichenzug zum Kirchhof ſtolperte und mitten auf der Hauptſtraſse der Tote plötzlich gegen das Begräbnis auf das energiſchſte Proteſt erhob, worauf der ganze Zug, als ſei das das Natürlichſte der Welt, Kehrt machte und den Mann ins Spital zurückbrachte.

Klingt ein ſolcher Vorfall auch faſt unwahrſcheinlich, ſo wird doch derjenige, der die rückſichtsloſe Frechheit und Tollkühnheit der Chineſen kennen gelernt hat, wie ſie zum Beiſpiel nachfolgende, unumſtöſslich bewieſene Diebsgeſchichte in Penang zeigt, zugeben müſſen, daſs bei dieſen Halunken ſo gut wie alles möglich ſei.



Indira Gandhi National Centre for the Arts

Ausflug nach Penang
Chinesische Diebe
Die Lepra-Insel bei Penang

Nur die wenigſten Europäer, die mehrere Jahre auf Sumatra zubringen, ſei es im Innern des Landes oder an der Küſte, entgehen der unangenehmen Bekanntſchaft mit dem Klimafieber. Die Luft hat hier etwas Drückendes, Treibhausähnliches, und wer es ermöglichen kann, benutzt daher gern ab und zu ein paar Tage zu einem kleinen Ausflug nach Penang oder Java.

Penang, nun eine Inſel in engliſchem Beſitz, meiſt Pulo-Penang genannt (Penang bedeutet Betel-not), gehörte früher dem Sultanat Quedda und ging als Hochzeitsgabe des Sultans von Quedda an ſeinen Schwiegerſohn über, dem die oſtindiſche Compagnie im Jahre 1786 die Inſel abkaufte. Penang iſt heute ein ſehr wichtiger Handelshafen und beſitzt auſser einer guten Feſtung, die den nördlichen Teil der Malaccaſtraſse beherrſcht, anerkannt vorzügliche Schiffsdocks. Von Belawan aus fährt einer von den chineſiſchen Dampfern, die von däniſchen Kapitänen geführt werden, in 16—18 Stunden nach Penang.

Es war zehn Uhr morgens, als wir in den Hafen von Penang einliefen, und in wenigen Minuten war unſer Schiff von einer Menge Boote und deren zudringlichen, aber maleriſch anzuſehenden Inſaſſen umringt. Das rege Leben und Treiben im Hafen macht einen ungemein abwechslungsreichen und bewegten Eindruck auf den Fremden. Eine Menge Dampfer nach China, Auſtralien, Europa und groſse Kriegsſchiffe liegen vor Anker, zahlreiche Handelsſchiffe mit pittoresken Segeln und eigentümlichen Schiffsrümpfen, Kohlenprahme und Luſtboote gleiten hin und her, und den Hintergrund dieſes lebhaften Schauſpiels bildet die Stadt mit den prächtigen Bergen dahinter, deren Plateau und Spitzen mit Villen und Hotels geſchmückt ſind.

In den Straſsen herrſcht der lebhafteſte Verkehr; hauptſächlich ſieht man natürlich wieder Chineſen, häſsliche, halbnackte gelbe Burſche, die um die Wette ſchreien und plappern, darunter allerdings auch recht intereſſante Typen mit ihren auf befleckten Bambusrohren über den Schultern hängenden Herrlichkeiten, unter denen ſich ſogar ſo merkwürdige Dinge wie Krokodile befinden, und die ſie unter unaufhörlichen Anpreiſungen den Paſſanten feilbieten. Europäer in weiſsen Anzügen, Malayen und Japaner drängen ſich durch das Gewühl der Jinrikischas, die alle Augenblicke mit den büffelbeſpannten ſchweren Transportwagen in Kolliſion geraten, und die Vorliebe der hieſigen Bevölkerung für grelle Farben kommt ſogar in den häufig dekorierten Abfallkarren und deren ſtattlichem Büffelgeſpann zum Ausdruck, deſſen Hörner nicht ſelten vergoldet oder rot bemalt ſind. So bekundete zum Beiſpiel einer der Beſitzer dieſer Wagen ſein Verlangen nach

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Begräbnis eines reichen Chinesen in Singapore

Indira Gandhi National Centre for the Arts

künſtleriſcher Ausſchmückung in der Weiſe, daſs der Wagen, die Räder und die Ochſen dicht mit zinnoberroten Abdrücken ſeiner beiden Hände überſäet waren, die er einfach in rote Farbe getaucht hatte, um die ganze Herrlichkeit damit zu überkleckſen.

Für einen Freund der Naivetät giebt es hier genug Unterhaltung. So iſt zum Beiſpiel die Art und Weiſe, wie ein Zahnarzt neue Kunden anzulocken verſucht, eine nicht wenig barocke: er ſpannt vor ſeinem Hauſe eine Schnur auf, an der, um ſeine groſse Praxis zu illuſtrieren, die ausgezogenen Zähne ſeiner unglücklichen Patienten zu Hunderten aufgereiht hängen. Uebrigens erinnerte mich dieſe Art der Reklamemacherei einigermaſsen an einen Gebrauch, der mich in einer gröſseren Stadt Norddeutſchlands ſehr verblüffte. Ich ſah dort vor vielen der Fleiſcher- und Hökerläden einen mit einer weiſsen Schürze behängten hölzernen Küchenſtuhl baumeln und erfuhr erſt ſpäter, daſs dieſes Schild bedeute, es ſei an dieſem Tage daſelbſt geſchlachtet worden und friſche Wurſt zu haben. Dieſe ebenſo draſtiſche wie billige Art der Anzeige iſt von Berlin ausgegangen und ihr Urſprung daraus zu erklären, daſs die Fleiſchergeſellen nach gethaner Arbeit ihre Schürzen an Stühlen aufzuhängen pflegten.

Nach dieſer Abſchweifung in deutſches Gebiet zurück nach Penang! Faſt alle Häuſer in den Hauptſtraſsen ſind ein- oder zweiſtöckig; die Wohnungen und Cafés befinden ſich oben, die Verkaufsläden mit ihren allgemein bekannten, der Länge nach mit chineſiſchen Schriftzügen verſehenen Papier- oder Holzleiſten und ihren ebenſo bekannten groſsen Lampions, die den Gaſſen des Abends ein gewiſſes feſtliches Ausſehen verleihen, im Erdgeſchoſs. Auf allen Straſsen und Plätzen wimmelt es von nackten und halbnackten Kindern.

Natürlich giebt es ſowohl chineſiſche als auch Malayen- und Kling-Theater, und ich beſuchte ſie alle. Ueber das Chineſen-Theater, das in einem ſehr umfangreichen Lokale untergebracht iſt, will ich nicht des näheren berichten, da es, wenn auch in etwas gröſserem Stil und mit koſtbareren Koſtümen, doch im groſsen Ganzen dem bereits früher geſchilderten Plantagen-Theater glich. Krieg und Liebe bilden die ausſchlieſsliche Handlung der Stücke. Aber auch das Malayen- und Kling-Theater war intereſſant, und ihre Schauſpieler ſchienen mir in keiner Weiſe hinter den chineſiſchen Akteuren zurückzuſtehen.

Penang hat ein vorzügliches groſses Hotel, am Meer gelegen, das, abgeſehen von ſeinem diebiſchen Dienſtperſonal, einen Europäer für zwölf Mark pro Tag vollkommen zufriedenzuſtellen vermag, und einen ſehenswerten botaniſchen Garten auſserhalb der Stadt mit einem aus dem Hintergrund des Berges hervorbrechenden prächtigen Waſſerfall. Ein ſtark anſteigender Weg, den man entweder

Indira Gandhi National Centre for the Arts

im Tragſtuhl oder zu Pferde zurücklegt, führt 2000 Fuſs bergan zu der Höhe, von der aus man eine entzückende Ausſicht über das Meer und die Stadt Penang mit Umgebung genieſst. Unter einigen verſtreuten Villen ſteht hier oben ein kleines idylliſches Hotel, das den Erholungsort der von der Hitze des Landes ermatteten Europäer bildet. Die Luft iſt herrlich und von ungemein wohlthätiger Wirkung. In kurzer Zeit wird eine Eiſenbahn hinaufführen, und dann wird das kleine Hotel unzweifelhaft groſse Tage ſehen.

Ich verbrachte hier eine unvergeſsliche Zeit. Von Zeit zu Zeit hüllten Wolken die Ebene ein, um dann wieder durch kleine Oeffnungen tief unten die Stadt und das Meer hervorblicken zu laſſen.

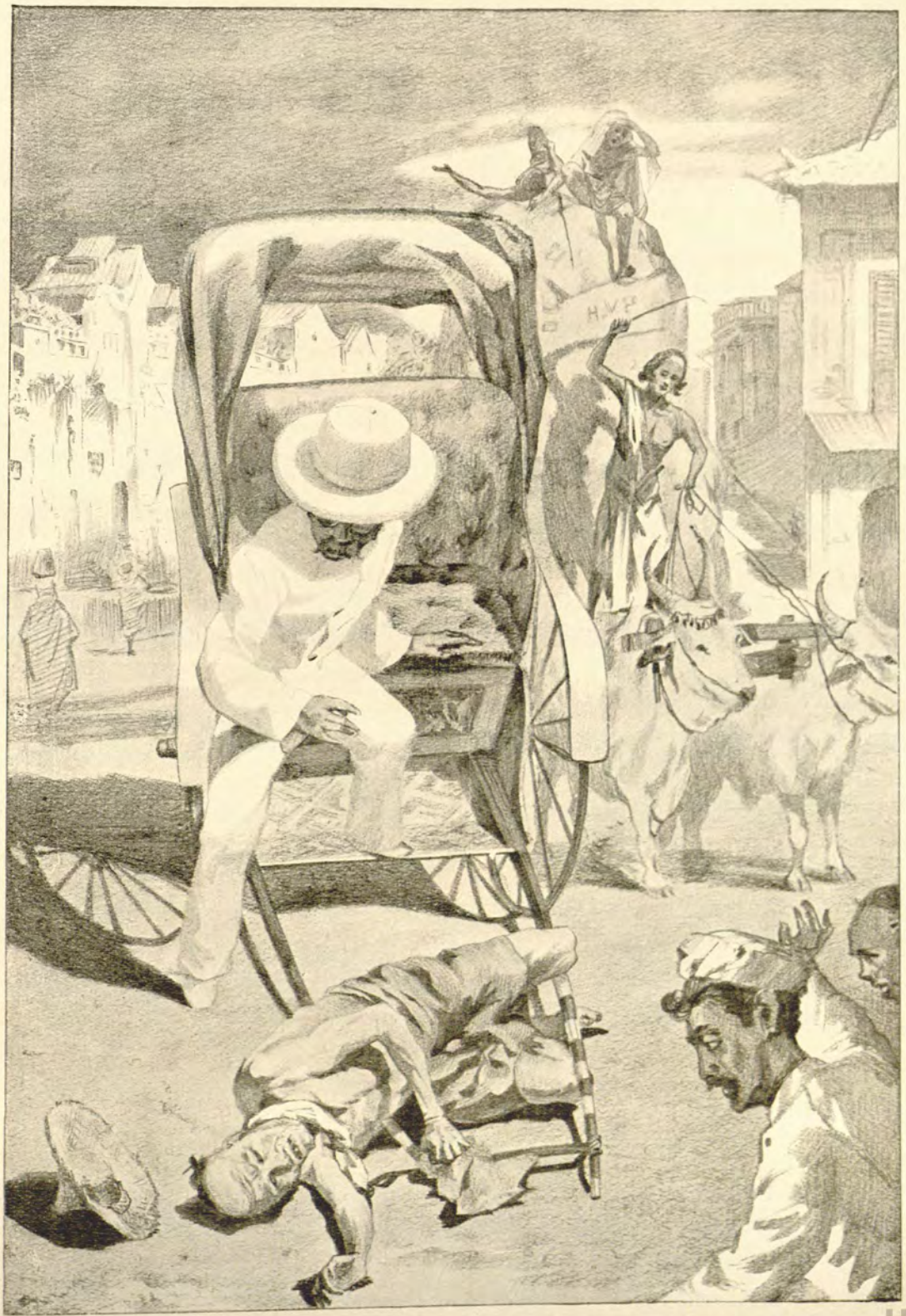
Auf der längs des Seeufers angelegten Promenade giebt es Militärkonzert und einen ſtark entwickelten Korſo. Man ſieht eine Menge eleganter Fuhrwerke, oft Vierſpänner, mit ſchönen auſtraliſchen Ponies, die der reiche chineſiſche Kaufmann ſelbſt lenkt; der Gouverneur erſcheint in prachtvoller Equipage, und das engliſche Marinemilitär von den im Hafen verankerten groſsen Kriegsſchiffen iſt in groſser Anzahl vertreten. Abends kann man einer Cirkusvorſtellung oder einem Konzert, veranſtaltet von den groſsen durchreiſenden Geſellſchaften, beiwohnen oder die ſchönen Klublokale aufſuchen.

Alles in allem iſt Penang kein ſo übler Aufenthalt für Leute, denen die brennende Sonnenhitze nichts anhat und die nur ja keinen Augenblick auſser acht laſſen, daſs ſie hier mit dem frechſten und ſchlaueſten Geſindel der Welt beiſammen ſind: mit den Chineſen, die keinen Anlaſs unbenutzt laſſen, den Europäern einen Schabernack zu ſpielen oder die Finger in ihren Beutel zu ſtecken.

Ein Vorfall, der ſich vor einiger Zeit im Rathauſe von Penang zutrug, charakteriſiert die Frechheit dieſer Leute zur Genüge. Die weiſen Väter der Stadt ſaſsen eines Tages in ihrem Sitzungsſaale, um Rat zu halten, als plötzlich einige Chineſen mit groſsen Leitern und Werkzeugen erſchienen, ganz ungeniert durch den Saal ſchritten, ihre Leitern an die Wand lehnten, eine wertvolle Uhr herabnahmen und ſorgfältig in ein mitgebrachtes Tuch wickelten, worauf ſie ebenſo unbekümmert wieder ihres Weges gingen. Das ganze Manöver war mit einer ſolchen Unverfrorenheit vorgenommen worden, daſs nicht eines der löblichen Stadthäupter daran zweifelte, daſs es die Leute des Uhrmachers wären, um ſo mehr, als die Uhr ſeit einigen Tagen ſtand. Erſt ſpäter kam man zu der Einſicht, daſs man es mit frechen Dieben zu thun gehabt; die Uhr aber ſah man niemals wieder und die Diebe ebenſowenig.

In China ſelbſt, wo die Nachforſchungen ſtrenger und genauer abgehalten werden, würde ein ſolcher frecher Diebſtahl den Betreffenden wohl einige Finger

Indira Gandhi National Centre for the Arts

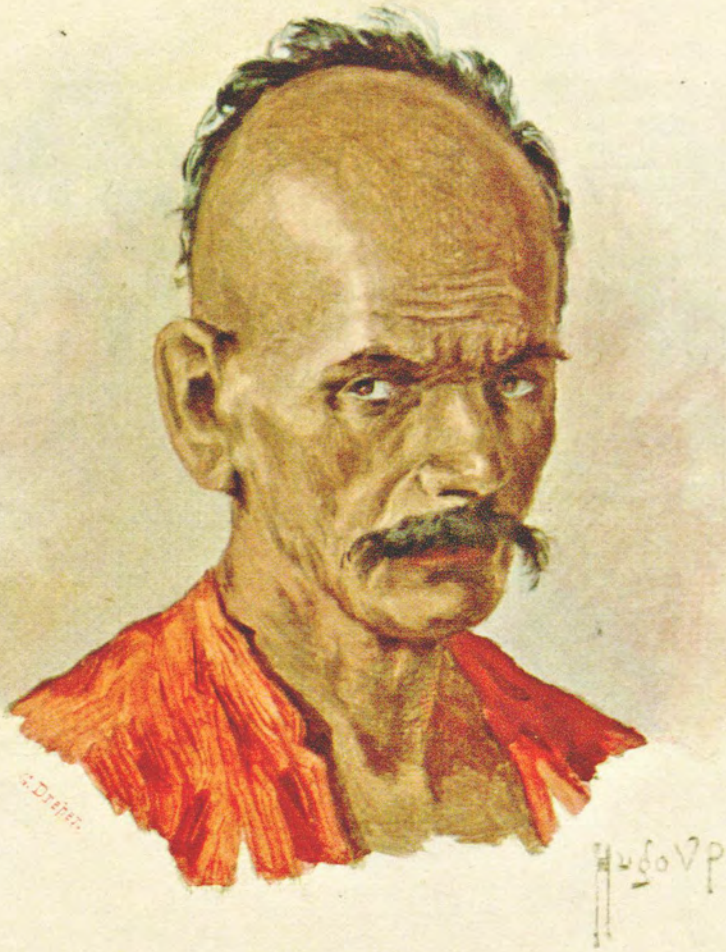


»Ausgelitten!« Ein zuſammengebrochener Jinrikiſchaführer (Straſsenſcene in Singapore)

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Schlangenbeſchwörer und Hindutempelturm in Singapore

Indira Gandhi National
Centre for the Arts



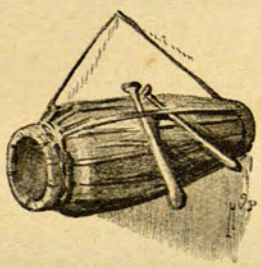
Indira Gandhi National
Centre for the Arts

oder ein Ohr koſten. Dieſe Strafmethode ſoll auch, wie es heiſst, der Grund ſein, daſs der Chineſe ſich ſtets »en face« und mit glatt auf den Knieen ausgeſpreizten Fingern photographieren läſst, um zu beweiſen, daſs er nicht beſtraft ſei.

Ich verlieſs Penang bei herrlichem Wetter. Stück um Stück verſchwand die Stadt vor unſern Blicken, und kaum eine halbe Stunde ſpäter paſſierte unſer Schiff die unglückliche Inſel hinter Penang, auf welcher Hunderte von Leprakranken (Ausſätzigen), die zu arm ſind, anderwärts zu wohnen, ihren Aufenthalt haben.

Englands Kolonialregierung hat hier einen Hoſpitalkomplex aufführen laſſen, auf dem dieſe unheilbaren Armen, von der ganzen Welt geſchieden, ihr Leben verbringen. Niemand darf dieſe Inſel verlaſſen. Man erzählt, daſs vor mehreren Jahren unter ihren Bewohnern, die zum groſsen Teile ſtarke Opiumraucher ſind, ein Aufſtand ausgebrochen ſei. Die Urſache gab die Streitfrage über die Gröſse des Opiumquantums, das den Kranken zugemeſſen werden ſollte. Der Kommandant von Penang ging per Dampfer nach der Inſel ab, ſoll aber beim Anblick der zuſammengerotteten Kranken, die heulend auf die Soldaten losſtürmten, ſamt ſeinen Truppen entſetzt die Flucht ergriffen haben. Man denke ſich auch dieſes nach Hunderten zählende Heer — halbe Leichen, einige ohne Arme oder Ohren, andre ohne Naſe, wieder andre faſt ohne Geſicht. Kein Wunder, wenn ſelbſt den mutigſten Soldaten ein unüberwindliches Grauen faſste.

Selten geſchieht es, daſs die Europäer von dieſer entſetzlichen Krankheit ergriffen werden; indeſſen ſind bei der enormen Anſteckungsgefahr, die mit dieſer Seuche verbunden iſt, einzelne ſolcher Fälle bereits vorgekommen.



Indira Gandhi National Centre for the Arts

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Singapore

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Singapore

Die Reiſe von Belawan nach Singapore bietet nichts von gröſserer Bedeutung. In anderthalb Tagen bringen die kleinen, raſchen und recht komfortablen Dampfer, deren beliebteſter der engliſche »Calypſo« iſt, uns an das Ziel.

Man landet in Singapore gewöhnlich um fünf Uhr morgens. Die nach ſechs Uhr abends anlangenden Dampfer legen nicht an, ſondern bleiben bis zum nächſten Morgen draufsen vor Anker. Die Einfahrt wird mit Recht zu einer der ſchönſten im weiten Umkreiſe gezählt. Bei klarem Wetter eröffnet ſich ein überraſchendes Panorama nach dem andern, und die zu beiden Seiten des Hafens aufragenden, reich bewachſenen Anhöhen, die mit maleriſchen Gebäuden geſchmückt ſind, bilden den Rahmen um dies wechſelnde Bild. Von koloſſalen Signalapparaten fliegt die Fahne des einlaufenden Dampfers empor, und bei Ankunft der groſsen Europa-Dampfer und der Kriegsſchiffe donnern Kanonenſchüſſe über die Stadt.

Alte Chineſenhäuſer in Singapore

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Singapore wurde 1819 von dem englischen Gouverneur Sir Stamford Raffles gegründet und umfasst etwa 16 englische Quadratmeilen. Der Name der Insel stammt von dem Orte Singa = anlegen, und poera = Platz oder Ort, und nicht, wie behauptet wird, von Singal (Löwen-) Stadt.

Unter den etwa 250000 Einwohnern sind 210000 Chinesen und etwa 5000 Europäer, unter letzteren 800, die dem Militär angehören.

Singapore, wohl der wichtigste Hafen- und Handelsplatz Ostasiens, empfängt jährlich eine ungeheure Anzahl von Schiffen aus aller Herren Ländern, aus Japan, China und den benachbarten Inseln sowohl als auch aus Europa. Für Reisende, denen so wie mir daran liegt, das Volksleben sämtlicher Nationen des Ostens zu studieren, lässt sich demnach kein Ort denken, der ein so interessantes und buntes Studienmaterial böte wie eben Singapore. Wie überall, spielen jedoch auch hier die Söhne des Himmlischen Reiches, teils vermöge ihres Reichtums, teils vermöge ihrer grossen Majorität, die Hauptrolle. Der Fremde hat hier Gelegenheit, sich an chinesischen Theatern, Opiumhöllen, Festen und Begräbnissen bis zum Uebermass zu sättigen, und sogar ein chinesischer Tempel mitten in der Stadt, der nicht leicht seinesgleichen findet, steht der Besichtigung offen.

In den Strassen wimmelt es von Volkstypen aus aller Welt; ein grosser Stadtteil nach ganz europäischem Muster mit vorzüglichen grossen Hotels und Klubs repräsentiert den Wohnsitz der modernen Zivilisation, und die Privatwohnungen, auf einem höheren Terrain ausserhalb der Stadt und in der Nähe eines herrlichen botanischen Gartens gelegen, bieten die Annehmlichkeiten eines kühleren und gesünderen Aufenthaltes. Dass die Stadt im übrigen, vom Standpunkt des Europäers betrachtet, etwas besonders Verlockendes an sich hätte, könnte schwerlich behauptet werden. Mehr vielleicht als in jeder andern Stadt des Ostens kreist hier alles um Erwerb und Gewinn, und der mächtige Götze Mammon sitzt als Alleinherrscher auf dem Thron.

Mit den geselligen Freuden sieht es hier traurig aus; der von Natur aus zurückgezogene und phlegmatische Engländer lebt so gut wie für sich allein, und die verschiedenartigen Nationen, von denen ebenso wie in Bangkok (Siam) jede gern die dominierende wäre, wetteifern darin, einander möglichst geringe Zugeständnisse zu machen.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Vor dem Hôtel Europe in Singapore nach Ankunft eines Europa-Dampfers

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Chinesisches Neujahrsfest in Singapore

Während die chineſiſchen Kulis auf Sumatra ſich damit begnügen, das Neujahrsfeſt vier Tage lang zu feiern, brauchen die gelben Bewohner von Singapore viermal ſo lange dazu, was für den Fremden beiläufig ſo viel heiſsen will, daſs er durch ſechzehn Nächte kaum dazu kommt, ein Auge zu ſchlieſsen. Die Jahreswende wird nämlich durch unaufhörliches Abbrennen von Feuerwerk begangen, zu deſſen Veranſtaltung die Polizei mit groſser, vielleicht nicht ganz freiwilliger Liberalität ihre Erlaubnis giebt.

Das Jahr der Chineſen dauert infolge kaiſerlicher Entſcheidung, je nachdem es gut oder ſchlecht iſt, länger oder kürzer. Iſt es ein gutes Jahr, ſo läſst man es eben einfach länger dauern. Als ich in Singapore war, begannen die Chineſen ihr neues Jahr am 1. Februar.

Da auch die Diener des Hotels ſich recht unbekümmert in eifrigſter Weiſe an den Feuerwerken beteiligen, thut man am beſten daran, da ja doch unter dieſen Umſtänden von der Nachtruhe nicht viel zu erwarten iſt, ebenfalls fortzugehen und die Stadt zu beſichtigen, die im Schein der unzähligen Lichter und Raketen einen groſsartigen Anblick bietet.

Das Chettyfest in Singapore

Durch die Mitteilſamkeit meines ſchwatzhaften Boys erfahre ich eines Morgens, daſs ſich am vorhergegangenen Abend ein gröſserer Feſtzug von der Peripherie Singapores durch einen Teil der Stadt bewegt hat. Es ſind die Hindus oder Klings, die ſich zu ihrem Tempel begeben haben, um das Chettyfeſt zu feiern.

Die Wucherer unter den Hindus, die leider in Singapore eine ſehr bedeutende Rolle ſpielen, veranſtalten jedes Jahr ein dreitägiges Feſt, bei welchem ſie ihre »great attraction«, eine Gabe ihrer reichen Berufskollegen in Vorderindien, beſtehend aus einer acht Meter hohen Dekorationspyramide, den profanen Blicken enthüllen.

Zur Aufnahme dieſes Geſchenkes wurde vor drei Jahren unmittelbar bei dem alten Tempel der Chettys ein beſonderes ſteinernes Haus von entſprechender Höhe gebaut, deſſen koloſſale Eiſenpforten an jedem dieſer drei Abende für einige Stunden aufſpringen, um das in tauſendfältigem Lampenſcheine erſtrahlende »Heiligtum« zu erſchlieſsen und ſodann wieder für ein ganzes Jahr ſorgfältig geſperrt zu bleiben. Drei Tage alſo nur iſt die Herrlichkeit zu ſehen, und ſo machte ich mich denn um acht Uhr morgens auf, um die Gelegenheit nicht zu verſäumen.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

In zehn Minuten bringt das »Rickshaw« mich und meinen Boy ans Ziel. Letzterer hat als Dolmetſch im Hinduſtaniſchen zu fungieren, da meine Kenntniſſe in dieſem Idiom nicht weiter als bis zu »nala puno« (ſchönes Mädchen) reichen — dasſelbe kann ich natürlich auch auf Chineſiſch: »Babut Tiabut«.

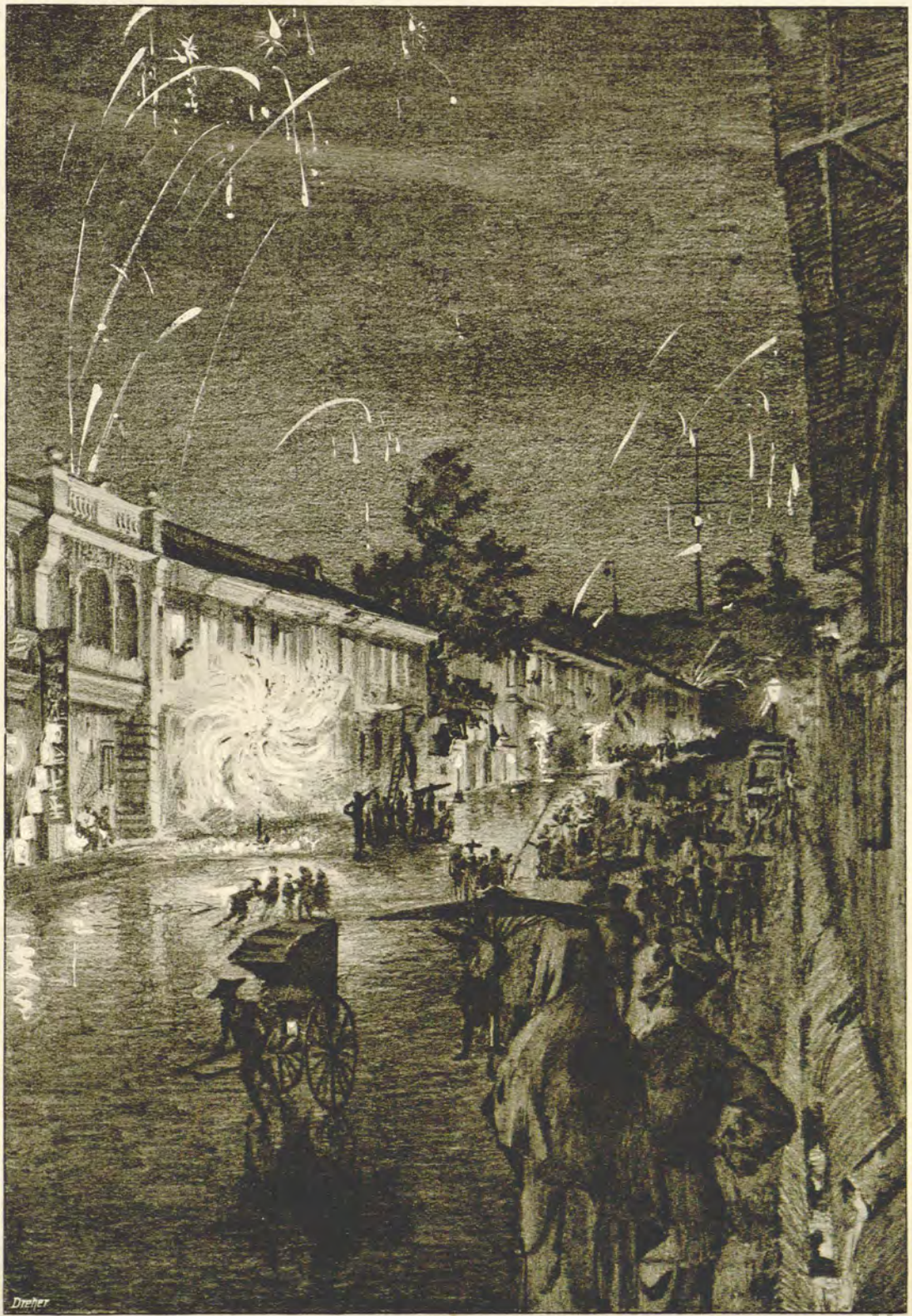
Der groſse Neubau iſt zur Feier des Tages friſch geweiſst, und die Thore tropfen noch von Teer. Neben dem Gebäude erhebt ſich eine Menge von Trink- und Speiſezelten, und vor dem Eingang des alten Tempels, der in höchſt naiver Weiſe mit Papierlappen, Bananen- und Palmblättern geſchmückt iſt, lagert eine Menge von Chettys.

Chettys (Singapore)

Wir betreten den Tempel, ich allerdings nicht ohne gewiſſe Bedenken, da eben dieſer Tage das Gerücht verlautete, die fürchterliche Beulenpeſt habe ſich aus Bombay hierher erſtreckt und bereits unter den hier lebenden Indern mehrere Opfer gefordert. Drinnen herrſcht groſse Geſchäftigkeit; man iſt dabei, die Tauſende von Glaslampen zu füllen, die die Hauptdekoration des Abends ausmachen ſollen.

Der Tempel iſt eine groſse, niedrige Halle, von ſchwerfälligen Säulen geſtützt und von einem offenen Gang umgeben, der aus Anlaſs des Feſtes mit buntfarbigen Leinwandſonnenſegeln überdeckt iſt. Ein andrer langer Gang führt zum Hauptaltar, einem Chaos von Gold und Silber, Papierfiguren und Ornamenten; ein dritter zu einem andern Altar, auf dem ein rieſiger Silberpapierſtrauſs prangt. Das Leben und Treiben hier drinnen mit all den wirr durcheinander ſchreienden, Speiſen bereitenden und Lampen aufhängenden halbnackten Geſtalten erinnert im Augenblick an alles eher als an einen Tempel. Ab und zu fliegt ein Kerl hin und hämmert mit aller Kraft ein paar Minuten lang auf einige Gongs los — der Himmel mag wiſſen, warum. Der ganze Raum

Indira Gandhi National Centre for the Arts



Chinesisches Neujahrsfest in Singapore (Regenwetter)

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

liegt in einem blauen Nebel und Qualm, erzeugt von demſelben ſchrecklichen Oel, mit dem die Hindus ihren ganzen Körper beſchmieren, und mitten durch diesen Wirrwarr und Schmutz, zwiſchen Leuchterſtändern und Oelkannen kommt nun ein Chetty nach dem andern dahergerollt, wie Kinder ſich eine Raſenböſchung hinabrollen, — den fettbeſchmierten, ſchokoladebraunen, nackten Körper über den ganzen ſchmutzigen Gang wälzend und in den über dem Kopfe ausgeſtreckten Händen eine geſchälte friſche Kokosnuſs haltend. Das Geſicht iſt wie in religiöſer Raſerei eigentümlich verzerrt, und er beachtet es nicht, wenn er über eine Glasſcherbe rollt oder an eine Leiter anprallt. Seine Freunde hindern ſolche Unfälle übrigens nach Möglichkeit, indem ſie dem rollenden Körper, der ſich nicht erheben kann, raſch eine andre Richtung geben. Iſt der Gang auf allen vier Seiten abgerollt, ſo ſchleppt ſich der nun fürchterlich ausſehende Kerl auf dem Bauche ein paar Ellen gegen die Mitte des Tempels, erhebt ſich taumelnd, um ein Schluſsgebet zu beten, während deſſen ſeine Freunde ihm mit einem Tuch zuwinken, geht einige Schritte zurück und ſchleudert ſodann mit Wucht die Kokosnuſs an einen ſtark erhöhten Flieſenſtein, ſo daſs der ganze Saft nach allen Seiten ſpritzt. Nun iſt er fertig, und im nächſten Augenblick iſt der zweite auf dem Wege, wälzt ſich ebenfalls den durch Schmutz und Kokosnuſsſaft hübsch gebeizten Gang entlang, um ſchlieſslich auf dem Bauche liegend den ſchmutzigen Fuſsboden etliche Male zu küſſen und ſeine Nuſs an den Stein zu knallen.

Nach dem Frühſtück, um 1 Uhr mittags, ſuche ich abermals den Feſtplatz auf, der nun von fidelen ſchwarzen Seelen wimmelt. Das Eiſenthor iſt geöffnet, und man ſieht die eigentümliche, von einer Anzahl von Lampen und Glasleuchtern beſchienene Pyramide. Sie beſteht aus lauter Türmen und Zinnen aus Flittertand und hat vorn vier geſchnitzte Holzpferde, ähnlich den bekannten Karuſſellpferden.

Eine Maſſe Menſchen in dünnen farbigen Seidenſtoffen — man hat heute allgemein ſeinen gröſsten Staat angelegt, und die Weiber erſcheinen mit ſchwerem Goldſchmuck in Naſe und Ohren, an den Knöcheln, Zehen und Armen — jubelt und tollt in höchſter Freude umher. Die meiſten knabbern und kauen an ihren gräſslichen Delikateſſen, die nur ein Kling zu würdigen im ſtande iſt. In einem groſsen Zelte wird unentgeltlich ein Getränk ſerviert, das, ſoweit ich es beurteilen kann, friſches Kokosnuſswaſſer oder Zuckerwaſſer iſt. Die ſteigende Sonnenhitze, der Staub und Dunſt ſo vieler ſchwitzender, geölter Körper — die Männer ſind nämlich trotz der Gala halbnackt —, die Dämpfe und viele andre minder äſthetiſche Gerüche machen den Genuſs, ſich durch die hauptſächlich

Indira Gandhi National Centre for the Arts

vor dem Tempeleingang dichtgedrängte Menſchenmenge durchzudrücken, zu einem keineswegs ungetrübten.

Da erſcheint eine Truppe merkwürdig ausſehender Geſtalten. Auf dem Haupte eine maleriſche, halbbogenförmige Dekoration aus Pfauenfedern und

Tanzende Klingleute

geflochtenen Blättern, die auf einem Holzſtänder mit glänzenden Meſſingfüſsen ruht, den nackten Oberkörper mit in die Haut geſteckten blanken Nadeln dicht geſpickt, tritt dieſe ſonderbare Schar zum Tanze an. Er beſteht aus einem von monotonem Trommel- und Pfeifenkonzert begleiteten ebenſo monotonen Hin- und Herwiegen, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Fuſse, und einer Schluſsdrehung, die von einem kurzen Ruf der ganzen Truppe begleitet wird.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Man ſieht unter den Zuſchauern nur wenige Europäer, darunter eine engliſche Miſs mit ihrer Handkamera. Die meiſten Europäer bleiben bis 10 Uhr abends.

Durch den Tempeleingang, wo faſt alle leprakranken Bettler Singapores Spalier bilden, ſtrömt unaufhörlich eine dichte Menſchenmenge ein und aus. Alles iſt illuminiert, und ein ohrenbetäubender Spektakel herrſcht in dieſen heiligen Hallen, in denen unter anderm eine gröſsere Muſikkapelle aus Manila aufſpielt. Vom Altar herab werden der Bevölkerung Maſſen von Schalen mit Kokosnüſſen, Bananen und andern Früchten verabreicht.

Aber die Hitze wird erſtickend und zwingt uns zum Aufbruch. Bei herrlichem Mondſchein kehren wir heim. Auf dem Wege begegnet uns eine Reihe Rickshaws mit ſpaniſchen Offizieren von den Kriegsſchiffen, die demnächſt nach Manila fahren; ſicherlich werden nicht wenige dieſer Offiziere hier ihr letztes Feſt gefeiert haben.

Kaufmann aus Bombay (Singapore)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

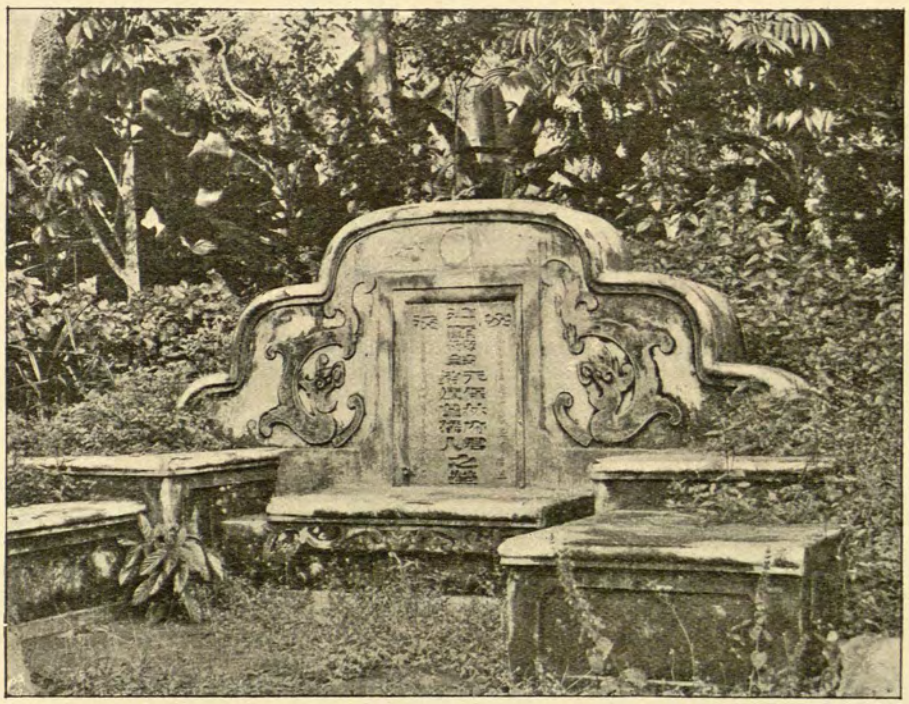
Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Neujahrsfeſt der Mohammedaner in Singapore

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Java

Indira Gandhi National Centre for the Arts



Chinefifches Grab bei Batavia (Java)

Von Singapore bis Java

Nun denn, der Entfchlufs war gefafst, das Billet gelöft und der Koffer gepackt, und am nächften Morgen glitt der königliche Poftdampfer »Carpentier« (fo genannt nach einem gleichnamigen Bürgermeifter) aus dem fchönen Hafen von Singapore hinaus. Lebe wohl, Singapore, du gefchäftiger, emfiger Hafenplatz der »Straits Settlements«-Infelgruppe, die du mich genau ein halbes Jahr in deinen Mauern beherbergt haft.

Noch einmal kehren die Gedanken zu jener Zeit zurück: zu Hoffnungen, die getäufcht, zu Hoffnungen, die erfüllt worden. Dann aber, wie die malerifchen Höhen, die in das offene Meer hinausführen, allmählich im Nebelfchleier der aufgehenden Sonne verfchwinden, wenden auch die Gedanken fich rafch von dem verhüllten Bilde ab und dem neuen, vielverheifsenden zu: Java, der »Perle des Oftens«. Wie man dort wohl eine fo ganz ungewöhnliche Erfcheinung wie einen

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Maler aufnehmen wird — einen Menſchen, der weder Kaufmann noch Pflanzer, weder Offizier noch Beamter iſt — einen Zugvogel, der lediglich darauf ausgeht und danach dürſtet, all die Schönheit, all die ſeltenen Dinge, die hier ſeiner warten, zu genieſsen und zu bewundern?

Denn nicht bloſs von der Akademiezeit her ſteht klar die Erinnerung vor mir an all die berühmten Tempelruinen Bouro Boudor und Prambahnan, die zuſammen mit den zahlreichen andern Hindutempeln die gröſsten kunſthiſtoriſchen Schätze nicht nur Javas, ſondern der ganzen Welt bilden ſollen; auch während meines einjährigen Aufenthalts auf Sumatra waren mir allerlei Berichte zu Ohren gekommen: von den mächtigen vulkaniſchen Bergen mit dem weltberühmten Bromo-Sandſee, Smero und Lamongan, Papangdajang und wie die prächtigen Vulkane alle heiſsen, von den auf Java anſäſſigen Völkerſtämmen und ihren Sitten, die von den auf Sumatra und Singapore herrſchenden ſo ganz verſchieden ſein ſollen, und nicht zum wenigſten von dem Leben und Treiben an dem Kaiſerhofe Soerakarta und dem Sultanate Djokjakarta. Und täuſchte ich mich nicht, von jährlichen groſsen Feſten mit ſchaudererregenden Kämpfen zwiſchen Königstigern und Büffeln oder gar, noch ſchauerlicher, zwiſchen Tigern und Eingeborenen! — Nein, hier muſste es unbedingt allerlei für mein Skizzenbuch geben!

Indes ich ſo während der mehrtägigen Schiffsreiſe hin und her phantaſierte, näherten wir uns immer mehr dem gelobten Lande, und bei beſtem Wohlbefinden und in erwartungsvoller, ja geradezu feſtlicher Stimmung betrat ich den Boden der Inſel.

Nach einer ſehr gründlichen Zollreviſion und einer etwas monotonen Eiſenbahnfahrt in einem behaglich ausgeſtatteten Waggon erreichten wir Batavia, entſprechend ſchwarz vom Kohlenſtaub, der uns zu halben Mohren machte — vermutlich ein eigens zu unſrer Zerſtreuung getroffenes Arrangement, um uns über die eintönige Fahrt durch das ſumpfige, reizloſe Terrain hinwegzuhelfen.

Eine kleine Viertelſtunde ſpäter ſitzen wir in einem hübſchen kleinen Wägelchen — »Andongs« — »Doſa dos« — »Goſong« — »Kareta Sewa« — oder wie es juſt hier heiſst, denn mit jedem Kilometer, den man in Indien reiſt, ſcheinen dieſe Wagen ihren Namen zu wechſeln — und ſind bald darauf in dem ſeiner Schönheit wegen berühmten Batavia.

Mein Plan war nun folgender. Ich wollte nur kurze Zeit in Batavia bleiben und dann auf gut Glück allmählich tiefer ins Land eindringen, um ſpäter in Soerabaja und Semarang — nächſt Batavia den beiden Hauptplätzen Javas — längeren Aufenthalt zu nehmen. Eine Bekanntſchaft, die ich gleich im Anfang machte, war meinem Plan ungemein förderlich. Es war der Chef einer der älteſten

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Alte Wohnhäuſer in Batavia (Java)

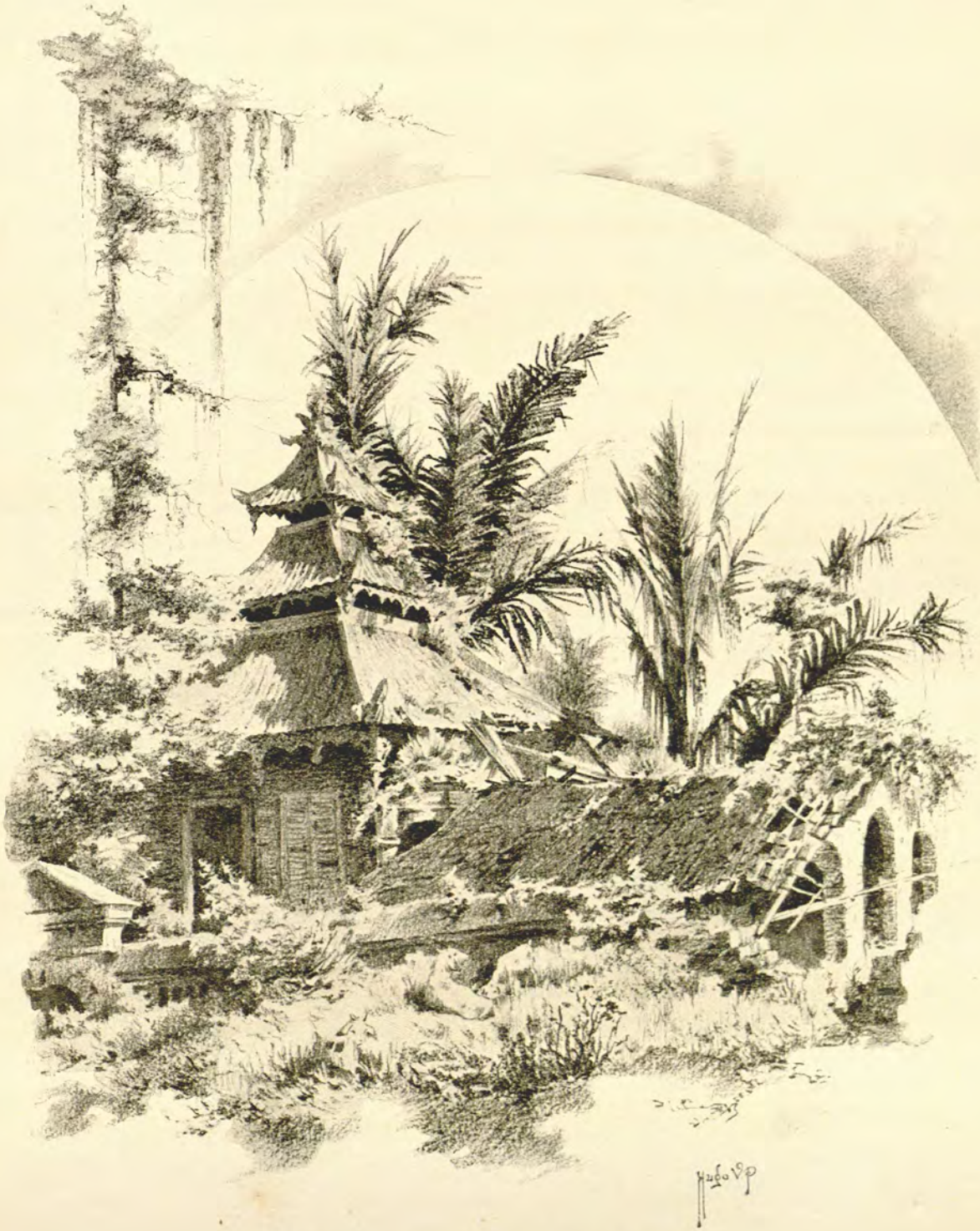
und gröſsten Verlagsfirmen in Java, der, abgeſehen davon, daſs er ſich als geſchickter Cicerone und groſser Kenner aller intereſſanten und pittoresken Plätze in Batavia und Umgebung erwies, mich in der wünſchenswerteſten Weiſe in den Stand ſetzte, meinen Wunſch zu erfüllen und Java gründlich kennen zu lernen. Der Plan, den er mir ſogleich nach unſrer Bekanntſchaft vorlegte, ging darauf hinaus, daſs ich im Auftrage ſeiner Firma für die Dauer eines Jahres das ganze Land bereiſen und nach eignem Geſchmack und Gutdünken eine gröſsere Sammlung von Skizzen und Zeichnungen anlegen ſollte, die beſtimmt waren, einem Prachtwerke über Java als Stoff zu dienen.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Da der Kontrakt ein befriedigender war, wurden wir bald einig, und ich ſah mit einem Schlage mein Unternehmen um ein gutes Stück weitergerückt. Die erbetene Empfehlung Seiner Excellenz des Generalgouverneurs an die Obrigkeiten und Autoritäten des Landes traf in der ſchmeichelhafteſten Form ein, und mit einem wahren Hochgefühl packte ich abermals den Koffer, um mich auf die lange Reiſe zu machen.

Es iſt nicht meine Abſicht, in den folgenden Zeilen alle Orte und Gegenden, die ich beſucht, pedantiſch durchzugehen; ich beſchränke mich darauf, ein ausführlicheres Bild der an Eigentümlichkeit oder maleriſchem Reiz hervorragenden Motive zu geben, von denen viele noch gänzlich neu und unbekannt ſein dürften.

Indira Gandhi National Centre for the Arts



Ruine einer mohammedaniſchen Moſchee bei Batavia

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Java

Von den vielen Orten, die die Menſchen für die Stätte des einſtigen Paradieſes halten, wirkt wohl keiner kraft ſeiner landſchaftlichen Reize ſo wunderbar überzeugend wie die Inſel Java. Wohl erſcheint dem Reiſenden, der den Zauber Candys auf Ceylon empfunden hat, dieſe unvergeſslich ſchöne Landſchaft als die geeignete Umgebung, in der das erſte Menſchenpaar ſeinen Honigmond hätte verleben können; aber wem erſt die Inſel Java ihre Herrlichkeit öffnete, dem ſcheint es doch unumſtöſslich feſtzuſtehen, daſs hier und nur hier das Paradies — wenn es je beſtanden hat — ſeinen Platz gehabt haben müſſe. Hier, auf dieſer mächtigen Inſel, die trotz ihrer Gröſse einen einzigen Garten bildet und deren eigenartige, myſtiſche Schönheit kein Märchenerzähler zu ſchildern vermag — hier, wo kein Mann der Wiſſenſchaft fruchtlos ſuchen würde, durchforſchte er nun das innere Feuer der Erde oder deren äuſsere Schönheit, ihre Tier- oder ihre Pflanzenwelt, ihre Vorzeit oder ihre Gegenwart — hier, wo 23 Millionen Menſchen ein Abenteurerleben führen, zu jeder Stunde der Vernichtung durch die 44 groſsen Vulkane ausgeſetzt, die ſich in zwei faſt parallelen Linien die Inſel entlang ziehen, und von denen achtzehn unaufhörlich aus mächtigen Krateröffnungen ihren Schwefeldampf entſenden und Tag und Nacht ihr fürchterliches Dröhnen und Poltern hören laſſen, als riefen ſie beſtändig: Seid auf der Hut! Vielleicht in dieſer Stunde noch verſchlinge ich euch alle! Denkt an Krakatau! Denkt an Bromo! Denkt an Dieng! — hier, wo neben allen Schrecken der Natur die entzückendſten Idyllen das Auge bezaubern — auf Java, dem Wunderlande!

Ohne beſondere Kraftanſtrengung erreicht man hier Gegenden, die den Beſchauer Hunderte und Tauſende von Jahren zurückführen in jene Zeit, wo wilde Völkerſtämme — ähnlich denen, die jetzt auf Borneo und Neu-Guinea hauſen — dieſe Inſel bewohnten.

Welche Stämme ſich zuerſt den Zugang zu dieſem Inſelreich erkämpften, weiſs die hiſtoriſche Forſchung nicht beſtimmt anzugeben; viele behaupten, die Chineſen, andre, die Vorderindier. Letztere Anſicht hat viel für ſich; wenigſtens rühren die weltberühmten Tempelruinen, die noch heute über Java verſtreut ſind, meiſtens von dieſem ameiſenfleiſsigen Volke her.

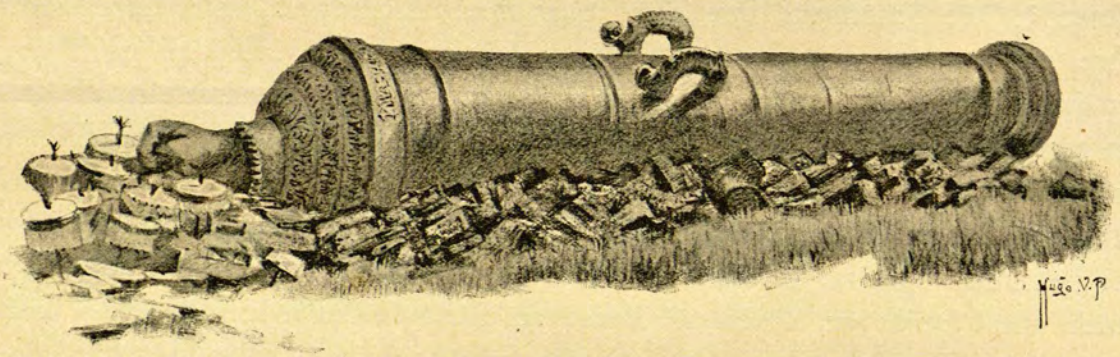
In den ſpäteren Jahrhunderten wechſelte Java, wie hiſtoriſch feſtgeſtellt worden, öfters ſeine Beſitzer; es war franzöſiſches, dann holländiſches, dann engliſches und dann wieder holländiſches Eigentum.

Ehe ich nun daran gehe, ein Bild des javaniſchen Volkslebens der heutigen

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Tage zu entwerfen, ſei einiges über den Javaner ſelbſt vorausgeſchickt. Der Leſer wird dann beſſer im ſtande ſein, deſſen Feſte und Freuden zu verſtehen.

Dicke Bände könnten von dieſem ſtillen, liebenswürdigen Volke und ſeiner ganzen Lebensanſchauung gefüllt werden. Allein hier iſt nicht der Platz dazu; wer ſich in dies intereſſante Gebiet zu vertiefen wünſcht, dem ſtehen verſchiedene Werke von rein wiſſenſchaftlichem Charakter zur Verfügung, wie zum Beiſpiel das berühmte Werk des Profeſſors Vett und andre. Dieſes Buch, weit entfernt, auf Wiſſenſchaftlichkeit Anſpruch zu machen, will, wie ſchon erwähnt, nichts andres ſein, als ein Bilderwerk mit den erforderlichen Erklärungen und Kommentaren.



Alte Kanone auſserhalb Batavias, bei der die Weiber der Eingeborenen opfern

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Der Javaner

Der hellbraune, zumeiſt ebenmäſsig und ſchön gebaute, mittelgroſse Javaner mit ſeinem bei Männern wie Frauen langen ſchwarzen Haar gehört der malayiſchen Raſſe an. Der Fremde oder Reiſende kann ſich kaum eine gutmütigere und freundlichere Umgebung wünſchen, als es dieſe braven Leute ſind, nur laſſe er, wenn er das Land aufſuchen will, wo ſie daheim ſind, das fieberhafte, nervöſe Eilen und Haſten des Europäers zu Hauſe; andernfalls mag er ſich darauf gefaſst machen, bei jedem Verſuche, den langſamen, gelaſſenen Javaner zu raſcherem Tempo anzutreiben, unfehlbar den kürzeren zu ziehen und einem unerſchütterlichen Starrſinn zu begegnen, der ihn unter dem aufreizenden Einfluſs des Klimas vollends um ſeine Laune bringen wird.

Die Ruhe und Langſamkeit des Javaners kommt um ſo mehr zum Ausdruck, je höherer Abkunft er iſt, und die Schilderung des Lebens an den mittel-javaniſchen Höfen könnte uns genügenden Beweis erbringen, wie ſchwer ſo mancher groſse Europäer ſeine Verſuche büſsen muſste, eine Idee raſch durchzuführen, ſtatt mit der unglaublich vornehmen Langſamkeit, mit der hier alles und jedes behandelt wird, zu rechnen.

In einem Punkte jedoch ſcheint es der Javaner eiliger zu haben als wir andern, nämlich mit dem Heiraten. In der Regel verheiratet er ſich im Alter von 15 bis 18 Jahren und zwar zumeiſt mit einem vierzehn- bis ſechzehnjährigen, manchmal auch erſt dreizehnjährigen Mädchen. Oft bleibt die Ehe kinderlos, oder es vergehen einige Jahre, ehe ein Kind zur Welt kommt.

Die vornehmen Javaner, die gewöhnlich mehrere Frauen haben, erfreuen ſich häufig einer Anzahl von 30 bis 50 Kindern, ja ein mandureſiſcher Fürſt konnte ſich 78 wohlgeſtalter Erben rühmen.

Der Javaner iſt im allgemeinen ſowohl in als auſser dem Hauſe genügſam und anſpruchslos. Seine einzige Leidenſchaft iſt ein wenig Opium, während die alles verſchlingende Spielſucht der Chineſen bei ihm keine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Er hat viel mehr Vergnügen an Schmuck und Feſten, an ſchönen Sarongs und Slendangs für Weib und Kinder, an grellfarbigen Seidenweſten und maſſivem Goldzierat. Der Sarong, für Männer wie Frauen das wichtigſte Kleidungsſtück, beſteht aus einem mehrere Meter langen und einem Meter breiten Stück Kattun, das wie ein Kleiderrock, doch ohne Nadeln, nur mit einem ſinnreichen Knoten, um die Hüften geſchlungen wird, während der Slendang eine Art Shawl iſt. Auf dem Kopfe trägt der Javaner ein ebenſolches Stück Stoff, das je nach dem

Indira Gandhi National Centre for the Arts

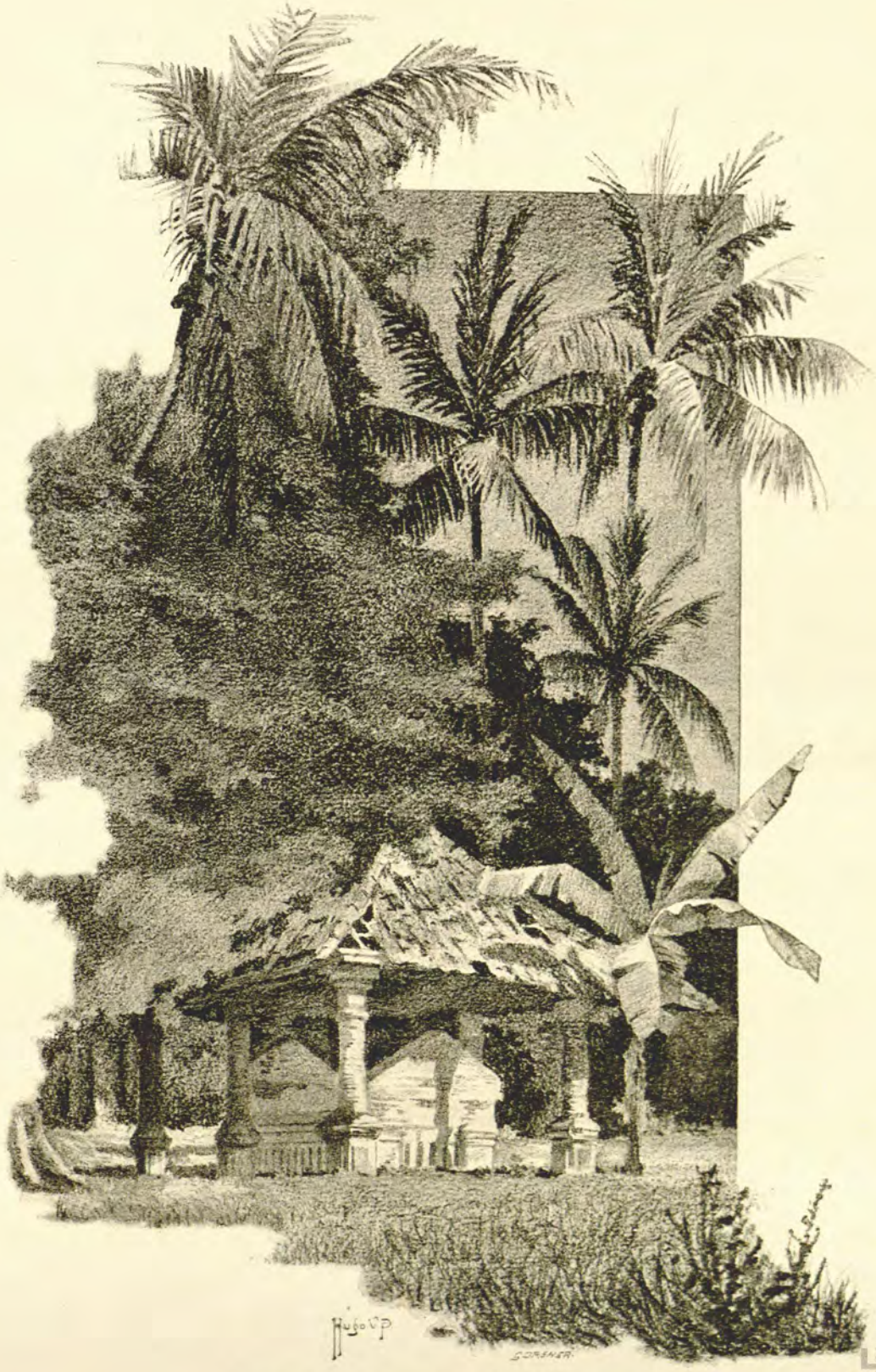
Wohnſitze ſeines Stammes auf verſchiedene Art, doch immer turbanähnlich aufgeſetzt wird und das am Kopfe aufgerollte lange ſchwarze Haar verbirgt. Ein Paar dünner Kniebeinkleider, ein loſes Jäckchen, zumeiſt direkt auf dem nackten Oberkörper, des unentbehrlichen »Kris« nicht zu vergeſſen, vervollſtändigen ſeine Toilette. Das »Kris«, die Waffe des Javaners und gleichzeitig ſein vornehmſter Schmuck, iſt ein langes Meſſer von etwa einem halben Meter Länge, meiſt mit eigentümlichem Heft und flammenförmiger Klinge, die eine Scheide von wertvollem Metall, oft ſogar echtem Golde, umſchlieſst. Herkunft und Stand des Javaners und ſeine Vermögensverhältniſſe, mit denen es übrigens in der Regel ſchlecht beſtellt iſt, ſind aus der Ausſtattung dieſer Waffe zu erkennen, die ſein Ein und Alles iſt, und um deren koſtbarer Ausführung willen er ſich groſse Opfer auferlegt. Das Kris wird immer auf dem Rücken getragen, ſchräg in den Sarong oder auch kokett in einen ſchmalen Gürtel geſteckt, ſo daſs nur der oberſte Teil ſichtbar iſt.

Die Lebensbedürfniſſe des Javaners ſind, wie erwähnt, ſowohl was ſeine Kleidung als auch was ſeine tägliche Nahrung betrifft, äuſserſt beſcheiden. Er trinkt faſt gar nicht, höchſtens Waſſer und Thee, vielleicht weil ſeine Religion ihm dies gebietet; nur bei Hofe und in hohen Kreiſen wird Bier und Wein getrunken, aber auch da meiſt nur ſehr wenig. Ein einziges Mal in zwei Jahren ſah ich einen Javaner berauſcht, und das war ein Prinz von edlem Geblüt. Man trinkt wohl hier und da ſüſse, berauſchende Säfte aus verſchiedenen Palmenarten, aber nur in verſchwindend kleinen Quantitäten. Die ganze Mahlzeit des Javaners dreht ſich um den Reis, der auf beſtimmte Art gekocht und, wie auch auf Sumatra, mit allerlei Zuthaten, je nach den Vermögensverhältniſſen koſtſpieligen oder einfachen, verſpeiſt wird. Es liegt auf der Hand, daſs die Reisernte infolgedeſſen von gröſster Wichtigkeit für das ganze Land iſt.

Tauſende und aber Tauſende von Verkäufern durchſtreifen mit ihren Wanderbuden Stadt und Dorf und verkaufen gekochten Reis, Kuchen, Limonade u. ſ. w., ſo daſs jeder, der ſich nicht der Mühe der Zubereitung unterziehen will, für einige Cents ſeine Mahlzeit halten kann. Ein komfortables Reſtaurant braucht ja der Javaner nicht. Er ſetzt ſich auf die Erde und langt ſeinen Reis mit den Fingern aus einem grünen Blatte, an welch letzteren in Java kein Mangel iſt.

Nächſt dem Reis dürfte die Kokospalme die wichtigſte Nutzpflanze des Javaners ſein, und die Verwendung, die ſie in dieſem Lande findet, iſt denn auch die denkbar mannigfaltigſte. Ihre groſsen Blätter werden zu Dächern, Wänden u. ſ. w. benutzt, die Stämme zu proviſoriſchen Brücken, der Saft der Stämme zu Wein und inländiſcher Zuckerfabrikation, die Flüſſigkeit der Nuſs dient als

Indira Gandhi National Centre for the Arts



Alte Grabruine bei Batavia im Mondſchein

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Labetrunk, die innere weiſse Maſſe als wichtige Zuthat zur Reisſpeiſe, und die Rohmaterialien werden zu Oel, Medizin, Tauwerk, Emballagen, Körben und Eſſig verarbeitet. Kurz, die Kokospalme dient zu allem und jedem und bringt ihrem Beſitzer bei einer jährlichen Ausgabe von etwa 30 Pfennig leicht ihre 5 Mark ein. Es finden ſich daher auch im ganzen Lande groſse Plantagen dieſes wichtigen Baumes, der jedoch nicht über 2000 bis 2500 Fuſs über dem Meere gedeiht.

Auſser dem Anbau der Bodenprodukte, denen Java ſeinen Namen und Ruf verdankt — dem Kaffee, Thee, Tabak und Indigo, neben denen jedoch auch Kakao, Pfeffer, Muskat, Vanille, Ingwer, Gummi, Zucker und Baumwolle eine, wenn auch nicht immer gleich groſse Rolle geſpielt haben —, nimmt auch die Viehzucht die Zeit des Javaners zum Teil in Anſpruch. Der Javaner pflügt ſeinen Acker mit mächtigen Büffeln, baumſtarken und verhältnismäſsig gutmütigen Tieren von der Farbe des Elefanten. Während er indes ſeinen Zugtieren und ebenſo dem Geflügel alle mögliche Sorgfalt erweiſt, iſt er den Katzen und Hunden ein ſchlechter Freund, und etwas Kläglicheres als die javaniſchen Hunde läſst ſich kaum denken; nur Konſtantinopel hat ähnliche verkommene Köter aufzuweiſen. Der Javaner duldet ſie nur, weil ſie die nützliche Eigenſchaft haben, allen Schmutz und Abfall aufzufreſſen.

Eine gewiſſe Sorgloſigkeit vor der Zukunft kennzeichnet den Javaner. Man kann ihn bei Feſten, Hahnenkämpfen und ähnlichen Anläſſen ſein ganzes Vermögen verſpielen ſehen; aber die Folge iſt auch eine krankhafte Erregtheit, die zu den verhängnisvollſten Erſcheinungen führen kann, wie zum Beiſpiel dem »Amok«, einem Zuſtand vollſtändig abnormer Wildheit und Raſerei (Berſerkerwut), in dem der ſonſt ſo beſonnene Menſch, obwohl ſich ſeines Beginnens zuweilen bewuſst, mit ſeinem zudem mitunter vergifteten Kris blindlings alles niedermetzelt, was ihm in die Nähe kommt. Es iſt jedermann erlaubt, ſolch einen Raſenden niederzumachen, und in der Regel endet der ſchreckliche Auftritt auch in dieſer Art, jedoch allzuoft nicht ohne daſs vorher fünf bis zehn Perſonen ſeiner Wut zum Opfer gefallen ſind.

Gelegentlich eines Beſuches in einem groſsen Gefängnisſpital in Batavia zeigte der Arzt mir einen ſolchen Unglücklichen, der tags vorher in einer augenblicklichen Raſerei ſechs Perſonen, darunter ſeinen eignen Vater, gemordet hatte. Der Burſche ſah recht treuherzig aus und war ſich auch nach Ausſage des Arztes ſeiner geſtrigen Unthat nicht bewuſst, dürfte auch wohl kaum abgeſtraft werden, wenn man ihn auch ſicherheitshalber einige Zeit in Gewahrſam hielt. Bei demſelben Beſuche, der auch der Irrenabteilung galt, ward mir einer der unheimlichſten Anblicke, deren ich mich in meinem Leben erinnern kann, der

Indira Gandhi National Centre for the Arts

einer javaniſchen »Ophelia«. Ein ganz junges, ſehr hübſches Weib ſaſs in einem Winkel der groſsen Zelle auf einem Strohbündel und machte Puppen aus ihrem zerriſſenen Sarong. Ihr ganzes Geſicht war mit dem Kalk der Wände weiſs beſchmiert. Als wir eintraten, ſprang ſie wie ein Raubtier auf die ſolide Eiſenſtange des Fenſters hinauf, von wo ſie ſpöttiſch auf den Oberarzt herunterlachte. Nur ſchwer lieſs ſie ſich bewegen, zu ihm herabzukommen. Die Aermſte war als Idiotin geboren, aber erſt kürzlich ihrer Freiheit beraubt worden.

Auch die fürchterlichen Krankheiten »Berri-Berri« und »Lepra« hatte ich zu ſtudieren hier Gelegenheit. Während »Berri-Berri« eine Art Waſſerſucht iſt, nach deren Entſtehung die holländiſche Regierung vergebens geforſcht hat, obwohl ſie hohe Prämien auf die Entdeckung ihrer Urſachen ſetzte, iſt »Lepra« ein furchtbarer Ausſatz, der ganze Teile des Körpers wegfriſst — wohl die entſetzlichſte Krankheit Indiens. Ich ſah einen ſolchen Kranken, deſſen Geſicht total verſchwunden war, die Augen geblendet, die Zähne, die Naſe, viele Finger und Zehen abgefallen — der unglückſelige Reſt eines Menſchen. Das Fürchterlichſte war daran, daſs der Aermſte nun bald 20 Jahre hier ſaſs und, wie der Arzt mir mitteilte, vielleicht weitere 20 Jahre hier ſitzen würde; denn ſeine inneren Organe waren nicht angegriffen. Vom Standpunkt der Humanität fragt man ſich da wohl, ob es zu verantworten ſei, einen ſolchen Unglücklichen am Leben zu laſſen; aber wir dürfen nun einmal nicht töten.

Nachdem ich ein paar Löwen-Berri-Berri-Exemplare geſehen — es giebt ſolche, denen die Krankheit Aehnlichkeit mit Löwen- oder Bulldoggköpfen giebt —, that es mir wahrhaftig wohl, aus all dieſem Elend heraus und wieder in friſche Luft zu kommen; auf dem Wege zum Ausgange paſſierte ich die lange groſse Halle für die Cholerakranken, die nur auf ſchlanken Eiſenſäulen mit Dach und Wänden aus Bambus und Palmblättern aufgeführt iſt. Wände und Dach werden nach dem Erlöſchen der Seuche abgenommen und verbrannt, der Zementboden und die Eiſenſäulen werden desinfiziert, und die gröſste Anſteckungsgefahr iſt damit beſeitigt. Ja, auch in Indien kann man lernen!

Die Sprache der Eingeborenen auf Java iſt Javaniſch, Sundaneſiſch, Madureſiſch und Malayiſch, die der Europäer deren Mutterſprache oder auch Malayiſch. Die Javanen ſelbſt haben mehrere Arten von Javaniſch, auch ein ſpezielles Hofjavaniſch (Bahaſa-Kedaton). Die javaniſche Litteratur iſt ſehr umfangreich, und alle alten Manuſkripte werden als Reliquien betrachtet, die man aus Furcht, ſie könnten abhanden kommen, ſorgfältig verſchlieſst und nur höchſt ſelten vorzeigt, wodurch dem Europäer leider ein groſses Studienmaterial entzogen bleibt.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

In religiöſen Dingen zeigt der Javaner durchaus keinen übertriebenen Eifer. Er weiſs in der Regel einige Seiten des Korans und einige mohammedaniſche Gebete auswendig und läſst es dabei bewenden. Dennoch war, ſo oft die Fahne des Aufruhrs gegen die Ziviliſationspläne der Europäer erhoben wurde, die Religion mit im Spiele, und predigt erſt der Araber dem gutmütigen, aber unwiſſenden Javaner »den heiligen Krieg« gegen die Unterdrücker, ſo ſteht alsbald das Volk in Waffen. Es liegt daher im Intereſſe des ungeſtörten Friedens, auf dieſe fanatiſchen Prieſter ein beſonders wachſames Auge zu haben.

Trotz ſeiner nicht ausgeprägten Religioſität legt der Javaner auf gewiſſe Dinge Wert; ſo iſt es gewöhnlich ſein Wunſch, ſofern er mehrere Söhne hat, einen von ihnen die Pilgerfahrt nach Mekka antreten zu ſehen. Tauſende ziehen jährlich dahin; aber von Gefahren und Entbehrungen aufgerieben, kehrt kaum ein Drittel der Pilgrime in das Heimatland zurück. Doch dem Wunſche der Eltern iſt Genüge geſchehen, und das giebt den Ausſchlag, wie denn im allgemeinen dem Alter groſse Pietät erwieſen wird. Daſs auch hier rituelle Frömmigkeit nicht mit Moral Hand in Hand geht, zeigt ſich in den javaniſchen Städten zur Zeit der Faſten, der von den Fremden durchaus nicht mit beſonderem Vergnügen entgegengeſehen wird, da dann im Intereſſe einer recht feierlichen Begehung der hohen Feſttage gewöhnlich weit mehr geſtohlen wird als ſonſt.

Die Rolle, die die javaniſche Religion dem Weibe zuweiſt, iſt eine im Grunde traurige. Abgeſehen von der Vielweiberei, die viele Widerwärtigkeiten und Eiferſüchteleien zur Folge hat, wird das Weib als ein niedriger ſtehendes Weſen betrachtet und behandelt. Allerdings muſs auch zugegeben werden, daſs die oft ſehr hübſche Javanerin ziemlich laxe Begriffe von Liebe und Treue hat und ſich zumeiſt von momentanen Impulſen leiten läſst. Ihre Erſcheinung, die durch einen eigenartig wiegenden Gang einen gewiſſen pikanten Reiz erhält, wirkt dennoch in Einzelheiten unangenehm, ſo durch das übermäſsig mit Oel eingeriebene Haar, durch den widrigen Duft der Melatiblume, die ſie mit Vorliebe trägt, insbeſondere aber durch die mitunter entſetzlich groſsen Ohrlappen. Wie bei den Hinduweibern, bohrt man auch hier in die Ohren des Kindes ſchon im früheſten Alter groſse Löcher, die man durch Holzröllchen oder zuſammengedrehte Blätter allmählich — oft bis zu 10 bis 15 Millimeter Gröſse — ausweitet und in die der Ohrenſchmuck (Subang) eingeführt und feſtgeſchraubt wird. Beſonderes Vergnügen findet die Frau aus dem Volke daran, ihr Kind mit möglichſt bunten Federn und einem blumengeſchmückten kleinen Strohhütchen zu putzen. Da ſie jedoch gewöhnlich einen Knaben- von einem Mädchenhut nicht unterſcheiden kann, ſo hat man oft den groſsen Spaſs, ein halbnacktes ſchokoladefarbenes

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Monſtrum von einem Jungen mit einem zierlichen Mädchenhut mit Bindeband daherkommen zu ſehen. Daſs keiner der »dummen Aujuſte« des Cirkus Buſch einen gröſseren Heiterkeitserfolg haben kann als dieſe groteske Erſcheinung, iſt ebenſo ſicher, wie daſs die Mutterfreude der Javanerin, die ihren hoffnungsvollen Sprösling, von den neidiſchen Blicken aller ihrer Freundinnen gefolgt, alſo geſchmückt einherſtolzieren ſieht, keine Grenzen kennt.

Männer wie Frauen gehen ſtets barfuſs. Sie baden ungemein fleiſsig und zwar meiſtens mitten in den Kanälen, die die meiſten Städte durchflieſsen. Ein Sarong wird feſt um die Bruſt geknüpft, ſo daſs er bis zum Knie herabhängt, und das Badekoſtüm iſt fertig.

Der Javaner iſt durchgehends arm; aber nicht die Ziviliſationspolitik des Europäers hat ihn, wie viele glauben, dazu gemacht. Was dieſe betrifft, ſo könnte er ein wohlſituierter Mann ſein, wenn nicht der Chineſe ihn in ſeinen Klauen hätte. Durch geſchäftliche Ausbeutereien, durch wucheriſche Darlehen und Vorſchüſſe gelingt es dieſem durchtriebenen Volke, den gutmütigen Javaner zu unterdrücken und auszuſaugen.

Die Lieblingsfarben des Javaners ſind Rot und Gelb, und dieſe Farbenfreude hat die holländiſche Regierung mit groſser Findigkeit ſich zu nutze zu machen verſtanden, indem ſie, dabei auch ein wenig für das Amüſement der Europäer ſorgend, der groſsen Menge der zum Landesſchutze geworbenen Javaner eine ſo reich mit gelben Schnüren behängte Uniform gab, daſs dies notgedrungen auf ihre weniger dekorierten Landsleute einen erhebenden Eindruck machen muſste. Noch ärger hat man die Gerichtsdiener und Polizeimänner herausſtaffiert, die denn auch nur »Kanarienvögel« genannt werden; denn etwas Gelberes giebt es nicht.

An Beſchäftigung für die auſserhalb des Kriegsdienſtes mit Weib und Kind in den Kaſernen wohnenden eingeborenen Soldaten iſt durch den bald 30 Jahre währenden Krieg mit den wilden Atſchineſen an der Nordſpitze Sumatras reichlich geſorgt, und jährlich blutet eine gröſsere Anzahl von Javanern für dieſen Kriegsſport, wie man den Atſchineſenkrieg beinahe ſchon nennen muſs; überdies fordert die früher erwähnte Berri-Berri-Krankheit zuzeiten Tauſende von Opfern unter den, wie es heiſst, ſo heldenmütigen Söhnen des Landes.

Da ich bei dem Kapitel Krieg bin, möchte ich einige Worte über den Javaner als Soldaten äuſsern. Ganz unweſentlich iſt nämlich dieſe ſeine Eigenſchaft nicht, da in dem jetzt abgeſchloſſenen Jahrhundert verſchiedene wichtige Kriege und Aufſtände ſtattfanden. So hatte Holland 1825 bis 1830 den groſsen Javakrieg und 1888 auf Java ſelbſt den ſehr ernſten Krieg in Bantam zu beſtehen,

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Eingang zur Bergabteilung
des Botaniſchen Gartens
(Sindangleija, Java)

Im Hintergrund der Krater
des Vulkans Gedeh

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

wie auch der vor einigen Jahren auf der Nachbarinſel Bali ausgekämpfte grauſame Krieg und endlich der eben erwähnte bald dreiſsigjährige Atſchineſenkrieg hauptſächlich mit javaniſchen Truppen geführt wurden.

Die Kriegsführung der Javaner iſt im weſentlichen dieſelbe wie die der Atſchineſen. Die Ausnutzung aller ethnologiſchen Verhältniſſe und Hinderniſſe ſpielt die Hauptrolle, und das gröſste Gewicht wird darauf gelegt, den Gegner nach Möglichkeit zu erſchöpfen. Alle Arten verkleideter Spione, auch Kinder, werden benutzt, um das Vorrücken der eignen Truppen zu decken und durch täuſchend nachgeahmte Tierſtimmen vor dem Feinde zu warnen. Jede Grauſamkeit und Liſt iſt geſtattet. So werden zugeſpitzte, in Oel geröſtete Bambusſpitzen in das hohe Gras geſteckt, die ſich unverſehens in den Magen der nichts ahnenden Feinde bohren und gefährliche Wunden verurſachen.

Unternehmen die Javaner einen gröſseren Ueberfall, ſo geſchieht es faſt immer in der Morgendämmerung, und bei ſolchen Gelegenheiten ſpielt der religiöſe Fanatismus in furchtbarer Weiſe mit. Mit Berſerkerwut ſtürzt der zumeiſt durch Opium betäubte Vortrupp, der ſich dem Tode geweiht hat, auf den ſchlafenden Feind, und unmenſchliche Greuelſcenen, an denen insbeſondere der Balikrieg reich war, folgen dem Ueberfall.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Musik, Gesang, Wajang und Tanz

Herrscht auch zwischen uns und den Javanern, was musikalische Genüsse betrifft, eine grosse Geschmacksverschiedenheit, so ginge man doch sehr fehl, wollte man den Javaner unmusikalisch nennen. Die Musikorchester in den Städten bedienen sich sogar in der Regel unsrer bekannten europäischen Metallinstrumente; aber dem Herzen des Javaners am nächsten ist und bleibt doch das eigentümliche, so ungemein weiche »Gamelang-Spiel«, und auch der Europäer wird mit der Zeit diesem fein zusammengestimmten sonoren Spiele nicht nur ein wachsendes Verständnis, sondern sogar einen wirklichen Genuss abgewinnen.

Das Gamelang-Spiel besteht aus einer Anzahl verschiedener Instrumente, einer Art Violine (Rebah), einigen grosen Ständern mit kleineren und gröseren Gongs, etlichen liegenden Rahmen mit Metallkasserollen, welche Töne von verschiedener Höhe und Tiefe hervorbringen, und mehreren andern Instrumenten, erfordert also ein Orchester von circa 20 Musikanten, unter denen sich stets eine Frau befindet. Diese Instrumente, die vereint einen ohrenbetäubenden Spektakel zu erzeugen im stande wären, werden stets leise und diskret berührt und ertönen in ungemein melodischen, beim ersten Male allerdings recht monoton scheinenden Klängen. Auch aus Bambusrohr, ja sogar aus ausgehöhlten Kokosnüssen verfertigt das Volk Flöten und andre Instrumente von ganz eigentümlichen Klangwirkungen.

Unser lauter Gesang findet beim Javaner keinen Anklang, wie denn umgekehrt seine Sangeskunst den Europäer nicht zu bezaubern vermag. Sehr amüsant ist eine Art Improvisation, die man oft unter dem Volke zu hören bekommt — nicht immer ganz unschuldige, ja oft recht pikante, versartige, gesungene Dialoge zwischen einem jungen Mann und einem jungen Mädchen.

Der Javaner hat zwei Arten von Schauspiel. Das eine (Wajang orang) entspricht unsern Theatern; es wird hauptsächlich an den Höfen kultiviert und von Schauspielern dargestellt, von denen jeder nur eine Rolle kann. Bei seltenen Anlässen spielen sogar die Prinzen und Prinzessinnen selbst mit. Das Thema ist gewöhnlich aus Javas Geschichte oder Mythologie gewählt und so weit ausgesponnen, dass die Vorstellung zwei bis drei Tage währt. Diese Art Schauspiel ist mit grosen Kosten verbunden, und es kommen bei ihr besonders prachtvolle, glänzende Kostüme zur Verwendung. Weit interessanter und spezifisch javanisch ist jedoch die andre Art Theater (Wajang), etwa im Stile unsrer Marionettentheater, jedoch wesentlich verschieden von diesen.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Vor einem langen, weifsen, transparenten Leinwandfchirme nimmt das Publikum Platz, während der einzige Schaufpieler mit feinen Puppen, etwa zwei Fufs grofsen, flachen, oft fehr kunftvoll gefchnitzten Figuren, fein Operationsfeld hinter dem Schirme bezieht. Die Handlung, ebenfalls zumeift den javanifchen

Kriegstänzer bei javanifchen Hoffeften. Surakarta (Mitteljava)

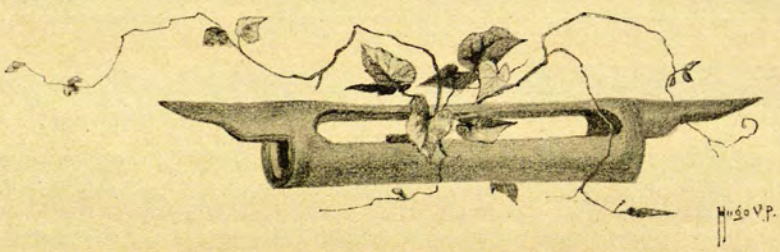
Sagen und Mythen entnommen, wird teils als Erzählung, teils in Gefang vorgeführt und von dem höchft eigentümlichen Silhouettenfpiel und einer leifen Mufik begleitet.

Diefes Schaufpiel bedeutet für den Javaner eine der gröfsten Erdenfreuden. Während der Europäer nach nicht viel mehr als fünf Minuten des wenn auch durchaus nicht unintereffanten Spieles müde wird, kann der Javaner fich kaum

Indira Gandhi National Centre for the Arts

davon trennen, ſo daſs ihn oft noch das Morgengrauen als andächtigen Zuhörer findet.

Was wir Europäer Tanz nennen, kennt der Javaner nicht. Dagegen giebt es auſser den ungemein intereſſanten Tänzen, die an den Höfen von Prinzeſſinnen und Damen von höchſter Geburt aufgeführt werden und auf die ich noch ausführlicher zurückkomme, zahlreiche im Lande umherreiſende Geſellſchaften, gewöhnlich aus vier bis ſechs Perſonen beſtehend, bei denen die Männer die Muſikbegleitung beſorgen, während eine der zumeiſt ziemlich abgelebten und leichtfertigen Frauen ihre Tanzkünſte produziert. Gegen Erlegung von einigen Kupfermünzen ſteht es den jungen Männern unter den Zuſchauern frei, mit der Schönen anzutreten. Der Tanz ſelbſt beſteht in einer eigentümlichen Drehung des Oberkörpers, der Handgelenke und Füſse, macht jedoch auf den, der die Tänze an den javaniſchen Höfen kennen gelernt, einen faſt parodiſtiſchen Eindruck.



Blumenbehälter aus Bambus. Hausarbeit aus der Kedirigegend (Java)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Jagden

Für Jagdluſtige iſt Java ein Eldorado im wahrſten Sinne des Wortes; das ganze Land wimmelt von Tauben, Enten, Schnepfen, Hirſchen, Widſchweinen, Jaguaren, Königstigern, Rhinoceroſſen, wilden Stieren (Bantengs), Krokodilen, Schlangen, Schildkröten und Affen; ſogar der ſeltene Nashornvogel und der »fliegende Hund«, deſſen Fleiſch beſonders ſchmackhaft iſt, ſind hier zu finden.

Kein Wunder, daſs hier zu Lande, beſonders unter den Europäern, eine Menge paſſionierter Jäger anzutreffen iſt, unter denen jedoch der berühmte Herr Kirkhoven auf Sinagar die unbeſtrittene Führerrolle einnimmt. Ich hatte das Vergnügen, einige Tage hindurch der Gaſt dieſes Nimrods zu ſein, und es reizt mich, meine geehrten Leſer mit ſolch einem echten javaniſchen Jägerheim bekannt zu machen.

Herr Kirkhoven, der unter anderm eine der höchſten javaniſchen Würden, das Ehrenamt eines Indiſchen Rates, bekleidet, iſt einer der gröſsten Theeplantagenbeſitzer des Landes. Seine Plantage und die ſeines Nachbars — beide in der ſchönſten und fruchtbarſten Gegend Javas, Preanger, gelegen — gelten weithin als Muſterplantagen, aber ebenſo weit verbreitet iſt der Ruf, den er als Jäger genieſst, und im ganzen Lande kurſieren die Berichte von den impoſanten Jagden, die das Matadorenkleeblatt — Herr Kirkhoven ſelbſt, ſein Sohn und ſein guter Freund, Herr Baron von Heckeren — mit ſeinen Gäſten jährlich in groſser Zahl abhält.

Ein kleiner reizender zoologiſcher Garten mit einigen Bagatellen von prachtvollen Elefanten, wilden Stieren u. ſ. w. und belebt von dem Geſchwirre der verſchiedenartigſten Vögel umgiebt unmittelbar das Haus, das, ein wahres Aladinſchloſs der Jagd, beredtes Zeugnis ablegt von den Jagdfreuden der javaniſchen Urwälder.

Bei meiner Ankunft traf ich die Jäger um den Theetiſch verſammelt, umgeben von einer Geſellſchaft zahmer Pfauen, Tauben und Papageien, während eben vor der Veranda eine lange Reihe der berühmten auſtraliſchen und engliſchen Rennpferde vorgeführt wurde, um hier ihre Hauptmahlzeit zu empfangen, ein wichtiger Akt, den die umſichtigen Pferdebeſitzer gewöhnlich ſelbſt beaufſichtigen, um die gewiſſenloſen Pferdeknechte, die den Weizen gern in die eigne Taſche ſtecken, genau überwachen zu können. Der Rennſport wird — nebenbei bemerkt — in Java vielfach kultiviert, und die groſsen Wettrennen in Bandoeng und Buitenzorg werden ſogar vom Staate ſubventioniert.

Die Wände der Halle und des ganzen Hauſes ſind ſelbſtverſtändlich mit

Indira Gandhi National Centre for the Arts

unzähligen, ſorgfältig mit Inſchriften verſehenen Jagdtrophäen bedeckt. Längs der ganzen Wand des Speiſeſaales iſt eine ſeltene Schlangenhaut geſpannt, und unter ihr hängt eine groſse Schelle, ähnlich den Kuhglocken in den ſchweizeriſchen Gebirgen. Dieſe Schelle hing um den Hals eines Zickleins, das von der Schlange, der die Haut gehörte, verſchluckt wurde, ehe ſie dem Jäger zum Opfer fiel.

Die Kronleuchter in dem von elektriſchem Lichte hell ſtrahlenden Saale ſind natürlich prachtvoll verflochtene Hirſchgeweihe, die groſsen Papierkörbe in den Kontoren beſtehen aus Rückenſchilden von Schildkröten und aus Elefantenzähnen von Sumatra, und die Zigarren werden in mächtigen Rhinocerosfüſsen angeboten, die poliert, innen verglaſt und mit prachtvoll ziſelierten Silberdeckeln verſchloſſen ſind. Daſs die Herren in echter Jägertracht daſitzen und das Frühſtück die köſtlichſten Jagdgerichte, wie zum Beiſpiel ein ſtets ſerviertes, eigentümlich getrocknetes, knuſperiges Fleiſch bietet, erwähne ich nur der Vollſtändigkeit wegen.

Beim Frühſtück brachte ich einen der Herren dahin, mir eine Rhinocerosjagd in Bantam zu beſchreiben. Bin ich auch leider nicht im ſtande, ſeine brillante Schilderung wiederzugeben, ſo weiſs ich doch noch deutlich, welch lebhaften Eindruck einzelne Epiſoden auf mich machten: wie das verfolgte Tier unter weithin vernehmbarem donnerähnlichem Getöſe den Weg entlang ſtürzt, rechts und links die keineswegs ſchwachen Bäume niederſtampfend, um ſich Bahn zu brechen; wie der mutige Jäger ruhig ſtehen bleibt, bis es ganz nahe iſt, um es ſodann blitzesſchnell an einer Stelle zu treffen, wo die Verwundung den Tod herbeiführt; wie das Tier, auſser ſtande, in ſeinem raſenden Sturmlauf den Kurs zu ändern, an ihm vorüberſauſt und ſich dann umwendet, um neuerdings auf ihn einzuſtürmen. Fühlte ich auch, ungeachtet dieſer ſehr humoriſtiſchen Beſchreibung, durchaus keine Neigung, der liebenswürdigen Einladung zur nächſten Rhinocerosjagd Folge zu leiſten, ſo hinderte dies doch nicht, daſs die Jagdgeſchichten, die dieſe Herren mir, wohlgemerkt ohne Jägerlatein, zum beſten gaben, mein höchſtes Intereſſe fanden und ich mich immer mehr freute, einmal auch dieſe Seltenheit, ein echt javaniſches Jägerheim, kennen gelernt zu haben.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Javanische Feste

Das gröſste Feſt der Javaner iſt das ſpäter noch ausführlicher beſprochene mohammedaniſche Garebeg-Feſt, das insbeſondere in den beiden Fürſtenreſidenzen Surakarta und Djokjakarta die Volksfreude zur gröſsten Entfaltung bringt. In andern Teilen Javas, wie Blitar und Kediri, haben die jährlichen »Rampoek-Feſte«, bei denen man Tiger und Jaguare losläſst und dann niedermacht, die gröſste Anziehungskraft, während in Oſtjava Volksphantaſie und Volksglaube in den Opferfeſten des Vulkans Bromo ihren gewaltigſten Ausdruck finden.

Javanerin

In früheren Jahren ſpielten auch die Kämpfe zwiſchen Büffeln und Königstigern eine groſse Rolle. Heute finden ſie nur wenig oder gar nicht mehr ſtatt. Die Regierung iſt gegen dieſe fürchterlichen Schauſpiele eingeſchritten, die überdies (ſo wenig man dies von dem gefügigen Javaner erwarten würde) nebenbei zu politiſcher Propaganda benutzt wurden. Der Büffel vertrat hier die Stelle des Javaners, während als Symbol des liſtigen Europäers der Tiger diente, der ſtets den kürzeren zieht, wenn die beiden ſich auf dem Schlachtplane gegenüberſtehen. Vor Wut ſchäumend, ſtürmt der Büffel auf den ängſtlich zurückweichenden Tiger ein und ſchleudert ihn mit ſeinen fürchterlichen Hörnern hoch in die Luft, um ihn dann zu zerfleiſchen und zuſammenzuſtampfen.

Nicht ebenſo ſchrecklich, doch immerhin blutig genug ſind die im ganzen Lande beliebten Hahnenkämpfe, bei denen man öfters kleine Meſſer an den Beinen der Kämpfenden befeſtigt.

Mit groſsen Feſtlichkeiten wird auch die Beſchneidung des Javaners gefeiert; ſie findet bei Knaben im Alter von 13—14 Jahren, bei Mädchen im Alter von 8—10 Jahren ſtatt. Ebenſo werden bei Eheſchlieſsungen, Todesfällen und Geburten die mannigfaltigſten und ſonderbarſten Zeremonien und Prozeduren ausgeführt.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Die Chinesen auf Java

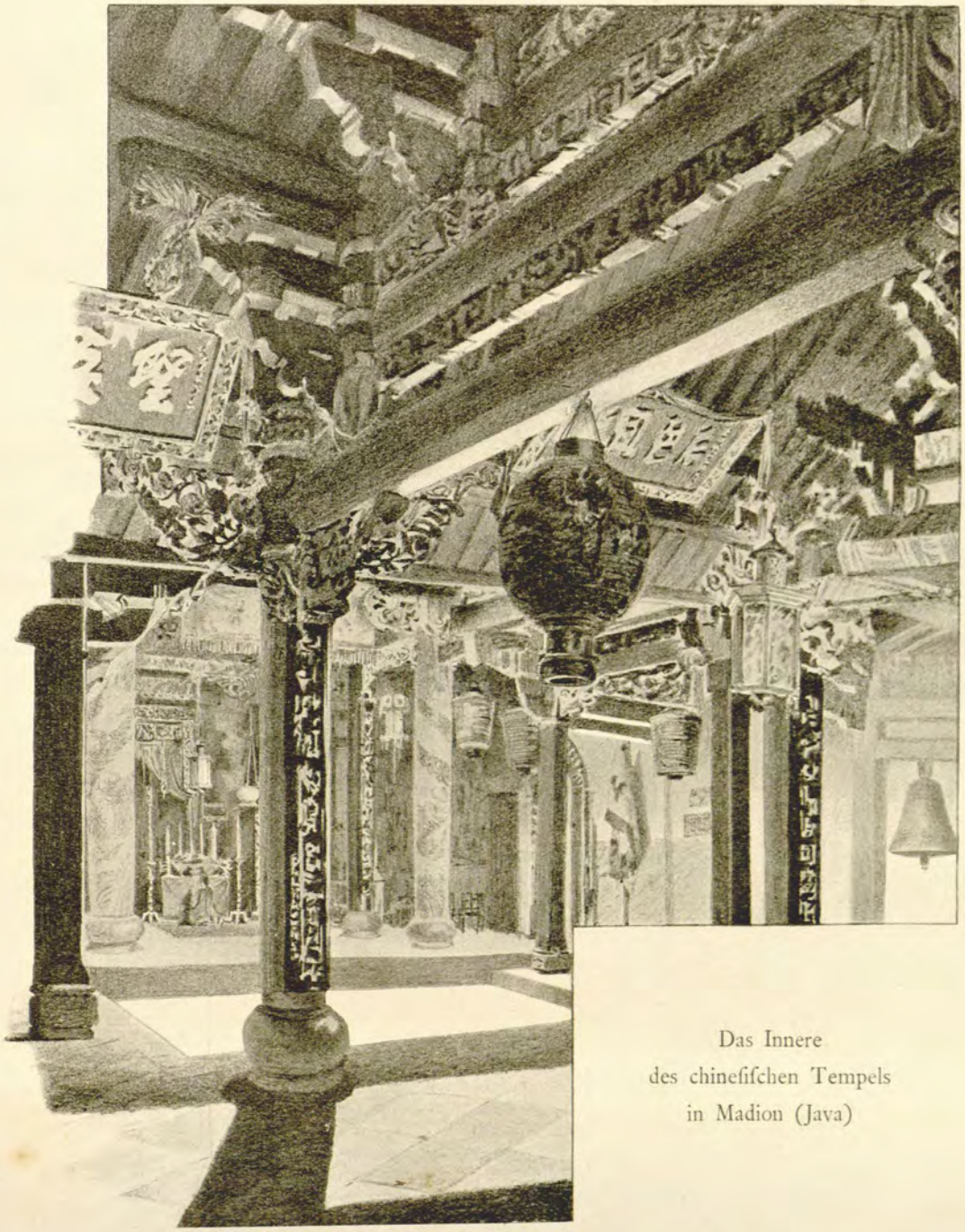
Nicht so sehr durch seine numerische Ueberlegenheit (es leben 3—400000 Chinesen auf Java), als noch mehr durch seine Zähigkeit und Aufdringlichkeit hat sich der Chinese — zur sehr geringen Freude des Europäers, der weit mehr mit dem ehrlichen, bescheidenen Javaner sympathisiert — eine erste Rolle im Lande zu verschaffen gewusst. Aber wie sich überall der Satz bewahrheitet: »Artige Kinder bitten um nichts, bekommen aber auch nichts,« — so auch hier. Und obwohl der Chinese durchweg als Kolporteur und Strassenverkäufer den javanischen Boden betritt, so versteht er es in der Regel, sich bald aufzuschwingen, ja oft in den Besitz eines grossen Vermögens zu kommen.

Die Mittel, die den Chinesen zum Ziele führen, sind ihm ganz gleichgültig, und ist er erst recht im Gange, so hilft er sich durch einen gelegentlichen Bankrott oder dergleichen weiter, einerlei, ob nun der Weg über zertrümmerte Existenzen führt oder nicht. Leichtes Spiel hatte er ja bisher, seine Emsigkeit und Gewandtheit bieten den Europäern Vorteile, und niemand ist geschickter, seinen Kram loszuwerden, als der gelbe Bursche, der seine Waren aus billigster europäischer Quelle bezieht. So schachert er sich Cent um Cent ein Vermögen zusammen und vergisst dabei nicht seines Amüsements.

Theater, Spielspelunken, Opiumhöhlen und andre zum grossen Teil liederliche Unterhaltungslokale haben keinen besseren Kunden als ihn; da jedoch alle diese Etablissements den Chinesen selbst gehören, so ist es doch immer nur ein Tausch unter sich, während der Javaner derjenige bleibt, dem man die Haut über die Ohren zieht.

Zumeist sind den Chinesen bestimmte Stadtteile zugeteilt, in denen sie wohnen und ihre Tempel für Confucius oder Buddha errichten dürfen. Ihre jährlichen Feste unterscheiden sich von denen der Eingeborenen durch grossen Lärm und schreiende Farben; »möglichst viel Flitter und Putz« heisst das leitende Prinzip. Neben ihrer Muttersprache erlernen sie leicht das Malayische, ja selbst das Javanische. Zwei spezielle Oberregierungspersonen, Kapitän China und Leutnant China, beide der holländischen Regierung unterstehend, sind ihnen auf allen gröfseren Plätzen zugeteilt. Immerhin ist es, trotz der unangenehm grossen Rolle, die diese Juden des Ostens auf Java spielen, ihnen daselbst doch nicht gelungen, die Macht so an sich zu reissen, wie zum Beispiel in Singapore, wo der Europäer selbst beinahe in den Schatten tritt, verdrängt durch den bodenlos frechen, aber — was ausschlaggebend ist — wohlhabenden gelben Gesellen.

Indira Gandhi National Centre for the Arts



Das Innere
des chineſiſchen Tempels
in Madion (Java)

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Araber und Afrikaner

Eine Anzahl von etwa 15000 verſtreut lebenden Arabern führt auf Java, abgeſehen von politiſchen und religiöſen Demonſtrationen, eine ruhige, beſchauliche Exiſtenz. Es ſind durchweg wohlſituierte Leute, die ſich durch geſchickt betriebenen Wucher ein Vermögen ergattert haben und bei den Javanern um ihrer Propheten willen hoch im Anſehen ſtehen. In früheren Jahren waren auch zahlreiche Afrikaner, die hauptſächlich als Soldaten verwendet und von den Atſchineſen ungemein gefürchtet wurden, auf Java zu treffen; heute ſind deren nur mehr wenige zu finden.

Die Regierung

Ihre Majeſtät die Königin von Holland, die Beſitzerin der Inſel Java, wird in Oſtindien durch einen Generalgouverneur vertreten, der von der Königin gewählt und mit einer verhältnismäſsig bedeutenden Autorität ausgerüſtet iſt. Er iſt befugt, Kriegserklärungen zu erlaſſen, Todesſtrafen und Landesverweiſungen zu verhängen u. ſ. w., und empfängt einen jährlichen Gehalt von etwa 300000 Mark.

Der Regierungspalaſt befindet ſich in Batavia und Buitenzorg, wo auch das Kabinett des Generalgouverneurs, das aus nahezu 50 Perſonen beſteht, ſeinen Sitz hat. Seiner Excellenz dem Generalgouverneur unterſteht für je einen der 22 Landesdiſtrikte ein Reſident, der Aſſiſtentreſident, ſodann die Controleure und Aſpirant-Controleure, denen im Range die europäiſche Polizei (Schout) und ſodann die eingeborenen Behörden folgen. Das Regierungsprinzip iſt, ſoweit als möglich die Javaner direkt ihren eignen Häuptlingen und Fürſten zu unterſtellen, während dieſe jedoch von der Regierung wählbar ſind.

Die eingeborenen Landesobrigkeiten beſtehen in jeder der 22 Regentſchaften Javas aus je einem oder mehreren Regenten, denen in untergeordneter Reihenfolge die ſogenannten »Pattis«, hierauf die »Wedonas«, zuletzt eine Reihe kleiner javaniſcher Beamter, wie die »Luras« u. ſ. w., folgen. Himmelhoch über allen dieſen Behörden aber ſtehen die Fürſten, die zugleich als heilige, in religiöſer Hinſicht höchſtſtehende

Barbier (Singapore)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Perſonen des Landes betrachtet werden. Während in alten Zeiten Java unter lauter ſolche Fürſten, betitelt Sultans oder Soenans (der Gnadengebende, der »Kaiſer«), geteilt war, giebt es heute deren nur mehr zwei, nämlich den Soeſoehoenan von Surakarta, mit dem Namen und Titel: Kandjeng Sri Padoekatoewan Soeſoehoenan Pakoe Boewono Senopati Ingalogo Abdoerrachman Sajidin Panota Gomo ka X., General Majoor dari bala tantaranja Sri Baginda Maha Radja di Negri Nederland, Commandeur dari Orde Nederlandſchen Leeuw, Commandeur dari Orde Siameeſch Gadja Poeti u. ſ. w. . . ., und den Sultan von Djokjakarta, mit deſſen nur wenig kürzerem Namen ich meine Leſer verſchonen will. Der Soeſoehoenan bezieht von der holländiſchen Regierung eine jährliche Summe von 578 000 Gulden (1 Gulden = 1 ½ Mark), der Sultan einen mindeſtens halb ſo groſsen Gehalt, und auch einzelne Prinzen werden von der Regierung beſoldet. Eine ihrem Gehalte faſt gleichkommende Summe ziehen die Fürſten auſserdem als Pachtzins oder auf andre Weiſe aus ihren Gründen und Gütern.

Jeder dieſer Fürſten lebt in ſeinem »Kraton« (Palaſtkomplex), beſtehend aus der eigentlichen Wohnung und Maſſen von Höfen mit oft 15 Fuſs dicken und 14 Fuſs hohen Mauern. Dem Fürſtenpalaſt gegenüber liegt die holländiſche Feſtung wie ein Schulmeiſterlein, das ſeine mitunter ungebärdigen Jungen im Zaum zu halten verſteht, die drohenden Kanonenmündungen, die die ganze Herrlichkeit in wenigen Stunden in Grund und Boden ſchieſsen können, auf das Palais gerichtet. Die gegenwärtigen Kratons ſtehen nun ſchon etwa 200 Jahre auf derſelben Stelle, obwohl die javaniſche Religion gebietet, ſie alle 100 Jahre an andre Plätze zu verlegen. Da jedoch die holländiſche Regierung, als von dieſer Transportierung die Rede war, mit Bedauern konſtatierte, ſie müſſe in dieſem Falle ihre Feſtungen ebenfalls verlegen, verloren die Hoheiten plötzlich alle Luſt zu der koſtſpieligen Ueberſiedlung.

Der Palaſt enthält nur ſehr wenig geſchloſſene Räume, ſondern meiſt groſse, innen prachtvoll dekorierte offene Säle ohne Wände, die auf Säulen aus den koſtbarſten Holzarten ruhen. Die Fuſsböden ſind aus Marmorflieſen, Möbel und Lampen leider gewöhnlich europäiſcher Herkunft. Ueberall ſtehen mächtige Meſſingſpucknäpfe von der Form und Gröſse europäiſcher Ofenvaſen, die dem leidigen Sirihkauen dienen, einer über ganz Java, bei hoch und niedrig, verbreiteten Nationalſitte, die dem europäiſchen Tabakkauen entſpricht. Etwas Kalk, gemiſcht mit verſchiedenen Blattſorten, wird gekaut und dann in dieſe Näpfe geſpuckt. Mund und Zähne erhalten durch dieſe üble Angewohnheit ein entſetzliches Ausſehen, und der Atem bekommt einen geradezu widerlichen Geruch.

Von der Pracht, mit der die javaniſchen Fürſten ſich umgeben, will ich

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Blick auf die Reisfelder von Tjipannas bei Garoet

Königstiger

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

nicht jetzt, ſondern in den ſpäter folgenden Skizzen aus dem Leben an den Fürſtenhöfen des näheren berichten.

Ein eigentümliches und beſonders ins Auge fallendes Merkzeichen des Standes und der Würde bietet der Sonnenſchirm des Javaners, der »Pajong«, ein flacher, groſser Schirm mit einer oder mehreren Kugeln an der Spitze, deſſen Farben genau die Stellung des Beſitzers angeben. Iſt es ein Reſident oder Fürſt, ſo iſt der ganze Schirm ſamt Kugel innen und auſsen glänzend vergoldet, bei den Prinzen und Aſſiſtentreſidenten iſt er auch vergoldet, jedoch mit einem breiten weiſsen Band bemalt; weiter in abſteigender Rangfolge giebt es gelbe, grüne, rote, blaue und ſchwarze Schirme mit breiterem oder ſchmälerem Goldrand oder Farbenband ringsum. Dieſes ganze Pajongweſen wird überall, beſonders aber, wie wir ſpäter hören werden, in den Fürſtenländern ſtrenge eingehalten.

Das Reisen auf Java

Schwerlich kann dem Reiſenden gröſsere Gaſtfreundſchaft zu teil werden, als ſie ihm auf der Inſel Java geboten wird. Sei er nun bei Europäern oder Javanern zu Gaſt, überall wird er Mühe haben, das Haus ſeiner Gaſtfreunde wieder zu verlaſſen, und überall herrſcht dieſelbe Bereitwilligkeit und Freude, dem Fremden auf alle Art förderlich und gefällig zu ſein. Indeſſen thut man gut daran, falls man des Malayiſchen nicht mächtig iſt, mit einem Diener oder Führer zu reiſen. Holländiſch oder engliſch ſprechende Javaner, die ſich als Cicerone engagieren laſſen, ſind in vielen Städten zu haben.

Eine Eiſenbahnlinie mit verſchiedenen Seitenbahnen durchzieht heute ganz Java. Auch an andern Verkehrsmitteln iſt kein Mangel. Wägelchen und Pferde ſind überall zu mieten, wobei allerdings die Gulden ziemlich reichlich flieſsen müſſen; der Tragſtuhl iſt ein fleiſsig benutztes Transportmittel, und endlich bietet die Schiffahrt zwiſchen den Küſtenſtädten dem Reiſenden eine bequeme und angenehme Verbindung.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Das Rampokfest in Blitar

In früheren Zeiten gab es nur ſehr wenige Orte auf Java, an denen bei gröſseren Feſtlichkeiten, wie zum Beiſpiel dem javaniſchen Neujahr, nicht die Rampokfeier begangen wurde; allmählich jedoch iſt es der holländiſchen Regierung gelungen, dieſe Art Sport teilweiſe abzuſchaffen und ihn nur auf jene Gegenden zu beſchränken, wo man ſozuſagen genötigt war, alle Mittel gutzuheiſsen, um gegen die Tauſende von Tigern und Panthern, die die Gegend unſicher machten, aufzutreten: nämlich auf die Gegenden um Blitar und Kediri.

Nimmt man das erſte beſte Reiſebuch zur Hand, ſo erfährt man daraus, daſs die Bevölkerung dieſer Landſtriche ſich um ſechs Uhr abends in ihre Hütten einſchlieſst und in der Dunkelheit niemals ohne Fackeln ausgeht. Dem Fremden wird empfohlen, ſtets bewaffnet zu ſein, um ſich eines Anfalls der wilden Beſtien, die insbeſondere nach langer Trockenheit nicht nur Fuſsgänger, ſondern auch Reiter und Pferde anfallen, im Notfalle erwehren zu können.

In dieſen Gegenden hat denn der Reiſende auch Gelegenheit, den intereſſanten und ſpannenden Metzeleien — denn Kampf iſt ein allzu edler Begriff für ein ſo ungleiches Spiel — des Rampokfeſtes anzuwohnen.

Es war im Februar 1897 — ich befand mich eben auf der Reiſe nach Malang — als ich im Eiſenbahncoupé die Bekanntſchaft eines Pflanzers aus jenen Gegenden machte, der mir erzählte, daſs in wenigen Tagen in Blitar und Kediri das Rampokfeſt gefeiert werden ſollte. Ich änderte meinen Reiſeplan in der Weiſe, daſs ich zwei Tage vor der groſsen Feſtlichkeit in Kediri ankam.

Auf dem maleriſchen Alon-Alon (dem Hauptplatz der Stadt) waren Maſſen von Leuten damit beſchäftigt, rings um drei Seiten des Platzes groſse Tribünen aus Bambus aufzuführen. In unmittelbarer Nähe waren bereits zwölf ſchöne Exemplare von Panthern und Jaguaren in primitiven, aber ſoliden Käfigen inſtalliert. Allerdings waren es meiſt kleinere Tiere, während der groſse Käfig für den Königstiger noch leer ſtand und aller Vorausſicht nach diesmal auch kaum auf einen Bewohner rechnen konnte. In früheren Jahren hatte man ſich die Mitwirkung dieſes, ja ſogar mehrerer dieſer Hauptakteure an der groſsen Vorführung in der Weiſe zu ſichern gewuſst, daſs man für Fang und Einlieferung von Tigern eine hübſche Geldſumme ausſetzte; nun aber war dieſe Herrlichkeit

Indira Gandhi National Centre for the Arts

vorbei, die Prämie abgeſchafft, und kein Javaner ſah ſich mehr bewogen, Leib und Leben dem Regenten zuliebe zu riskieren, der ja, wenn es ihm darum zu thun war, ein wenig den Beutel aufthun mochte. Immerhin gab es ein Mittel für den Regenten und noch dazu das allereinfachſte, um ſeine Unterthanen zu reizen und anzuſpornen — nämlich der Hinweis darauf, daſs »die« in der Nachbarſtadt einen Tiger hätten. Dann wurden die Fallen aufs beſte geſtellt, und gewöhnlich ſchon am nächſten Tage brachte man einen Gefangenen zur Stelle.

Indeſſen, wie geſagt, in Kediri ſtand der Käfig des Königstigers diesmal leer, und nicht anders ging es mir, als ich, auf beſſere Chancen hoffend, nach Blitar kam.

Freilich, prächtige Exemplare waren es ja, die hier ihrer Hinrichtung entgegengehen ſollten: ein ſchöner Panther und drei ſelten groſse Jaguare, alle eben erſt aus dem Walde angelangt und ſicherlich nicht ſehr zufrieden mit den vier Quadratellen, die jedem von ihnen als letzte Sommervilleggiatur angewieſen waren. Ein etwas gröſserer Käfig ſtand leer, und mit Bedauern erfuhr ich, daſs ein groſses Prachtexemplar eines Königstigers, der drei Tagereiſen von hier gefangen und von 25 Kulis hierhergebracht worden war, einige Stunden vor ſeiner Ankunft infolge des ungewohnten Transportes und des Mangels an Nahrung und Getränk verendet war. Nun war allerdings die Chance, daſs der Regent ſich um ein andres Exemplar kümmern würde, eine ſehr geringe, und ich hätte doch ſo gern einmal einen Königstiger in Freiheit geſehen! Nun, ich muſste mich tröſten! Fünf Käfige waren ja doch gefüllt, und wie es hieſs, ſollte im Laufe des Tages noch ein Jaguar dazu kommen.

Am nächſten Tage ſollte das Feſt ſtattfinden. Ich hatte bereits telegraphiſch ein Zimmer im Hotel beſtellt, aber nur durch einen glücklichen Zufall, die unvermutete Abſage eines Hotelgaſtes, eines erhalten. Lange Zeit vorher war ſchon alles vergeben; jeder Winkel des Hotels iſt beſetzt, und ſogar die Veranda durch Wände aus geflochtenem Bambus in proviſoriſche Schlafzimmer geteilt, die oft vier bis fünf Perſonen zum Aufenthalt dienen. Die groſsen Tage des Gaſtwirtes ſind gekommen!

Neben dem gleich beim Bahnhof liegenden Hotel iſt ein kleines Orcheſter von zwölf Mann mit groſsen Inſtrumenten poſtiert, und das bekannte »The man, who broke the bank of Monte Carlo« begrüſst die aus dem Extrazug auf den Perron ſtrömenden Gäſte. Die elektriſierende Melodie ſteigert die fröhliche Laune der Ankömmlinge, und während der liebenswürdige Hotelier ſeine Gäſte in ihre Behauſungen geleitet, zerſtreuen ſich die Tauſende von Javanern, die aus allen

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Gegenden herbeigeſtrömt ſind, über alle Straſsen und Wege. Kurz darauf fährt ein Zug aus der entgegengeſetzten Richtung ein, und nun herrſcht Leben und Bewegung in dem ſonſt ſo friedlichen Blitar.

Während ſich die meiſten der Herren (denn dieſe ſind in abſoluter Majorität) in Gala werfen, um ſich zum Empfange beim Reſidenten zu begeben, ſuche ich den Schauplatz der das vieltägige javaniſche Neujahrsfeſt beſchlieſsenden Tierſpiele auf.

Der Alon-Alon, ein von prächtigen alten Waringinbäumen umgebener Platz von noch gröſserer Ausdehnung als der in Kediri, zeigt auf ſeiner einen Hälfte eine Reihe der verſchiedenſten Verkaufsbuden, bei denen der Javaner ſich gütlich thun kann, während die drei Seiten der andern Hälfte von hohen, in naivſter Weiſe mit Blumen und Palmblättern geſchmückten Bambustribünen umgeben ſind. Eine Tribüne mit abgeteilter Loge für den Reſidenten und die Damen iſt für die höher geſtellten Europäer beſtimmt, eine zweite für die im Range tiefer Stehenden und für diejenigen, die ihre Geſichtsfarbe partout — leider jedoch umſonſt — für einen gebräunten Europäerteint ausgeben möchten, nämlich die Indoeuropäer. Alle die übrigen Tribünen gehören den Unternehmern, die von jedem Liebhaber, der ſich von circa 7 Ellen Höhe aus die Herrlichkeit anſchauen will, einen andern Preis fordern.

Die Tribüne der Europäer liegt ungünſtig gegen das Licht, und ich wähle daher eine andre gerade vor der mohammedaniſchen Moſchee. Nach einigem Bedenken erklettere ich eine kleine Bambusſtiege, die ſonſt für höchſtens hundert Pfund Belaſtung berechnet wäre, und nehme mir einen nobeln Platz für einen Gulden. Stühle oder Bänke giebt es nicht, da die Javaner entweder ſtehen oder auf den runden Bambusrohren, aus denen der Boden der ganzen Tribüne beſteht, ſitzen. Der kleine Malerſeſſel iſt meine Rettung. Von hier aus genieſse ich einen prächtigen Ueberblick. Links von mir iſt die Tribüne der Europäer und gerade davor die Reihe der an groſse Särge erinnernden Holzkäfige.

Zu Hunderten ſtrömt das Volk von allen Seiten zu, obwohl das Tierſpiel erſt um elf Uhr beginnen ſoll.

Jetzt iſt es eben neun, und ſchon reitet eine Eskorte vornehmer Javaner in Gala mit kleinen holländiſchen Fähnchen quer über die Ebene nach dem Hauſe des Reſidenten, um ihn nebſt den daſelbſt verſammelten Europäern zu einem Beſuche bei dem eingeborenen Regenten einzuladen. Nach erledigtem Auftrage ziehen ſie wieder ab, und bald erſcheinen einige Vorreiter mit der von dem goldenen Schirm überſpannten Equipage des Reſidenten, der ſich die ganze Wagenreihe der europäiſchen Herren anſchlieſst.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Während dieſe Cour ſtattfindet, ſammeln ſich Tauſende von Javanern auf dem Platze, alle im höchſten Staat, die Weiber glänzend von eingeriebenem feinen Oel, koſtbarem Schmuck und farbiger Seide. Die Frauen beſetzen die Tribünen, während die jungen Männer gröſstenteils auf dem Platze ſtehen bleiben.

Tempelruine Sewu, unmittelbar bei der Tempelruine Prambahnan auf Java

Die meiſten Männer tragen etwa 6 Ellen lange Lanzen, deren oberſter Teil bei vielen mit der Haut eines von dieſer Lanze erlegten wilden Tieres überzogen iſt, während die Spitze in einem Holzgehäuſe ſteckt. Die vielen tauſend Lampen im Verein mit den bunten Kopftüchern und Trachten bieten in dem ſtrahlenden

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Sonnenglanz ein geradezu blendendes Bild. Nun teilt ſich die ſummende Menge, um eine unter vergoldeten Sonnenſchirmen einherwandelnde groſse Prozeſſion vornehmer Araber und Oberprieſter in Galatracht mit groſsen Turbanen vorbeizulaſſen. Kaum hat dieſe Prozeſſion die Moſchee erreicht, als ein koloſſaler Wagen in Form eines Ungeheuers auffährt, gefolgt von dem ſeltſamſten Aufzug. Es iſt eine höchſt bizarre Schauſtellung der verſchiedenſten Dekorationsgegenſtände: Wagen in den undenkbarſten Formen, ſtattliche Pyramiden aus den verſchiedenſten Früchten und Backwerken, Miniaturhäuſer, auf deren Dächern lebende Aeffchen in Menſchenkleidung hocken, während im Innenraum lebende Tauben mit violettem Gefieder umherhüpfen — kurz eine Menge der verrückteſten Dinge, die jedoch eine Ueppigkeit der Phantaſie verraten, die den Neid eines Malers zu wecken im ſtande wäre. Und je närriſcher die Dinge ſind, die da zum Vorſchein kommen, deſto gröſser iſt der Jubel des Volkes.

Eine groſse Menge vornehmer Javaner in ihrem ſteifſten Staat begleitet gravitätiſch, mit unnachahmlicher Würde unter ihren goldenen Schirmen daherſtolzierend, die ganze Herrlichkeit. Und wie dies Schauſpiel ſich von meinem Platze aus präſentiert — dies Meer von Lanzen, Wagen, goldenen Pajongs und von wohl 15—20000 buntgekleideten Menſchen, alles ſummend und rauſchend vor Geſchäftigkeit, dazu die glühende Sonne, die prächtigen alten Bäume im Hintergrund —, ſo iſt es das konzentrierteſte Bild javaniſchen Volkslebens, das impoſanteſte, das ſich nur denken läſst.

Nach und nach bilden die Reihen der Lanzenträger, etwa 4000 an der Zahl, ein groſses Quadrat. Die Menge weicht auseinander und macht einem von Gold und Federn ſtrahlenden, etwa vierzigjährigen Reiter Platz, dem Regenten ſelbſt. Er ſitzt auf einem ſchönen, kohlſchwarzen Roſſe, und über ihm wölbt ſich der mächtige goldene Pajong. Seine Begleiter, ungefähr 50 ganz gleich gekleidete Männer, tragen die echt javaniſche Tracht und vergoldete Lanzen. Grüſsend, nickend und ununterbrochen geſtikulierend und kommandierend reitet der Regent vorbei. Er trägt eine Art dreikantigen Napoleonhuts mit in den Nacken hängenden groſsen Straufsfedern und einen ſchwarzen Rock mit koſtbaren Goldſtickereien, goldenen Sarong und Sattel. Dann kommen wieder Vorreiter mit Flaggen, und die Muſik fällt mit der Nationalhymne ein. Die Uhr ſchlägt elf!

Die Menge gruppiert ſich aufsen um die vier lanzentragenden Reihen, die, wie ſchon geſagt, ein Quadrat gebildet haben. Die Tribünen ſind ſo beſetzt, daſs kein Zoll breit unbenutzt iſt; in allen Bäumen, an allen Zweigen liegen und hängen javaniſche Kinder zu Tauſenden, und auf dem Wege, den ſoeben die

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Neujahrsprozeſſion in Surakarta

(Der Soefoehoenan begiebt ſich mit dem Reſidenten, den Prinzen und dem Gefolge vor den Palaſt, um Gaben an Arme zu verteilen)

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

letzten Equipagen paſſierten, iſt in ein paar Sekunden die eigentümlichſte Tribüne errichtet, die ich je geſehen.

Hunderte von Javanern haben ſelbſt Tribünen mitgebracht, beſtehend aus drei Bambusſtangen, die wie eine Staffelei durch Querſtangen zuſammengehalten ſind. Kleine Staffeleien von zehn Fuſs Höhe werden vorn aufgeſtellt, dann immer gröſsere und gröſsere bis zu dem wohl vierzig Fuſs hohen Dreibein ganz rückwärts. Längs des ganzen Weges ſteht am Fuſse jedes Gerüſtes der Eigentümer, ſeinen Preis ausrufend: Zwei Cents! Drei Cents! Vier Cents — und während er die Kupfermünzen einkaſſiert, klettern die Glücklichen, die den ganzen oder halben Gulden für das Tribünenentree nicht aufbringen konnten, auf die Staffeleien hinauf. — Sage nun einer, daſs der Javaner nicht praktiſch ſei!

In wenigen Minuten iſt auch die vierte Seite des Platzes geſchloſſen und zwar von der allerhöchſten lebenden Mauer, aber es iſt nun auch hohe Zeit.

Das Orcheſter bei der Tribüne intoniert jetzt die javaniſche Nationalmelodie, während Reiter umherſprengen, um die Doppelreihe der Lanzenträger zu inſpizieren.

Ein Chineſe marſchiert — naſeweis wie immer — über ein Stück des eingefriedeten Platzes, und während ein dröhnender Zuruf ihn verhöhnt, wünſcht vielleicht manch einer im ſtillen, der erſte der Käfige möge aufgeſchloſſen werden und er eine kleine Erinnerung an ſeine Frechheit davontragen.

Bei dem erſten Käfige ſtehen ſechs von Kopf bis Fuſs in ſchreiendes Grün gekleidete Männer, die Henker. Sie haben lange Stricke an den beiden verſchiebbaren Seiten des Käfigs befeſtigt und harren des Zeichens zum Anfang. Nun ertönt das Signal; jedes Auge iſt geſpannt auf die Käfige gerichtet. Drei Männer ergreifen das Ende des einen, die drei andern das des andern Strickes und retirieren nun in gleichmäſsigem Lauf nach entgegengeſetzter Richtung, bis ſie die Linie der Lanzen erreichen, die alle ſenkrecht gegen die Erde gerichtet ſind. Weiter reichen auch die Strickenden nicht, und während die Männer zwiſchen den Lanzen verſchwinden, offenbaren die gleich Schiebethüren auseinandergeglittenen Wände des Käfigs ein Schauſpiel, das von einem dröhnenden Ruf der Zuſchauerſcharen begrüſst wird. Der prächtige Panther, den wir geſtern in ſeinem Gewahrſam bewunderten, ſitzt darin. Nur herausſpaziert, mein Burſche! Du biſt frei, hörſt du, vollkommen frei! Aber ſiehe da, er hat nun gar keine Luſt, ſeine Glieder zu regen! Erſchreckt ſtarrt er zur Rechten und zur Linken, halb geblendet von dem glühenden Sonnenlicht, faucht, zeigt unausgeſetzt ſein prächtiges Gebiſs, ohne ſich jedoch von der einen Schmalwand

Indira Gandhi National Centre for the Arts

ſeines Käfigs, wo er zuſammengekauert ſitzt, hinwegzurühren. In dem Zuſchauerkreiſe drauſsen iſt man gleich mit ein paar groſsen Früchten bei der Hand, die man ihm raſch hineinſendet, und an einem Stein wird ein Feuerwerk angezündet, das aber nicht explodiert; es iſt aber auch nicht mehr nötig, denn auf einmal ſcheint der Teufel in das Tier gefahren — eins, zwei, drei — iſt es aus dem Käfig und jagt in groſsen Sätzen gerade in unſrer Richtung über den Platz. Wohl drei bis vier Ellen vor den grimmigen Eiſenſpitzen, die ihm nun entgegenſtarren, macht es Halt, als bemerke es die gefährliche Umzäunung erſt jetzt, biegt ein wenig ab, ſetzt in langen Sprüngen die Reihe entlang und verſucht endlich an einer Stelle, wo es ein Schlupfloch zu entdecken vermeint, einen Ausfall. In derſelben Sekunde bohren ſich 20 bis 40 Lanzenſpitzen in ſeinen Körper. Mit auf einer Seite heraushängenden Eingeweiden rafft ſich der Getroffene nochmals auf, wankt einige Schritte weiter und ſinkt dann um, während abermals eine Unzahl Lanzen das ſterbende Tier zerfleiſcht. Noch jetzt dreht es den wilden Rachen ſeinen erbarmungsloſen Feinden zu, dann ſinkt es ganz zuſammen und iſt tot. Ein javaniſcher Beamter mit gezogenem Säbel eilt herbei, zum Zeichen, daſs niemand mehr auf das Tier losſtechen darf. Ein einziger — vielleicht einer, der noch eine Extraabrechnung mit dem Gefallenen zu halten, wohl gar den Verluſt eines Angehörigen an ihm zu rächen hat — ſtürzt mit wilden Mienen auf das tote Tier los und bohrt ihm ſeine Lanze in den Leib. Der kräftige Schlag einer flachen Klinge über ſeinen Rücken lohnt ihm dieſe Edelthat.

Die Henker treten wieder hinzu, packen den Kadaver bei den Ohren und dem Schweife und ſchleppen ihn in geſtrecktem Lauf über den Platz hin. Unter der Tribüne ſteht eine groſse Kiſte, in die ſie ihn werfen; das koſtbare Fell iſt ja doch ruiniert.

Nun geht es an den Käfig Nr. 2. Die Stricke werden befeſtigt, und ſogleich ertönt das Signal: Los! Diesmal aber wird mit ſolcher Kraft angezogen, daſs der ganze Oberteil des Käfigs zuſammenfällt juſt auf den Rücken des . . . — ein donnerndes, tauſendſtimmiges Oh! und Ah! bricht los — auf den Rücken des prachtvollen Königstigers, der, von dem fallenden Holzdeckel berührt, augenblicklich in langen, eigentümlich plumpen Sprüngen herausſetzt. Den Kopf mit dem offenen Rachen geradeaus vor ſich hin gerichtet, kommt er auf unſre Tribüne zu. Zehn Schritte vor den Lanzenſpitzen bleibt er ſtehen, und es hat den Anſchein, als wollte er zu einem Sprunge anſetzen, dann aber wendet er ſich links, läuft die Reihe entlang und biegt dann wieder ab. Plötzlich jedoch ſcheint ſein Gebaren den Argwohn zu erregen, daſs er mit einem Sprunge die ſtarrende

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Mauer von Waffen zu überſetzen beabſichtige; denn mit einem Male ſehe ich eine Menge von Lanzenſpitzen auf einen Punkt ſeines Körpers gerichtet. Einen Augenblick, und das prächtige Tier iſt verendet.

Nachdem auch dieſer Leichnam entfernt worden, kommt die Reihe an die drei groſsen Jaguare. Der erſte von ihnen ſpringt direkt auf die Lanzen los und ſetzt dann trotz ſeiner ſchweren Verletzungen quer über den Platz. Auf halbem Wege ſcheinen ihn die Kräfte zu verlaſſen — wohl nicht nur infolge der erlittenen Wunden, ſondern auch des raſchwirkenden Giftes, mit dem, wie es heiſst, viele Waffen getränkt ſind —, und er taumelt wie berauſcht gegen einen der Käfige. Aber noch einmal ſammelt er ſeine Kräfte und erreicht in wankenden Sprüngen die entgegengeſetzte Seite, um hier unter den blutdürſtigen Eiſenſpitzen ſein Leben zu laſſen.

Alle fünf Opfer — und, wie man mir erzählt, faſt alle bei dieſen Gelegenheiten vorgeführten Tiere — wandten ſich nach derſelben Seite und zwar nach der, wo unſre Tribüne ſtand, obgleich ihre natürliche Richtung, bedingt durch ihre Lage im Käfig, eigentlich die entgegengeſetzte geweſen wäre. Vielleicht iſt dies dem Umſtande zuzuſchreiben, daſs nach jener Seite die Bäume, die den Hintergrund bilden, minder dicht ſtehen und einer Flucht günſtiger ſcheinen; wahrſcheinlicher iſt jedoch wohl, daſs der Stand der Sonne hier die Hauptrolle ſpielt.

Nicht immer trifft es ſich ſo, daſs die als Opfer beſtimmten Tiere auf dem Schauplatze ſelbſt verenden. So gelang es in der Nachbarſtadt zweien der Beſtien, durch die Reihen der Lanzenträger zu entſchlüpfen und ſich für eine kurze Friſt auf die Bäume zu retten. Es ſoll in dieſem Fall — auf den auch ich im geheimen hoffte — ein ungemein komiſcher Anblick ſein, wie die Maſſen von Javanerkindern, die in den Baumwipfeln ihr Lager aufgeſchlagen haben, ſich wie reife Früchte platt auf die Erde niederfallen laſſen, während die Beſtie, ſich wohl hütend, ihnen zu folgen, ängſtlich auf dem Baume kauert, bis ein paar wohlgezielte Schüſſe ihrem Leben ein Ende machen.

Recht oft läuft die Vorſtellung in programmwidriger Weiſe ab, ſo zum Beiſpiel vor zwei Jahren, als der Königstiger ausriſs und in eine naheliegende Villa flüchtete, in deren Küche er niedergeſchoſſen wurde. Lebensgefahr iſt hierbei immer vorhanden, und mehrere Male hat es ſich zugetragen, daſs ein Jaguar auf eine Bambustribüne hinaufſprang und hier niedergeſchoſſen werden muſste, nachdem die Tribüne auf das eiligſte geräumt worden. Man ſollte dies beim Anblick der dichten Waffenreihen kaum für möglich halten; allein dieſe Tiere ſind eben ungemein ſchlau, und während es den Anſchein hat, als wollten

Indira Gandhi National Centre for the Arts

ſie unter den Lanzen durchſchlüpfen und dieſe ſich demnach zur Erde richten, ſetzen ſie in einem verwegenen Sprung über die Köpfe der enttäuſchten Kriegsleute hinweg.

Diesmal aber ging leider alles ſeinen regelrechten Gang, und nachdem das Blut etwas zur Ruhe gekommen, begannen die gewaltigen Volksmaſſen ſich zu verſchieben und allmählich über die Stadt zu zerſtreuen. Ich kam glücklich die Hühnerſteige hinab und eilte in das Hotel, um einzupacken und meine Reiſe fortzuſetzen. Aber noch lange Zeit begleitete mich das Bild des prächtigen Königstigers, wie er in majeſtätiſcher Freiheit unſrer Tribüne entgegenſtürmte.

Waſſerfall Toentang nahe bei Salatiga (Java)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Das Leben am Hofe

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Eine Festskizze aus Djokjakartas Sultanat

Im allgemeinen wird der Javareiſende, der insbeſondere von einem ſtarken und tiefen Intereſſe für das nationale Gepräge der fremden Städte und Länder erfüllt iſt, hier nicht oft auf ſeine Rechnung kommen. Einerſeits iſt die Miſchung von Malayen, Hindus und vielen andern Völkerſtämmen allzuſtark, um dem Hervortreten der nationalen javaniſchen Eigenart günſtig zu ſein, andrerſeits macht ſich der wenig angenehme, insbeſondere pekuniäre Einfluſs der Chineſen geltend, der allen Straſsen und Gebäuden und dem geſamten Volksleben ſeinen unbehaglichen Stempel aufprägt. Allerdings iſt es dieſen wichtigen Faktoren noch nicht vollſtändig gelungen, das einheimiſche Volksleben zu unterdrücken; noch giebt es in einzelnen Teilen des Landes Gelegenheit, das echt javaniſche Leben kennen zu lernen; noch führen die ziemlich unbemittelten javaniſchen Hoheiten eine genügend ruhige und unberührte Exiſtenz, um die althergebrachten Nationalgebräuche in keiner Weiſe zu beeinträchtigen und zu gefährden. Will man jedoch das javaniſche Volksleben in ſeiner reinſten und urſprünglichſten Form beobachten, ſo gehe man nach Djokja, Djokjakarta oder wie es am richtigſten heiſst Nja-Djokjakarta. Hier und in dem angrenzenden Reiche Solo und Umgebung wird man vollauf finden, was man ſucht.

Schon in ziemlicher Entfernung von Djokja, das auf dem Wege von Batavia hierher vor Solo liegt, beginnen Tracht, Kopfbekleidung und Typus ein beſtimmtes nationales Gepräge anzunehmen. Auf den Bahnhöfen ſtehen originelle, mit Chic gekleidete Zollbeamte und Polizeimänner, und verläſst man erſt Djokjas Perron, um ſich in die Stadt zu begeben, ſo wimmelt es daſelbſt von einer Unzahl wichtigthuender, breitnaſiger, dem Ausſehen nach meiſtens ungefähr zwanzigjähriger Burſche in allen möglichen Trachten und Farben, alle augenſcheinlich befliſſen, ihrer Umgebung durch graziöſen Gang und vornehmes Auftreten zu imponieren. Laſſe dich nicht düpieren, lieber Reiſender! Nur allzuoft iſt dieſer Glanz nicht echt, und unter dem eleganten Don Juan, der die Naſe vornehm in der Luft trägt, verbirgt ſich ein Kellner aus dem naheliegenden Hotel,

Indira Gandhi National Centre for the Arts

der ſich nur als javaniſcher Edelmann verſucht. Lerne erſt den javaniſchen Typus gründlich kennen, und du wirſt ſo ziemlich die Spreu vom Weizen zu ſondern wiſſen.

Bietet auch die bunte Mannigfaltigkeit der Straſse Unterhaltung und Gelegenheit zu Volksſtudien in Maſſe, ſo leſe ich dir doch den Wunſch ab, vor allem ein wenig in den intereſſanten Palaſt (Kraton) des Sultans einzudringen. Die Erfüllung dieſes Wunſches iſt durchaus nicht mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden. Es handelt ſich nur darum, dem betreffenden holländiſchen Regierungsrepräſentanten, dem »Reſidenten«, der übrigens, nebenbei bemerkt, in neun unter zehn Fällen ein zuvorkommender, humaner Mann iſt, einen Beſuch abzuſtatten und bei dieſer Gelegenheit einen möglichſt triftig erſcheinenden Grund für das vorgebrachte Anſuchen vorzubringen. Der Reſident vermittelt die Erlaubnis dem kommandierenden Rittmeiſter der Ehrendragoner des Palaſtes — gegenwärtig einem ſchon ſeit vielen Jahren dieſe Stelle bekleidenden und ungemein beliebten alten Rittmeiſter Namens Cohn. Wünſcht man den Sultan perſönlich zu begrüſsen, ſo muſs die Audienzzeit von dieſem erſt beſtimmt werden. Als Toilette für den Beſuch in den Mauern des Kraton iſt einzig und ausſchlieſslich ſchwarzer Rock oder Uniform vorgeſchrieben; dieſelbe Toilette iſt bei jeder andern feſtlichen Gelegenheit, der Seine Hoheit beiwohnt, anzulegen — deren es übrigens jährlich nur ſehr wenige giebt, dank dem keineswegs geringen Apparat, den das Erſcheinen des Herrſchers vor ſeinem Volke mit all dem dazu gehörigen Pomp und Prunk unbedingt erforderlich macht.

Auſser den beiden groſsen Feſten, die jährlich bei dem Sultan veranſtaltet werden, dürfte der aus Anlaſs des Geburtstages Ihrer Majeſtät der Königin der Niederlande beim Reſidenten ſtattfindende groſse Ball den beſten und erſchöpfendſten Einblick in das Hofleben in Djokja gewähren. Bei dieſer Gelegenheit erſcheint der geſamte männliche Hof, der Sultan und ſein Gefolge in Oberſt-, Major- und Generalsuniformen, die ihnen von der holländiſchen Regierung zu tragen geſtattet iſt, aber deſſenungeachtet nicht ohne das unvermeidliche Kopftuch, das, von dem Javaner unzertrennlich wie der Zopf von dem Chineſen, ſchelmiſch unter dem Offiziershelm hervorguckt.

Haſt du dir nun, lieber Reiſender, mit mehr oder minder Berechtigung die groſse gedruckte Einladung des hohen Reſidenten verſchafft (letzterer iſt ja nicht zu verwechſeln mit dem viel unbedeutenderen Beamten desſelben Namens an den nicht fürſtlichen Reſidenzplätzen), ſo verfügſt du dich höflichkeitshalber am Vormittag des groſsen Feſttages um zehn Uhr zur Cour in den Palaſt des Reſidenten. Der wohl faſt einzigſtehende, intereſſante Park davor iſt reich geſchmückt mit

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Javaniſcher Prinz von Djokjakarta

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

prächtigen antiken Skulpturen und Götterbildern, die in der eigenartigen Beleuchtung des ſtrahlenden Sonnenlichtes und des tiefen Schattens uralter Bäume einen überwältigend ſchönen Geſamteindruck hervorbringen.

Präzis um zehn Uhr — die meiſten Gäſte kommen einige Minuten früher — erſcheint der Kronprinz, Prinz Pakun Alon, und die höchſten javaniſchen Fürſten in flotten vierſpännigen Equipagen und wie bei dem folgenden Abendfeſte in holländiſche Gala-Uniformen gekleidet. Es folgen die Honoratioren des Himmliſchen Reiches in ihren koſtbaren Mandarintrachten und die erſte arabiſche Hoheit; ſelbſtverſtändlich ſind alle holländiſch-indiſchen Offiziere anweſend, und in wenigen Minuten iſt auf der geräumigen Veranda und in dem Vorſaal eine bunte und ſtattliche Geſellſchaft verſammelt. Die Thüren zu einem hohen Saale werden geöffnet, und vor einem geſchmackvollen Thron mit hohem Seſſel ſteht des Reiches Repräſentant, der Reſident, in golddurchwirkter Uniform, bereit, die Ihrer Majeſtät darzubringenden Wünſche und Huldigungen zu empfangen. Es folgt eine kurze Rede des Oberſten der Miliz Djokjas und des nächſthöchſten Beamten, des in reicher ſilbergeſtickter Uniform erſchienenen Aſſiſtent-Reſidenten, der im Namen der javaniſchen Fürſten ſpricht. Nachdem der Reſident die Glückwünſche der Verſammlung auf telegraphiſchem Wege Seiner Excellenz dem Generalgouverneur zur Unterbreitung an Ihre Majeſtät die Regentin zu vermitteln verſprochen hat, wechſelt er einige Worte mit mehreren der anweſenden Gäſte, und die Feierlichkeit iſt zu Ende, um nach ſieben Stunden in denſelben Räumen wieder ihren Anfang zu nehmen, nun aber in einer weit glänzenderen und impoſanteren Form.

Die Einladung lautet auf ſechs Uhr zu Souper und Ball, und viele Stunden zuvor iſt es in weitem Umkreis des Reſidentenpalaſtes und auf allen Wegen, die der kaiſerliche Zug paſſieren muſs, ſchwarz von Menſchen. Für den Djokja-Javaner iſt dies Feſt ein Ereignis, und macht der Fremde in ſeinem Hotel nicht Anſtalten, an dem Rummel teilzunehmen, ſo verabſäumt der dienſtbereite, aber etwas naſeweiſe Kellner nicht, ihn in Kenntnis zu ſetzen, daſs es nur noch eine Stunde ſei, bis der Kaiſer den Kraton verlaſſe. Bald donnert eine Salve Kanonenſchüſſe über die Stadt, und ſchon etwas vor ſechs Uhr fahren in langen Reihen etwa 400 Kutſcher vor dem Reſidenzpalaſte auf, auf deſſen oberſter Treppenſtufe der Reſident mit ſeiner Gemahlin die Honneurs macht und den Ankommenden die Hand reicht, wobei er mit geradezu verblüffender Gedächtniskunſt jeden einzelnen mit Namen begrüſst, ſogar uns, die wir ihm doch vormittags zum erſtenmal vorgeſtellt worden waren.

Etwas vor ſechs Uhr erſcheint der Vortrupp des mächtigen kaiſerlichen

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Gefolges, das bei dieſer Gelegenheit mehrere tauſend Köpfe zählt, ein bunter, eigenartiger Zug in den unglaublichſten Variationen und Kombinationen: mehr oder minder nackte kaiſerliche Soldaten, Banner- und Fahnenträger, Reiter und Fuſsvolk — darunter ein Bataillon Soldaten mit langen Lanzen in den gelbbemalten Händen, die langen nackten Arme und Beine mit einer lichtgelben Kreidefarbe beſtrichen, mit bunten Tüchern und Gürteln und roten, mit groſsen künſtlichen Blumen geſchmückten Trebellihüten auf den weiſsen Allongeperücken —, ein Muſikkorps mit indiſchen und europäiſchen Inſtrumenten, mitten darin zwei prächtige groſse Elefanten — kurz ein Schauſpiel, das, von den ſeltenen Rieſenbäumen wie von einem eigentümlichen tropfſteinartigen Dache überwölbt und von dem Jubeln und Schreien der Zuſchauermenge belebt, einen äuſserſt originellen Eindruck macht. Es folgt eine Menge dienender Geiſter, die groſse, teils vergoldete Sonnenſchirme tragen — ein Anzeichen, daſs eine der gröſseren Hoheiten ſich naht. Von ſechs ſchwarzen geſchmückten Javaponies gezogen und von einer dichten ſchreienden Menſchenmenge begrüſst, ſchwankt eine karoſſenartige, halb vergoldete Kutſche mit dem Kronprinzen und einigen der höchſten Prinzen vorüber; eine andre ähnliche Kutſche hat eben den Reichskanzler gebracht, und es fehlt nur noch die Equipage des Sultans. Die meiſten andern kommen zu Fuſs, darunter eine Gruppe von etwa 150 kleineren javaniſchen Prinzen, Regenten und hohen Beamten aus der Umgebung, alle in ihrem nationalen Regentenkoſtüm, ſchwarzem Frack mit hohem uniformartigen goldgeſtickten Kragen, ebenſolchen Aufſchlägen und vielen kleinen Knöpfen. Der Frack ſteht vorn offen, ſo daſs die mit goldenen Ketten behängte weiſse Hemdbruſt zu ſehen iſt, um den Leib den nationalen Sarong und rückwärts das wertvolle Kris, die von ihnen unzertrennliche Waffe. Das Haar iſt ſtraff mit einem braun und weiſsen Kopftuch hinaufgezogen oder, wie man es an alten Perücken ſieht, in einem kurzen ſteifen Schopfe aufgerollt. Auf dem Kopf befindet ſich eine etwa zehn Zoll hohe, etwas ſpitz zulaufende ſchwarze Pappröhre mit Goldpapierſtreifen. Die Füſse ſind, wie bei allen Javanern, auſser denjenigen, die holländiſche Uniform tragen, nackt.

Der ganze Zug hat ſich bereits im Palaſt verſammelt, um den Sultan zu empfangen. Aber immer noch treffen neue Eskorten ein. Jetzt nähert ſich ein langer Zug blutrot gekleideter henkerähnlicher Javaner, die das groſse nationale Gamelangſpiel tragen, hierauf wieder eine Unzahl Regenten und Hoheiten und Diener mit Sirihſilbergefäſsen, Spucknäpfen, Geldkaſſen und goldenen Sonnenſchirmen; und endlich — eben während die Sonne im Sinken iſt — die beſondere Leibgarde des Sultans, die mit Schilden und Degen, gelb bemalt und wo möglich noch verrückter ausſtaffiert als alle die andern, im Tanzſchritt daherhüpft; abermals

Indira Gandhi National Centre for the Arts

»Waterkaftel«
bei Djokjakarta
(Java)

Ruine eines
alten Badeplatzes

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Maſſen von ganz vergoldeten rieſigen Sonnenſchirmen, ein Zug mit den heiligen Waffen des Sultans, und zu guter Letzt die ſtattliche Goldkaroſſe ſelbſt, von acht ſchönen, reich geſchmückten Schimmeln gezogen, die von acht roten Lakaien geführt und von dem hohen Bock herab von einem europäiſchen Kutſcher in rot und weiſser Galatracht gelenkt werden. Eine groſse Eskorte holländiſcher Kavallerie mit gezogenen Säbeln umgiebt die Karoſſe. Lauter Jubel begrüſst den alten Sultan in Generalsuniform, der, mit dem Reſident-Aſſiſtenten an ſeiner Seite, nun in den Garten des Palais einbiegt, und während das bezaubernde Schauſpiel von Gold und Farben, Uniformen, Reitern und antiken Statuen auf dem tiefgrünen Hintergrunde der Rieſenbäume das Auge des glücklichen Beſchauers faſt blendet, fällt die groſse Kapelle mit dem Ehrenmarſche ein, und dröhnender Kanonenſalut verkündet, daſs der Sultan den Regierungspalaſt betreten hat.

Der Moment, in dem der Sultan nun der Karoſſe entſteigt und unter dem goldenen Dach der groſsen Sonnenſchirme von dem Reſidenten empfangen wird, während die Kavallerie flotte Manöver ausführt und — wie eine Mauer vor dem bewegten Meere von Koſtümen, Muſikanten, Equipagen, Pulverdampf und Staub, das den ganzen Hintergrund bildet — die gleichgekleideten Regenten in ihren ſtiliſierten Stellungen ſitzen, ganz ähnlich all den antiken Götzenſtatuen, die allerorten aus den harmoniſchen Farbentönen der Gartenſcenerie emporragen, dieſer Moment iſt einer derjenigen, die uns vollauf einen Begriff von dem alten javaniſchen Glanz der Sultanenzeit zu geben vermögen, jener Zeit, ehe der Holländer ſein »Im Namen des Geſetzes« ſchwer auf die Schultern des alten deſpotiſchen Regimentes fallen lieſs. Zugleich iſt es aber auch ein Moment, in dem wir Fremden ſtill der holländiſchen Regierung für ihre milde Zuſtimmung zu dieſem prachtvoll ſchönen Gaukelſpiel danken, das ihren eigentlichen Gefangenen, den Sultan von Djokjakarta, mit den fürſtlichen Ehren eines mächtigen Potentaten umgiebt.

Auf dem Throne, der im Hintergrunde des jetzt hellerleuchteten Thronſaales ſteht, ſind zwei Stühle aufgeſtellt, und hierher lenkt der Sultan Arm in Arm mit dem Reſidenten ſeine Schritte. Hinter dem Sultan ſteht ein Page mit einem mächtigen Pfauenwedel, und vor ihm kniet ein adeliger Page, einen vergoldeten Schemel haltend, auf dem des Sultans Füſse ruhen.

Die anweſenden Damen haben ſich längs der Seiten des Saales plaziert, während die meiſten Herren auf der Veranda bleiben oder bei den vielen Saalthüren Platz nehmen, durch die nun wohl hundert Prinzen und Regenten hereinkribbeln und -krabbeln, um ſich mit gekreuzten Beinen gegenüber dem Sultan niederzulaſſen.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Vor dem Thron wird das grofse Gamelangſpiel aufgeſtellt, von etwa vierzig Muſikanten umgeben. Unmittelbar dabei ſitzen zwei alte Diener mit mächtigen goldenen Pajongs, die nicht entfernt werden dürfen, ſolange der Sultan in den Mauern des Hauſes weilt, und die Leibwache mit den alten javaniſchen Waffen. Vor den Regenten haben etwa zehn ältere Frauen mit einem grofsen Geſangbuch vor ſich auf dem Boden Platz genommen. Nachdem dies alles bereitet worden iſt, beginnt das Gamelangſpiel ſeine Muſik, die für unſer Ohr befremdend, aber doch mitunter von eigenartig ſchöner Klangwirkung iſt.

Aus einer der grofsen Seitenthüren treten nun geſpenſterhaft langſam die zwölf ſchönen Tänzerinnen (Bedojas), Prinzeſſinnen von edelſtem Geblüt, zwei zu zwei gegen die Mitte des Saales. Vor und hinter ihnen gehen vier ältere ehemalige Bedojas, die bei den Sängerinnen Platz nehmen und die Aufgabe haben, bei dem nun beginnenden Tanze ein Schmuckſtück, eine Nadel oder Blume, die eine der Tänzerinnen zufällig fallen läſst, den Bewegungen der letzteren leiſe und vorſichtig folgend, an ſeinem früheren Platze zu befeſtigen, ohne die Fortſetzung des Tanzes zu hindern. Schon aus dieſem durchaus nicht einfachen Manöver kann man erſehen, daſs der Tanz, der nun ſeinen Anfang nimmt, nichts mit den bekannten Luftſprüngen, die wir in Europa unter dem Namen Ballett verehren, zu thun hat — man denke ſich nur in unſern Opernhäuſern eine halbbekleidete ältere Frauensperſon, die die Sprünge der Balletteuſen verfolgt, um ihnen die verlorene Lotusblume wieder anzuheften!

Ich möchte bei dieſer Gelegenheit einige Bemerkungen über die »Schrimpis« und »Bedojas« einſchalten und hiermit eine der intereſſanteſten javaniſchen Nationaleigentümlichkeiten berühren. Dieſen Tänzerinnen liegt es ob, bei Hoffeſten und jederzeit, wann es Seiner Hoheit beliebt, dieſe durch ihre Tanzkünſte zu zerſtreuen. Sie bieten das Vollendetſte, was in dieſer Richtung nur geleiſtet werden kann. Um dieſen denkbar vollkommenſten Grad von Anmut zu erreichen, werden die hierzu beſtimmten Kinder, die von höchſtem Adel, ja oft Kinder des Sultans ſelbſt ſind, von zartem Alter an in der ſorgfältigſten Weiſe geſchult und ausgebildet. Finger- und Ellbogengelenke müſſen nicht bloſs von unglaublicher Geſchmeidigkeit ſein, ſondern ſich auch ähnlich wie bei unſern europäiſchen Schlangenmenſchen ebenſo leicht als elegant in ganz entgegengeſetzte und unnatürliche Lagen und Richtungen biegen laſſen, um eben hierdurch eine geradezu verblüffende Zartheit der Bewegungen zu erlangen. Hierzu kommt noch die Wirkung der rein äuſserlichen Schönheit und die ungemeine Sorgfalt, welche auf Koſtüm, Friſur und Schmuck verwendet wird; wie es heiſst, iſt ein voller Tag nötig, um die zu dieſen Tänzen erforderliche Toilette

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Landſchaft bei Vendit. Badeplatz (Java)

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Hugo. V. P.
Singapore.

anzulegen. Es giebt auch männliche Tänzer, ebenfalls durch Schönheit ausgezeichnete und auserlesene Typen, die in Frauenkleidern auftreten und nur von einem geübten Auge als nicht zum schwachen Geschlechte gehörig erkannt werden. Natürlich wird über die weiblichen Tänzerinnen die strengste Aufsicht geführt, die übrigens in Anbetracht der sehr schwach entwickelten Tugendbegriffe des javanischen Weibes nicht grundlos ist.

Der bedeutende Javaforscher Dr. Gronemann in Djokja, der kraft seiner Eigenschaft als Leibarzt des Sultans zwanzig Jahre lang in dem Palaste ein- und ausging, ein Vorzug, dessen sich sonst kein Sterblicher so leicht zu rühmen im stande ist, hat unter seinen vielen wissenschaftlichen Büchern ein grosses Spezialwerk diesen Tänzerinnen gewidmet. Es ist ein Werk, das jedem, der sich für dieses Kapitel interessiert, wärmstens zu empfehlen ist.

Nachdem die zwölf Tänzerinnen, die nun in der Mitte des Saales stehen, dem Sultan ihren Huldigungsgruss dargebracht, indem sie, vor ihm niedergleitend, die ineinandergelegten Hände mehrmals an die Stirne führen, beginnt der von dem Gebieter selbst eingeübte Tanz unter sorgfältiger Begleitung des Gamelangspieles und des Gesanges der älteren Frauen. Der Tanz, den wir sahen, stellte eine Meernixensage von eigentümlicher poetischer Schönheit dar, wie denn im allgemeinen der Stoff des Textes, der diesen Tänzen zu Grunde liegt, aus den besten javanischen Sagen und Legenden geschöpft ist.

Von verschiedenfarbigen Draperien und Schleiern umweht, gleiten die bis zur Vollkommenheit graziösen Gestalten auf und nieder, in mechanisch monotonen Bewegungen, während derer selbst das kleinste Fingergelenk konvulsivisch bewegt wird. Ihr Haar ist sternartig gegen den Scheitel hinaufgenommen, eigentlich mit Wachs aufgeklebt, wodurch es wie rasiert erscheint, und der Rand vergoldet; dagegen sind das Hinterhaupt und der lange Zopf kunstvoll mit Melatiblumen durchflochten. Von einem Kranze, der den Hinterkopf schmückt, stehen diamantenbesetzte Silber- und Goldnadeln nach allen Seiten hinaus. Das Antlitz und die nackten geschmückten Arme und Knöchel sind mit einer lichten Farbe bemalt, die bei Lampenlicht fast wie europäischer Teint wirkt.

Mit dem Tanze, der mit demselben Huldigungsgruss (Sambaen) schliesst, wie er begonnen, ist der erste, eigentlich offizielle Teil des Festes vorbei. Alle die geringeren Hoheiten und Regenten, die Tänzer und Musikanten verlassen nun den Palast, nicht ohne sich wiederholte Male umzuwenden und dem Sultan durch den vorhin beschriebenen Gruss ihre Ehrfurcht zu bezeugen; erst im Garten, wo das Auge des Herrschers sie nicht mehr erreichen kann, verschwinden alle lautlos auf nackten Sohlen.

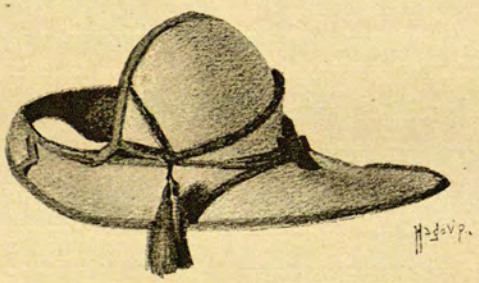
Indira Gandhi National Centre for the Arts

Nun erſt beginnt der Tanz der Europäer bei groſsem militäriſchen Streichorcheſter, man beſucht die Champagner- und Sandwichbuffetts, wo alle Arten von Getränken auf das freigebigſte zur Dispoſition ſtehen, und während an manchem Spieltiſch draufsen an den Veranden — insbeſondere die Prinzen, von deren Armut hier wenig zu ſpüren iſt, finden ſich hier mit Vorliebe ein — das Geld haufenweiſe verſpielt wird, verſtreicht die Zeit raſch bis Mitternacht, der Souperſtunde.

Bei Tiſche werden nicht nach europäiſcher Art Reden gehalten, ſondern man nennt nur den, deſſen Wohl getrunken werden ſoll, bei Titel und Namen, worauf die Muſik einen Tuſch bläſt; letzteres paſſiert allerdings auch mitunter ohne ſolchen Anlafs, auf falſche Signale, was natürlich jedesmal groſse Heiterkeit hervorruft.

Man ſpeiſt in einem geräumigen Saal im rückwärtigen Teile des Palais, und die Stimmung iſt eine entſprechend feſtliche. Natürlich gilt das erſte Glas Ihrer Majeſtät und das nächſte unſerm Djokjareſidenten, dem aus Anlafs des Tages von der Königin telegraphiſch der niederländiſche Löwenorden verliehen worden war.

Nach Tiſche, es war zwei Uhr nachts, verflüchtigte ſich ein Teil der Geſellſchaft, unter dem auch ich mich befand.



Strohhut von Mitteljava (Beamtenhut)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Das Leben im Surakarta-Kraton
Wie ich Hofmaler wurde
Grosses Hoffest

So war ich denn endlich in der Kaiſerſtadt Surakarta oder Solo, wie ſie zumeiſt genannt wird, gelandet. Die vielen merkwürdigen Dinge, die ich darüber geleſen und gehört und von denen ich in Djokjakarta bereits einen gewiſſen Vorgeſchmack bekommen, hatten meine Neugierde auf das höchſte geſpannt, und meine ganze Hoffnung war nun darauf gebaut, in dem dortigen Reſidenten, ohne deſſen Hilfe der Kraton ſich mir natürlich niemals öffnen würde, den richtigen Mann zu finden. Bedachte ich es recht, ſo war es ja auch nichts Geringes, was ich von ihm zu erbitten hatte, aber ich rechnete auf meine Empfehlung durch Seine Excellenz, auſserdem auf ein unterſtützendes Schreiben eines ehemaligen Freundes und Kollegen des Reſidenten, und den Reſt überlieſs ich meinem alten Glück und einer Idee, die ich für meine Zwecke geradezu ausgezeichnet fand.

Fürſtenporträts: Des Kaiſers Groſsvater

In der That erwies ſich der Reſident, Herr de V., als ein äuſserſt zuvorkommender Mann, der auch meiner Idee, den Kaiſer zu porträtieren und dadurch einen richtigen Einblick in die ganze Herrlichkeit zu erlangen, den vollſten Beifall zollte. Ja, er gelobte mir ſogar, um eine »Audienz« anzuſuchen, wie er ſich leiſe ſpottend ausdrückte, um Seiner Hoheit die Sache vorzulegen.

Ich hatte nicht vergebens darauf gerechnet, daſs der Kaiſer, der, wie ich gehört, ungewöhnlich eitel war, auf den Vorſchlag eines guten Freundes, wie dieſer Reſident es zu ſein ſich ſchmeicheln konnte, eingehen und ſich malen laſſen würde. Seine Hoheit, erzählte der Reſident mir ſpäter, ſei entzückt und wünſche zwei lebensgroſse oder lieber noch etwas gröſsere Porträts: eines für ſich ſelbſt und eines als Gabe für Ihre Majeſtät die Königin Wilhelmine gelegentlich ihrer bevorſtehenden Thronbeſteigung. Nach allerhöchſtem Wunſche ſollte die

Indira Gandhi National Centre for the Arts

erſte Sitzung übermorgen früh ſtattfinden; »und,« fügte der Reſident hinzu, »nehmen Sie nur gleich eine recht groſse Leinwand mit, man iſt fürchterlich neugierig, und das wird koloſſal imponieren.« Ich folgte dem Rat, und am feſtgeſetzten Tage war für alles geſorgt, auch für den vom Reſidenten mir als Dolmetſch Auserkorenen. Seine Hoheit ſpricht nämlich nur malayiſch und javaniſch, und in dieſen beiden Sprachen ſteht meine Rednergabe auf etwas ſchwachen Füſsen. Fort ging es, und in wenigen Minuten hatten wir den groſsen »Alon Alon«, den in der Mitte ein paar alte heilige, umzäunte Bäume ſchmücken, erreicht. Zur Rechten liegt des Kaiſers Privatmoſchee, zur Linken der groſse Käfig mit prächtigen Königstigern, die bei gröſseren Feſtlichkeiten mit Büffeln kämpfen; den Hintergrund bildet das Palais mit ſeinen mächtigen Mauern und vielen Windungen und Eingängen, von denen man jedoch von hier aus nur eine Menge weiſser dickerer Säulen ſieht, die ein leichtes Bambusdach tragen. Hinter alledem ragt ein hoher weiſser Turm empor, von dem, wie ich mir denken kann (ich wurde nämlich niemals eingeladen, ihn zu betreten), Seine Hoheit, die ihn ab und zu in Geſellſchaft einer ihrer nach Hunderten zählenden Gemahlinnen beſucht, eine prachtvolle Ausſicht über die Stadt genieſsen muſs.

Fürſtenporträts: Des Kaiſers Urgroſsvater

Nun hat mein Kutſcher einen Eingang in das Palais gefunden, der ſich bei einer jähen Wendung zu einem geräumigen Vorhof erweitert. Mitten vor uns liegt abermals ein Eingang mit einer groſsen Spiegelwand, vor der ein holländiſcher Ehrendragoner mit gezogenem Säbel auf und ab ſchreitet. Rechts von dieſem Haupteingang führt ein groſses Thor, ebenfalls von einer holländiſchen Ehrenwache behütet, in jenen Flügel, den Seine Hoheit zur Zeit inne hat. Die Hauptſäle werden nämlich repariert. Wiederum, wie ſchon einmal zuvor, geht es ein kleines Stück Weges zwiſchen hohen, dicken Mauern hindurch, und dann halten wir vor dem Allerheiligſten, dem Raume, in den wir beſtellt wurden.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Unſre Kleidung, ſchwarzer Rock und weiſse Krawatte, geſtattet uns bei den mit aufgeſtecktem Bajonett Wache haltenden barfüſsigen javaniſchen Soldaten freien Durchgang.

Wir treten ein und befinden uns in einem kleinen, kiesbeſtreuten Hof, vor einem offenen groſsen Verandazimmer, das von leichten, augenſcheinlich einſt vergoldeten Säulen getragen wird. Von der Decke herab hängen überall elektriſche Glühlampen. Vor einer Reihe von Thüren im Hintergrunde ſteht auf groſsem koſtbaren Teppich ein weiſslackierter, goldverzierter Thronſeſſel mit einem gewaltigen meſſingnen Spucknapf an jeder Seite. Zur Rechten und Linken des Thronſtuhles befindet ſich eine Reihe kleiner, plüſchbezogener Taburetts, ebenfalls mit Spucknäpfen zu den Seiten. Vorn beim Eingang fällt mir ein Rokokotiſch mit Marmorplatte auf, und auf dem Fuſsboden, der ebenfalls aus weiſsen Marmorplatten beſteht, liegt gar ein groſser Hampelmann aus bemaltem Thon, eine der bekannten »Nürnberger« Typen. An den Wänden einige groſse gute franzöſiſche Kupferſtiche mit Scenen aus dem Leben Napoleons und auf kleinen Spiegelkonſolen zur Seite Elefantenfiguren und andre Erzeugniſſe der chineſiſchen Induſtrie.

Im Vorhofe ſind wohl hundert Perſonen verſammelt; unter ihnen mehrere Gruppen dienſtthuender Javaner mit Sarongs und Gürteln, einige mit langen goldenen Schwertern oder mit dem Kris auf dem Rücken, alle aber mit vom Gürtel ab nacktem Oberkörper; denn hier wie in Djokja darf ſich in Anweſenheit des Kaiſers kein Javaner, der nicht eine Uniform trägt, anders als mit nacktem Oberkörper zeigen. Ausgenommen hiervon ſind nur die Diener in ihren roten langen Röcken und mit dem Kopftuche, das ſie von den meiſten andern Javanern unterſcheidet, welche das lange ſchwarze Haar im Nacken geknotet und mit einem groſsen krummen Kamm aus Schildpatt oder Horn nach vorn geſtrichen tragen. Auſser etwa zehn Dienern ſieht man hier eine Reihe eigentümlicher Geſtalten: einige Zwerge und Krüppel und eine Anzahl europäiſcher und indoeuropäiſcher Stafetten und Kuriere in Uniform, darunter den Stallmeiſter des geſamten Marſtalls von 73 Pferden, ähnlich einem Artillerieoffizier uniformiert (er iſt ein Deutſcher), und einen Mulatten in Zivilkleidung, der das Amt eines Wagenmeiſters bekleidet. Der Kutſcher des Kaiſers muſs ein Europäer ſein, da er auf dem Bocke etwas höher als der Kaiſer ſitzt und nach Vorſchrift kein Javaner höher oder ſo hoch ſitzen darf wie Seine Hoheit.

Unter dem Schutzdache des Einganges, durch den wir gekommen ſind, liegt, gerade gegenüber dem Thronſeſſel oder richtiger gegenüber dem Nürnberger Hampelmann, eine groſse koſtbare Rottanmatte, und auf ihr zwiſchen

Indira Gandhi National Centre for the Arts

den unausweichlichen Spucknäpfen ſitzt einer der Brüder des Kaiſers, der hierher beordert worden, um uns die Honneurs zu machen und um etwas Geduld zu bitten. Er erhebt ſich bei unſerm Eintritt und bittet uns, Platz zu nehmen. Während nun er und der Dolmetſch wie gute Bekannte, jedoch in gedämpftem Hofton — nur der Kaiſer darf laut ſchreien — miteinander ſprechen, unterwerfe ich den hohen Herrn einem eingehenden Studium.

Er mochte circa 28 Jahre alt ſein, wiewohl dies eigentlich ſchwer zu beſtimmen war, da eine dicke Lage gelblicher Schminke das ganze Geſicht unter dem ſtrammſitzenden, dunkelblauen Kopftuche bedeckte. Sein mageres Geſicht mit den ſtark vorſpringenden Backenknochen und den auffallend groſsen Augen, die durch die ſchwarzgemalten Ränder noch gröſser erſchienen, war wunderlich genug, aber was mich unfehlbar zu einem ſchallenden Gelächter gereizt hätte, wenn ich nicht glücklicherweiſe darauf vorbereitet geweſen, waren die hoch von den Schläfen gegen die Naſe zu mit dicker, ſchwarzer Farbe gemalten Augenbrauen, die eine wahre Mephiſtomaske abgaben. Der äuſserſt ſparſame und ſchlichte Schnurrbart (einen andern ſieht man hier nicht) war ebenfalls in zwei ſcharfbegrenzten langen Strichen kohlſchwarz an dem groſsen Mund herabgeſchrägt, deſſen Lippen das gelbe Antlitz durch eine ſtarke, vom Sirihkauen hervorgebrachte Karminfarbe belebten. Ein koſtbarer Sarong repräſentierte das ganze Koſtüm. Ich hatte übrigens an dem Geſicht allein genug.

Wir hatten wohl eine Viertelſtunde gewartet, als die Thüren im Hintergrund ſich öffneten und ein lauter Geſang weiblicher Stimmen, der wie das Abſingen einer Meſſe klang, hereintönte. Es wurde uns bedeutet, daſs der Kaiſer nun »bald« kommen würde.

Die Mienen der Wartenden im Hof klärten ſich ſichtlich auf — wie ich ſpäter erfuhr, hatten ſie um 7 Uhr erſcheinen müſſen, und nun war es weit nach 9 Uhr. Nach abermals einer Viertelſtunde näherten ſich aus der Hinterthür acht bis zehn jüngere und ältere javaniſche Weiber — ich ſage, ſie näherten ſich, denn ſie gingen nicht, ſondern bewegten ſich in vollſtändig ſitzender Stellung vorwärts, ein Bein nach dem andern vorſchiebend, ohne ſich dabei im mindeſten zu erheben, in der Hand verſchiedene maſſive Goldgegenſtände, ein goldenes Schwert, einen koſtbaren groſsen Goldſtock mit Goldknauf und ein dickes rundes Goldſchild, mit eitel Saphiren, Smaragden und Brillanten beſetzt — lauter Erbſtücke und geheiligte Gegenſtände, die der Kaiſer ſtets in unmittelbarer Nähe haben muſs. Die Weiber, recht häſsliche Erſcheinungen mit glattem, im Nacken geknotetem Haar und ziemlich mangelhafter Bekleidung (ihr ganzes Gewand beſteht aus einem Sarong, der, ſtramm über den Körper geſpannt, die Arme, den

Indira Gandhi National Centre for the Arts

ganzen Hals und den oberſten Teil des Rückens und der Bruſt freiläſst, nicht zu vergeſſen ein gelbes Seidenband, welches loſe vom Hals herabhängt), kriechen nun reihenweiſe längs der Wände hin und bleiben hier ſitzen, indem ſie ihre Koſtbarkeiten vor ſich hinhalten.

Herr Desentie
Einer der bedeutendſten Pflanzer von Mitteljava

Ein paar Minuten tiefer Stille folgen, und dann iſt der Augenblick gekommen! Seine Kaiſerliche Hoheit tänzelt leicht wie ein Dandy herein, lächelnd, auf malayiſch ziemlich laut ſchreiend und die groſsen, neugierigen Augen wie hypnotiſiert auf mich gerichtet, als ſei ich es, der die ganze Viſage zitronengelb bemalt hätte.

Der Kaiſer trägt einen leichten, lichten Sommeranzug, aus deſſen Bruſttaſche ein groſses Seidentaſchentuch heraushängt, groſse Manſchetten, die über die dünnen, ſehnigen Hände mit den langen Nägeln herabfallen, Lackſchuhe mit Brillantſchmuck, einen ſchmalen, umgebogenen Hemdkragen und auf der weiſsen Bruſt eine groſse farbige Seidenkrawatte, mit Brillanten zuſammengehalten, wie auch die Uhrkette, Manſchettenknöpfe, Ringe und die Vorderſeite des Kopftuches von Diamanten im Wert von vielen Tauſenden Mark erſtrahlen. Aber man will mir ja auch in die Augen ſtechen! Er ſelbſt iſt unter Mittelgröſse und nach ſeinem äuſserſt eigentümlichen Geſicht, das dieſelbe Dekoration trägt wie das des Bruders — nur daſs die Augenbrauen bei ihm braun ſtatt ſchwarz gemalt ſind —, kaum auf ſeine 31 Jahre zu taxieren. Die Naſe iſt ſtark, aber äuſserſt vornehm gekrümmt, an der Spitze etwas breit und mit breiten Naſenflügeln, der Mund groſs, der dünne, ſcharfabgegrenzte, braungemalte Schnurrbart kaum mehr als zwei Millimeter nach jeder Seite ausgewachſen, die Stirne hoch und gewölbt. Das Merkwürdigſte aber ſind ſeine Augen. Sie ſind von ſeltener Gröſse, und wenn er ſpricht, reiſst er ſie auf, ſo daſs man den ganzen Augapfel ſieht, der einen vollſtändig glasartigen Glanz hat. Wir haben die Wahl zwiſchen Thee, Whisky, Champagner u. ſ. w., die auf einen Wink des Kaiſers herbeigetragen werden, und ziehen Whisky vor. Dann iſt Seine Hoheit ſo gnädig, eine Anzahl Originalzeichnungen zu durchwühlen, die ich auf Aufforderung mitgenommen und die ihm augenſcheinlich viel Vergnügen bereiten, obwohl er, wenn ich nicht irre, viele auf den Kopf

Herr Mudi
Hofdolmetſcher in Surakarta

Indira Gandhi National Centre for the Arts

ſtellt und von der verkehrten Seite betrachtet. Insbeſondere intereſſiert ihn eine Reihe Zeichnungen von dem Hofe des Sultans in Djokja, und er macht ſeine Hofleute, die ſich einſtweilen in ſeine Nähe geſchlichen (wobei ſie bei jedem zweiten Schritt die ineinandergelegten flachen Hände gegen die Naſe führen), auf die ſchönen Säulen aufmerkſam, die den Pontopo des Sultans von Djokja tragen, und die allerdings viel ſchöner ſind als die ſeinen. Nachdem dies geſchehen, läſst er wie ermüdet die Sammlung ganz ruhig auf den Boden fallen. Einige der Hofſchranzen ſammeln die Blätter unter ganz leiſem Kritiſieren ſorgfältig zuſammen, während Seine Hoheit gnädigſt geruht, die nötigen Vorbereitungen für die morgige Sitzung zu beſprechen. Nach längerem Parlamentieren habe ich ihm plauſibel gemacht, daſs er ſich ſtehend am imponierendſten ausnehmen würde (in Wirklichkeit wüſste ich nämlich nicht, womit ich ſonſt die gewaltige Leinwand von dreieinhalb Ellen Höhe ausfüllen ſollte). Als Koſtüm empfehle ich die gröſste offizielle Gala, in der er ſich ſonſt nur äuſserſt ſelten zeigt; ich habe erfahren, daſs zu ihr ein ſehr hoher mitraähnlicher Hut mit Flügeln gehört, und der Zweck heiligt die Mittel.

Nachdem ich dankend das Anerbieten angenommen, den kaiſerlichen Palaſt zu beſichtigen, iſt die Audienz vorbei, und Seine Hoheit verſchwindet, gefolgt von den goldenen Schätzen. Gleich darauf treten auch wir, von ein paar Adjutanten begleitet, die Wanderung durch das eigentliche Palais an. Der Teil, den wir heute betreten haben, gehört nämlich ſonſt zu den Gemächern der erſten Gemahlin.

Am nächſten Tage finden wir wiederum eine Anzahl niederer Hofleute in dem Vorhofe verſammelt. Wir haben die Modelltribüne zuſammengezimmert und mit Teppichen belegt und harren nun der Ankunft Seiner Hoheit, welche jedoch infolge der auſsergewöhnlichen Toilette erſt gegen 11 Uhr erfolgt. Mein Dolmetſch tröſtet ſich unterdeſſen mit einigen Glas Whisky, während ich mir die Zeit damit vertreibe, mir auszumalen, wie er wohl heute ausſehen wird. Endlich ertönt der Meſſengeſang, die goldenen Reliquien werden hereingetragen, und ihnen folgt mit groſser Würde Seine Hoheit ſelbſt.

Ich habe in den in Indien verbrachten drei Jahren genug Koſtüme geſehen, die des Sehens wert waren — zum Beiſpiel anläſslich des Jahresfeſtes der Chettys jenen groſsen, ſchokoladebraunen Chetty-Kling, der hereingetanzt kam, das ganze Geſicht und den Oberkörper bis zum Gürtel herab wie beſtickt mit in die nackte Haut geſteckten, groſsen, glänzenden Stecknadeln von Silber —, ich erinnerte mich jenes Tages, da ich in Medan im Atelier des Photographen ſtand und plötzlich Seine Hoheit der Sultan von Deli eintrat, um ſich photographieren zu laſſen — wahrhaftig! es war kein Dutzendkram, den der ſchwarze Herr an

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Der Soesoehoenan von Surakarta

(Das Originalgemälde wurde vom Fürſten der Königin Wilhelmine der Niederlande geſchenkt)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

ſich trug! — ich dachte an viele, viele andre; allein dies alles war nichts, rein nichts gegen dieſen Anblick. Ich war geblendet im buchſtäblichſten Sinne des Wortes; nicht daſs der Staat ein ſo greller geweſen, allein jede Stelle des kleinen Männchens war mit Juwelen und koſtbarem Zierat beſetzt. Beſäſse ich auch nur die Hälfte des Wertes, den er an ſich trug, ſo ſollte es den Leuten wahrhaftig ſchwer werden, in den Beſitz eines echten »Hugo V.« zu kommen.

Auf dem Kopfe ſaſs eine ſteife ſchwarzſammetne Biſchofsmütze mit zwei mächtig entfalteten ſchwarzen Sammetflügeln; hier waren — kaum denkbar! — keine Juwelen angebracht, aber gleich hinter den Ohren hing vom Haare herab an Nadeln, die an jeder Seite kleine Goldketten trugen, ein ungeheurer tropfenförmiger Diamant. Das Geſicht war, wie immer, gelb bemalt, mit der gewöhnlichen Verzierung von Braun, Karminrot und Schwarz. Dann folgte, damit ich die Reihenfolge nach abwärts einhalte, ein ganz kurzes Jäckchen aus ſchwarzem Sammet mit einem hohen, ſteifen Sammetkragen, der vorn an jeder Seite vier groſse Brillanten trug, und zwölf bis vierzehn Brillanten von gleicher Gröſse zogen ſich an Stelle der Knöpfe längs der einen Seite herab. Die Jacke ſchloſs nicht vorn am Hals, ſondern lieſs eine weiſse Hemdbruſt mit Brillantknöpfen ſehen. Um den Hals hing an breitem, vielfarbigem Band das groſse Kommandeurkreuz des niederländiſchen Löwenordens in Brillanten und gleich darunter auch an breitem Halsbande das Kommandeurkreuz des ſiameſiſchen Kronenordens, ein mächtiger Goldſtern mit Email und Brillanten, den der Kaiſer anläſslich eines Beſuches des Königs von Siam von dieſem empfangen hatte. Dies war nur der Hals allein. Auf dem Sammetjäckchen ſaſsen ſechs weitere Orden, auf einer Seite die ebengenannten in zweiter Auflage, auf der andern vier prächtig ſtrahlende Brillantſterne, ſämtlich Phantaſieorden, alſo nur Aufputz, aber welch ein ſchöner Aufputz! Die Jacke war von einem acht Zoll breiten, blau und weiſs geſtreiften Leibgürtel mit mächtigen Goldquaſten zuſammengehalten, an den ſich unten noch ein zwei Zoll breiter Sammetgürtel ſchloſs, ebenfalls mit prachtvollen Brillantſpangen geſchmückt und von einer groſsen ſchlangenförmigen Eiſenſchlieſse mit einem ungeheuren Brillanten zuſammengehalten. Dieſe Schlieſse dient zur Befeſtigung des Zügels, wenn der Kaiſer zu Pferde ſitzt. Von der Mitte des Gürtels aber hing das gröſste und koſtbarſte Kleinod, das der Kaiſer beſitzt, ja das koſtbarſte wohl, das in ganz Java exiſtiert, das von Kaiſer zu Kaiſer vererbte »Kris« herab, ein etwa ellenlanges breites Meſſer in einer aus Gold und Stahl gefertigten groſsen Scheide mit ſtark gebogenem Griff. Was man jedoch von der Scheide ſah, war nur ein verſchwindend kleines Stück Rundung, während alles übrige von oben bis unten eine einzige koſtbare ornamentale Stickerei von Brillanten in allen Gröſsen war,

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Fürſtenporträts: Des Kaiſers Mutter

deren Wert etwa 100000 Mark beträgt. Dieſes Kris darf nur von Seiner Hoheit ſelbſt berührt werden; wird der mit grüner Seide und Plüſch gefütterte koſtbare Holzſchrein, in dem es aufbewahrt iſt, geöffnet, ſo geſchieht dies unter groſsen Zeremonien und unter Verbrennung von allerlei Räucherwerk. Der Hofjuwelier, der Scherzes halber von dem Kaiſer aufgefordert wurde, das Kleinod zu taxieren, wäre beinahe in Ungnade gefallen, weil er ſich verleiten lieſs, die Hand danach auszuſtrecken, um es zu befühlen. Der Kaiſer lieſs eine ſilberne Platte holen, auf die das Schwert gelegt wurde, und der bewundernde Juwelier muſste ſich begnügen, die »heilige« Waffe aus ehrfurchtsvoller Entfernung zu prüfen.

Auf dem Rücken des Kaiſers hing, in den Gürtel geſteckt, ein minder koſtbares Kris, die ſchwarzen Sammetkniehoſen waren auf der Seite von groſsen Brillantſpangen und Brillantknöpfen zuſammengehalten und zum Teil von einem koſtbaren braungelben Sarong verdeckt, der vorn die Erde berührte, während er auf der Seite kokett geſchürzt war, ſo daſs man die ſchwarzen Seidentrikotſtrümpfe ſah. Ein Paar hochhackiger ſchwarzer Lackſchuhe mit Juwelen, die ein kleines Vermögen darſtellten, bildete den Abſchluſs des Koſtüms, welches, ſonſt nur bei ganz beſonderen Gelegenheiten, wie beim Beſuch des Generalgouverneurs u. ſ. w. getragen, nun auf meinem Bilde reproduziert werden ſollte.

Nachdem Seine Hoheit alſo eingetreten und vor einem der groſsen Spiegel eine kleine Viertelſtunde an ſeiner Biſchofsmütze gerückt hatte, beſtieg er den eigens für ihn errichteten Aufbau. Es war recht günſtig, daſs meine Veranſtaltung, nach der das kleine Männchen in etwas erhöhter Lage von mir zu ſtehen kam, mit der javaniſchen Hofſitte übereinſtimmte, die dem Kaiſer einen über alle andern erhöhten Platz anweiſt. Seine Lieblingsverwandten, Vraviero di Ningrat, Poespo Atmodjo und mehrere andre, hatten gleich hinter meinem Rücken Platz genommen, und um ſie gruppierte ſich in ehrerbietiger Entfernung wohl ein halbes

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Dutzend andrer Zuſchauer, alle natürlich in den am Hofe vorgeſchriebenen Stellungen am Boden kauernd, die Finger ineinandergefteckt und mit möglichſt demütigem Geſichtsausdruck. Augenſcheinlich herrſchte allgemein groſse Spannung auf das, was nun kommen ſollte, und gleich die erſten rohen Kohlenſtriche auf der Leinwand brachten die Diskuſſion in Gang, indem Seine Hoheit, die ſie nicht ſehen konnte, ſofort fragte, was ich eben gethan. Kaum hatte ich wiederum die Leinwand berührt, als auf einen gegebenen Wink der höchſte Prinz, unaufhörlich grüſsend und die Hand an die Naſe führend, auf den Aufbau hinaufkletterte, um eine kleine Viertelſtunde an den Falten des kaiſerlichen Sarong zu richten, worauf er beordert wurde, einen der koſtbaren kleinen Handſpiegel zu holen. Wiederum richtete der Fürſt eine Weile an dem Hute, und dann konnte ich neuerdings anfangen. »Was macht er jetzt?« erkundigte ſich der Kaiſer wiſsbegierig. »Er zeichnet die Körperbreite Eurer Hoheit« war die unter den entſprechenden Ehrfurchtsbezeigungen gegebene Antwort. Frage: »Wird die Körperbreite auch genau ſo wie die Meiner Hoheit?« Antwort: »Die Körperbreite wird genau die Eurer Hoheit.« Kaum war die Antwort erfolgt, ſo hieſs es wieder: »Und was macht er jetzt?« — »Er zeichnet die Arme Eurer Hoheit« (was ich auch eiligſt that, die Kohle an jene Stelle führend, aus lauter Furcht, wegen meiner Langſamkeit lebendig gebraten oder jedenfalls in Ungnade entlaſſen zu werden). »Wird der Arm ganz ſo wie meiner?« Antwort: »Der Arm wird ganz ſo wie der Arm Eurer Hoheit.« Dieſes Frage- und Antwortſpiels wäre wohl kein Ende geweſen, wenn nicht im ſelben Augenblicke Seine Hoheit, wohl auch eine kleine Ruhepauſe in der ermüdenden Stellung wünſchend, eine geniale Idee gehabt hätte. »Peters!« klang es familiär in gebrochenem Holländiſch, »wat will y drinken?« (das war nämlich ſpäter immer ſeine Ausflucht, wenn er müde wurde). Er hielt mich wohl für diplomatiſch genug, ihn nicht abzuweiſen, ſollte ſich aber diesmal zu ſeiner Ueberraſchung verrechnet haben, denn ich bat ihn höflich

Fürſtenporträts: Des Kaiſers Vater

Indira Gandhi National Centre for the Arts

um einen kleinen Aufſchub. War auch die ganze Geſchichte hier recht heiter, ſo hatte ich denn doch nicht Luſt, noch ehe dies eine Porträt fertig wurde, ein grauköpfiger Greis zu werden. Seine Hoheit lieſs ein kleines Weilchen verſtreichen, während deſſen wohl zwölf bis vierzehn Male die Frage: »Was macht er jetzt?« an mir vorüberflog. Dann hatte er etwas Neues gefunden; ein unbedeutender Wink, und aus dem Hintergrunde kroch ein Sklave heran, auf einer kleinen Silberplatte einen verſchloſſenen Goldbecher tragend, der den Thee Seiner Hoheit enthielt. Er nippte ein wenig daran, und, ſei es nun, daſs meine Arbeitsluſt einigermaſsen deutlich in meiner Miene ſich auszuprägen erlaubte, ſei es die plötzlich auftauchende richtige Einſicht, daſs die ganze Affaire auf dieſe Art denn doch ein bischen lange dauern würde, kurz, mit einem Male ſchien in dem kleinen Männchen eine gute Portion Energie aufzuſchieſsen, und er wurde das, was wir »ein leidliches Modell« zu nennen pflegen. Das ewige »Was macht er jetzt?« klang etwas ſparſamer, und es verliefen ein paar Stunden, in den ich die ganze Geſtalt ungefähr zuſammenbrachte. Es war ſpät geworden — gegen 2 Uhr — und ich erinnere mich nicht, jemals ſo geſchwitzt zu haben. Der Kaiſer bat nun, gehen zu dürfen. Zu gleicher Zeit erſchienen beſonders zuvorkommende Diener mit groſsen zugedeckten Terrinen, und wir wurden erſucht, zu ſpeiſen. Die Abfütterung beſtand aus einem wirklich guten Beefſteak mit Erbſen, Spargeln und Kartoffeln. Die Hoheit war, nachdem ſie die ſchwarzen Striche etwas begafft und mit ernſter Miene den Kopf hin und her bewegt, im Hintergrunde verſchwunden, wo ſie, die Beine nach Schneiderart gekreuzt, ſich auf ein Kanapee warf, durch die halboffene Thüre mit verſchiedenen Frauenſtimmen, unter anderm der ſeiner erſten Gemahlin, lebhafte Konverſation führend. Die beſchwingte Biſchofsmütze wurde abgenommen, und Seine Hoheit fiel buchſtäblich zuſammen. Puh! Pyh! Aah! Ja, eigentlich war es etwas viel für eine Kaiſerliche Hoheit, aber man iſt eben doch ein wenig eitel, und hat man A geſagt, muſs man auch B ſagen.

Am nächſten Tage ging es etwas beſſer. Wir muſsten allerdings wieder eine geraume Zeit warten, aber zu unſrer Zerſtreuung kam der Leibdiener Seiner Hoheit über den Vorhof, auf einer Goldplatte in einer geſchloſſenen kleinen roſa Porzellantaſſe den Morgenthee tragend (wohlgemerkt, unter einem groſsen teils vergoldeten Sonnenſchirm, damit die Strahlen der Sonne die Taſſe nicht berühren ſollten) — ein Zeichen, daſs wir auf baldige Erlöſung zu hoffen hatten. Dann kam der Meſſengeſang und dann die Kronjuwelen und dann die Hoheit.

Heute hielten wir vier volle Stunden aus; der Kaiſer lieſs ſich von einem der Prinzen unterhalten, der eine ganze Reihe hoher Perſönlichkeiten in Solo nachäffte und für ſeine anerkennenswerte Leiſtung kräftigen Applaus erntete.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Dann liefs die Hoheit ſich ihre Photographien der europäiſchen Fürſten zeigen, und als wir aufhörten, waren die Geſichtszüge vollſtändig ſkizziert. Allgemeiner Jubel brach aus. Die groſse Leinwand muſste raſch in den Hintergrund vor das Kanapee gebracht und ſo aufgeſtellt werden, daſs die Frauen von drinnen ſie ſehen konnten, ohne ſelbſt zum Vorſchein zu kommen. Die Hoheit war überaus gnädig und vertraulich. Ja, und noch etwas war ihm eingefallen! Er hatte ſich's überlegt, daſs er ſich das frühe Aus-den-Federn-müſſen erſparen könnte, wenn er mich und den Dolmetſch alle Tage in ſeiner Equipage holen und heimbringen lieſse, was denn doch bei weitem beſſer wäre. Das war ja natürlich gut und ſchön, aber der hohe Gebieter hätte nur den Beſcheid hören ſollen, den ich ſeinem deutſchen Stallmeiſter (mit dem ich ja ohne Dolmetſch verhandeln konnte) im geheimen gab.

Von jenem Tage an ſtanden ſtets kaiſerliche Wagen zu unſrer Dispoſition. Nachdem die Züge und die Geſtalt des Kaiſers auf die Leinwand gebracht waren, behalf ich mich mit einem Neffen Seiner Hoheit, der als Stellvertreter die allergnädigſte Erlaubnis erhielt, einzelne Teile des Koſtüms anzulegen, und je mehr das Bild fortſchritt, deſto mehr gewannen wir im Kraton an Gunſt und an Terrain. Man machte uns Geſchenke; einmal erhielt ich eine groſse Photographie Seiner Hoheit in holländiſcher Gala-Generalsuniform und ein andermal einen ungeheuren groſsen Fiſch, der eines Tages in den Vorhof geſchleppt, mir gezeigt und dann zu mir gebracht wurde. Mein Dolmetſch bekam einen prächtigen Ring, und man ſchien uns von Tag zu Tag mehr Schätzung und Zuvorkommenheit entgegenzubringen. Der Reſident ſelbſt wurde eingeladen, das Bild zu ſehen, und mit groſsem Muſikorcheſter empfangen. Man erlaubte mir ſogar, die älteſte Staatskaroſſe — 110 Jahre alt —, die unter den umſtändlichſten Zeremonien und Rauchopfern herausgeholt wurde, und die heiligen Reitſättel aus der Zeit der früheren Kaiſer zu zeichnen; das Bild ſchritt vorwärts, der goldene Thronſtuhl, die Spucknäpfe und Sirihgeräte kamen auch dazu, und endlich war das Bild fertig und wurde kopiert. Fühlte Seine Hoheit ſich bei unſern Sitzungen ermüdet, ſo ſtanden die Hofleute, Prinzen, Soldaten und Tänzerinnen mir bereitwilligſt Modell, und ich füllte eine ganze Reihe von Blättern für mein Javabuch.

Gelegentlich eines kleineren Hoffeſtes, dem ich anwohnte, wurde ich zu Seiner Hoheit dem Kaiſer berufen, der vergnügt beim Spieltiſche ſaſs und mich erſuchte, das Bild ſeinen höchſten Gäſten zu zeigen. Dieſe fanden es gut, und ich verſchwand infolgedeſſen für zwei Wochen zu meiner Erholung aus Surakarta, um mich erſt zu einem groſsen Feſte, das anläſslich des 31. Geburtstages Seiner Hoheit im Palaſte begangen wurde, wieder einzufinden. Es fiel dies Jahr —

Indira Gandhi National Centre for the Arts

ein äuſserſt günſtiger Umſtand für mich — mit einem groſsen javaniſchen Feſt zuſammen, das nur alle dreiſsig Jahre ſtattfindet und durch eine dreitägige Feier begangen wird. Zu der Haupt- und Schluſsnummer, einem groſsen Balle, waren etwa 500 Einladungen ergangen, während den Abend vorher eine allgemeine groſse Feierlichkeit auf dem Alon-Alon-Platze vor dem Palaſt abgehalten werden ſollte.

Auf dieſem ungeheuren Platze erheben ſich wohl fünfzig weiſse offene, ſäulengetragene Hallen (Pontoppo), deren jede, zur Feier des Tages geſchmückt, ein Bildnis des Kaiſers umſchlieſsen ſollte und für je einen der Soenan'ſchen Regenten beſtimmt iſt. Hier empfangen ſie ihre höchſten Beamten, unterhalten und bewirten ſie, um dann mit ihnen gemeinſchaftlich am zweiten Feſtabend den Kaiſer zu begrüſsen.

Freiherr D. van Nispen
Meiſter der Freimaurerloge in Surakarta

Es iſt ein ungemein maleriſcher Anblick, wenn der Kaiſer in all ſeinem Glanze unter ſeinen nach vielen Tauſenden zählenden Unterthanen erſcheint.

Der Platz Alon-Alon liegt wegen ſeiner ungeheuren Ausdehnung trotz all der hellerleuchteten Gebäude, proviſoriſchen Theater, Verkaufszelte u. ſ. w. im Halbdunkel da. Da plötzlich ringelt ſich zwiſchen den Mauern des Palaſtes eine mächtige Feuerſchlange hervor. Es ſind die fackelbeleuchteten Karoſſen des nahenden Hofzuges.

In einer prachtſtrotzenden offenen Equipage mit herrlichem Geſpann ſitzt der Soeſoehoenan. Ein Diener hält einen ungeheuren goldenen Schirm über ihm, während ein andrer rückwärts am Wagen eine impoſante Fackel emporhält. Fackelträger gehen zu beiden Seiten, und eine gröſsere Kavalkade hoher Beamter und rotgekleideter Trabanten, die goldene Schilde und Lanzen tragen, bilden den nächſten Nachtrab des Wagens, dem eine lange Reihe von Hotequipagen folgt. An der Seite ſeiner erſten Gemahlin ſitzt der Soeſoehoenan in einem langen, in Gold und Rot glänzenden Seidenmantel, mit einem ungeheuren Smaragd vorn auf dem Kopftuch. Nun ſteigt er aus, um den einzelnen Gebäuden der Regenten ſeinen Beſuch abzuſtatten. Es dauert mehrere Stunden, ehe er die ganze Runde

Indira Gandhi National Centre for the Arts

gemacht hat, und nachdem er eine Unzahl allergnädigſter, aber ſehr ſchlechter Kalauer bei ſeinen Regenten abgeſetzt, hat er ſeiner kaiſerlichen Pflicht Genüge gethan und darf wieder in ſeinem Harem verſchwinden.

Am nächſten Abend ſieht man ihn zu Pferde, nur von etwa zehn Reitern umgeben, auf dem Platze einherſprengen. Er trägt nun eine ſtramme, weiſse, kleidſame Uniform mit goldbeſchlagenem Sonnenhelm, und es wirkt faſt überraſchend, wie gut dieſer kleine, zarte, feingebaute Mann in einem gewöhnlichen Koſtüm ausſieht.

Eine Weile ſpäter verſchwindet er wieder, um die groſsen Toilettenvorbereitungen für den Ball zu treffen.

Die ausführliche Beſchreibung eines dieſer groſsen Feſtabende könnte, nachdem ich bereits die Schilderung des Djokjafeſtes gegeben habe, leicht ermüdend werden, da ein Hoffeſt ſo ziemlich dem andern gleicht. Ich will daher mit möglichſter Kürze über dieſes Feſt hinweggehen, jedoch nicht zu bemerken unterlaſſen, daſs der groſse Reichtum in Surakarta insbeſondere bei Gelegenheit eines ſo ſeltenen Feſtes eine weit üppigere Prachtentfaltung geſtattet, als ich ſie an irgend einem andern Hofe Mitteljavas geſehen habe.

Ein eleganter und pompöſer Wagenzug biegt durch die Thore der hohen Mauern des Palaſtes, ſtark beleuchtet von an den Mauerecken aufgeſtellten, lodernden Katafalken, herabhängenden Lampions und einer groſsen Anzahl Fackeln, die von den dienſthabenden Javanern getragen werden. Je mehr wir in das Innere des Palaſtes eindringen, deſto impoſanter wird die Beleuchtung und Ausſchmückung der Räume bis zu der groſsen goldenen Halle (Pontoppo), die heute abend faſt an ein Lampengeſchäft erinnert. Eine zahlreiche elegante Geſellſchaft ſammelt ſich hier unter Flüſtern und Summen um den Mittelpunkt des Saales, wo die Thronſeſſel aufgeſtellt ſind, und in den umgebenden Galerien. Der ganze Hintergrund des Raumes iſt ein einziges, unüberſehbares Gewimmel von javaniſchen Frauen und Männern, die, faſt alle halbnackt, in den bei Hofe vorgeſchriebenen Stellungen daſitzen. Zu alledem die Reflexe aus Tauſenden von Spiegeln und Spiegelwänden, die reiche Vergoldung, die Fülle von goldenen Waffen, Schilden und Reichszieraten, darunter ab und zu die wie aus einem Märchen ſtammenden gnomenhaften Zwerggeſtalten — man glaubt ſich in eine Traumwelt verſetzt. Einige Minuten nur ſind mir gegeben, um dieſen Eindruck in mich aufzunehmen, dann fallen von mehreren Seiten in den Vorhöfen und dem Saale inländiſche Muſikorcheſter ein, und unter den Klängen der javaniſchen Nationalhymne erſcheint langſam im Hintergrunde aus einer Oeffnung der vielen Spiegelwände Seine Hoheit, der Soenan. In dem Augenblick, da er die Halle ſelbſt erreicht hat,

Indira Gandhi National Centre for the Arts

beginnt eine kräftige Kanonade vom Fort und von den Palaſtmauern herab, und wie auf ein Kommando ſcheint alles von roten und blauen Freudenfackeln zu flammen. Die europäiſchen und inländiſchen Orcheſter intonieren nun die holländiſche Nationalhymne, und während die Geſellſchaft, durch die recht energiſchen Handbewegungen des Soenan ſelbſt aufgefordert, ſich in zwei Reihen teilt und ihm Platz macht, nähert ſich über den Vorhof der ſchmucke Reſident mit ſeinem ganzen Staat von Offizieren und höchſten Beamten, alle unter groſsen goldenen Schirmen und mit Lampion- und Fackelträgern zu beiden Seiten.

Der Reichskanzler von Surakarta

Es iſt einer der ſchönſten Momente des ganzen Feſtes. Der Empfang ſelbſt, das Dröhnen der Kanonen, die effektvolle Muſik, das Lichtmeer der bengaliſchen Flammen und das ganze Gewühl prächtig gekleideter Menſchen machen unter dem hellgeſtirnten tropiſchen Himmel einen Eindruck, der vor jedem Feſtarrangeur, ſei er auch, wer er wolle, beſtehen könnte.

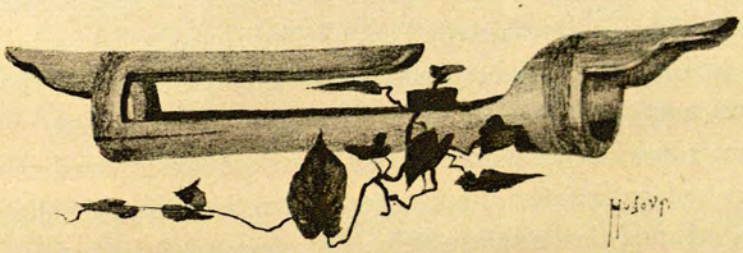
Der Kaiſer bietet dem Reſidenten den Arm und führt ihn zu den beiden Thronſtühlen des Saales. Im ſelben Augenblick tritt aus einem der Vorhöfe eine endloſe Reihe vieler Hunderter dienſtthuender hoher Javaner heraus, die, alle gleich gekleidet und mächtige Silberplatten mit Thee und Bisquits in der Höhe des Mundes vor ſich hertragend, einer nach dem andern einhermarſchieren oder eigentlich gleiten, um lautlos zwiſchen den Gäſten zu verſchwinden. Es ſind hohe Perſönlichkeiten darunter, Männer von ungewöhnlicher Schönheit und tadelloſem Körperbau, alle nackt bis zum Gürtel. Nur um den Hals hängt loſe ein langes, gelbes Seidenband mit roten Rändern. Mächtige goldene Dolche ſtecken vorn im Sarong, rückwärts ſitzt das Kris, und auf dem Kopfe iſt das von hoher Geburt zeugende, eigentümliche Kopftuch aus weiſs und gelblichbraunem Stoff mit zwei groſsen Fledermausflügeln ſtramm wie ein Kamm in Falten geſpannt (ſiehe die Ab-

Indira Gandhi National Centre for the Arts

bildung der grofsen Neujahrsprozeſſion auf Seite 221). Die Füfse ſind natürlich wie immer nackt.

Das Feſt, das nun ſeinen Anfang nimmt, um bis zum hellen Morgen zu währen, bietet, wie alle derartigen Veranſtaltungen, eine reiche Abwechslung an Tänzen, Vorführungen der Schrimpis und Bedojas, humoriſtiſche Flaſchentänze, bei denen die Paare in gewaltigen Attrappeflaſchen ſtecken, Feuerwerk u. ſ. w. An den Freuden des Tanzes nimmt auch Seine Hoheit eifrig teil, beſonders an dem »Pas de Quatre«. Selbſtverſtändlich giebt es auch hier verſchiedene Buffetts mit Champagner und wahren Bergen von andern Erfriſchungen, an denen jedermann ſich niederlaſſen kann, um ſich nach Herzensluſt gütlich zu thun.

Der Reſident ſetzt ſich ſpäter des Nachts mit dem Soenan, der ein grofser Liebhaber des Kartenſpiels iſt, und den höchſten Prinzen an den Spieltiſch, und nun werden verſchiedene Herren, die Seine Hoheit zu begrüfsen wünſcht, aufgefordert, dem Kaiſer eine Viſite abzuſtatten, eine Ehre, die dem Glücklichen, dem ſie widerfährt, ſo wie allerorten in der Welt, auch hier augenblicklich eine ganze Schar Neider ſchafft.



Indira Gandhi National Centre for the Arts

Bei Javas Bismarck — Eine javanische Fabel

Spreche ich von dem Reichskanzler von Surakarta »Raden Adipati Sosrodiningrat«, der mit einer Schweſter des Kaiſers vermählt iſt, ſo gedenke ich damit eines der liebenswürdigſten, klügſten und feinſten Javaner, die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Es iſt durchaus nicht ungerechtfertigt, wenn dieſer Mann den pompöſen Beinamen »Javas Bismarck« führt, denn in Wirklichkeit iſt er es und nicht der Soenan, um den alles ſich dreht. Wie geſagt, darf niemand den Soeſoehoenan beſuchen, ohne erſt unter Anführung ſeiner Gründe die Erlaubnis des Reſidenten eingeholt zu haben, der den Anſuchenden dann in der Regel an den Reichskanzler verweiſt. Alle Pachtverträge, Kontrakte und alle Plantagenangelegenheiten, die für den Europäer in Mitteljava von groſser, ja faſt einziger Bedeutung ſind, werden in den Büreaux des Kanzlers entſchieden, ſowie es auch die Aufgabe und Pflicht dieſes Balancekünſtlers iſt, eventuelle Streitigkeiten zwiſchen den kleinen, oft recht heftigen Fürſten und der Regierung zu verhindern oder zu ſchlichten. Er iſt ſowohl die rechte Hand der holländiſchen Regierung als auch des javaniſchen Hofes — eine wahrhaftig nicht leichte Aufgabe, die wohl Javas intelligenteſten Mann erfordert. Er iſt unzweifelhaft, ebenſo wie ſein verſtorbener Vater, der frühere Kanzler, die beliebteſte und zugleich die geſchätzteſte Perſönlichkeit in Mitteljava und wird nicht nur von dem holländiſchen Hofe, ſondern von allen Seiten auf das ſchmeichelhafteſte ausgezeichnet.

Daſs unter ſolchen Umſtänden das Haus des Reichskanzlers, das eines der geſelligſten und gaſtfreieſten des Landes iſt, den Sammelpunkt der javaniſchen Geſellſchaft bildet und insbeſondere ſeine ſogenannten Spielabende den lebhafteſten Zuſpruch finden, iſt nicht zu verwundern. An dieſen monatlichen Zuſammenkünften, zu denen der Reichskanzler nur ſeine nächſten Freunde lädt — allerdings ſind deren nicht wenige —, herrſcht ein durchaus gemütlicher und ungezwungener Ton, wie denn der Diplomat bald eingeſehen hat, daſs gerade die Ungezwungenheit es iſt, die hier geſucht und geſchätzt wird. Der bequemere Diplomatenrock hat den ſteifen Frackanzug abgelöſt. Der offizielle Teil des Abends wird immer ſo viel als möglich abgekürzt, und — was nicht am mindeſten gewürdigt wird — der kluge Kanzler ſucht ſeinen Gäſten einen wirklich guten Tiſch zu bieten, im Gegenſatz zu dem Hofe, wo die Gewinnſucht der Hofbeamten und der Lieferanten, von denen jeder ſich ſeinen Extraprofit zuzuſchanzen verſucht, die Güte der Waren weſentlich beeinträchtigt, obwohl der

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Soefoehoenan ſeine ſchlechte Ware gewiſs doppelt ſo hoch bezahlt, wie der Kanzler ſeine gute. Man darf nun allerdings nicht vergeſſen, daſs die Haupterwerbsquelle von Tauſenden von Hoffunktionären darin beſteht, zu ſtehlen und zu betrügen. Sehr treffend hörte ich eines Tages einen alten europäiſchen Freund, der mit den dortigen Verhältniſſen genau bekannt iſt, die Sachlage in der Weiſe charakteriſieren, daſs er behauptete, für jede Zigarre, die man hier einem Fremden biete, werde eine ganze Kiſte Zigarren geſtohlen. Die Moral von der Geſchichte: »Es iſt ein teures Vergnügen, auf Java Fürſt zu ſein.«

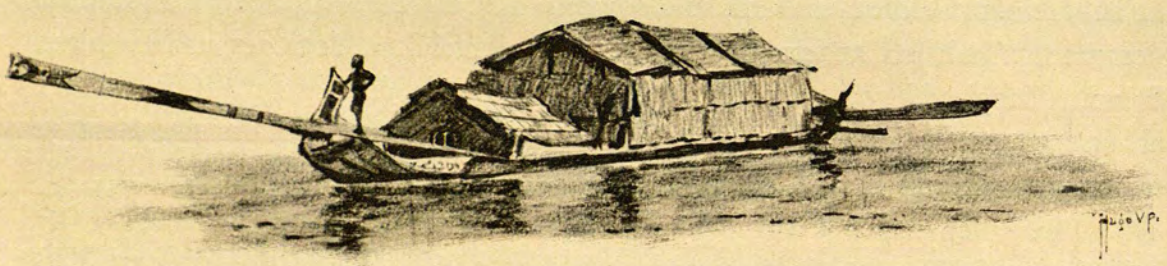
Im Hauſe des Kanzlers fühlt man ſich ſo wohl wie daheim. Es werden intereſſante Schwert- und Speertänze von tüchtigen Spezialiſten ausgeführt, die der Kanzler eigens zu dieſem Zwecke hält. So ſah ich eines Abends zwei junge, vortrefflich geſchulte Javaner einen ungemein intereſſanten Kriegstanz darſtellen. Im übrigen bildet das Kartenſpiel die Hauptunterhaltung des Abends, und es ſollen keine kleinen Geldhaufen ſein, die ſowohl hier als bei dem Soenan in Umlauf kommen. Auch an andern Höfen, wie zum Beiſpiel an dem des unabhängigen Prinzen Mangko Negoro, der ein ähnliches Palais wie der Kanzler beſitzt, werden ab und zu groſse Feſtlichkeiten veranſtaltet; da ſie jedoch alle dasſelbe Gepräge tragen, ſo verlohnt es ſich nicht, einzelne beſonders zu erwähnen.

Bei allen dieſen Feſten fällt dem Fremden an den dienſtthuenden Perſönlichkeiten eine Eigentümlichkeit auf: es iſt das Band, das ſie loſe um den Hals oder zuzeiten bei ſchweren Arbeitsleiſtungen in einem leichten Knoten um den Nacken geknüpft tragen. Dieſes Band, je nach den verſchiedenen Höfen von verſchiedener Farbe und Ausſtattung — ſo iſt es bei dem Kaiſer aus gelber Seide mit roten Seidenrändern und kleinen Quaſten, bei dem Sultan von Djokja gelb und an den Enden mit ſchönen Kronen und Namenszügen geſtickt, bei dem Kanzler in Solo aus grüner Seide mit gelben Rändern u. ſ. w. —, hat folgende Geſchichte oder Fabel:

In alten Zeiten, vor der Gründung des Halsbandzeichens, ſandte ein javaniſcher Fürſt einen Diener mit koſtbaren Geſchenken zu einem Vaſallen. Auf dem Wege wurden die Sendboten des Fürſten durſtig, und da ſie ſich an einem Fluſſe befanden, baten ſie einige Javaner, die eben vorbeikamen, bei den Geſchenken Wache zu halten, während ſie zum Fluſſe hinab gingen, um ihren Durſt zu ſtillen und gleichzeitig ein erfriſchendes Bad zu nehmen. Sie gerieten jedoch in das Reich der Fluſsgeiſter, die ſie beſtens bewirteten, ſie aber ſo lange unten behielten, daſs, als ſie wieder heraufkamen, wie es im Märchen ſchon zu gehen pflegt, ein langer Zeitraum vergangen war und ſie ihr Ausſehen ſo ſehr verändert hatten, daſs die Javaner, die bei den Geſchenken Wacht hielten, ſich weigerten,

Indira Gandhi National Centre for the Arts

ihnen dieſe wiederzugeben. Alles Zureden half nicht, ſie muſsten zurückkehren und erzählten ihrem alten Fürſten, was ihnen widerfahren ſei. Dieſer, ein ſehr kluger Mann, ſah ſofort ein, daſs hier etwas Ernſtliches geſchehen müſste, um die Wiederholung ſo unangenehmer Vorfälle zu verhindern, und er führte den Brauch ein, daſs, wer immer ſeine Aufträge vollführte, für ihn arbeitete oder Dienſte that, um den Hals ein Band in einer beſtimmten Farbe tragen muſste, das ihn als Diener ſeines Fürſten kennzeichnete. So lautet die Geſchichte des Bandes, und der Gebrauch hat ſich bis auf den heutigen Tag erhalten.



Indira Gandhi National Centre for the Arts

Vulkane und Tempel

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Der Klahkafee mit Vulkan Lamongan (Java)

Vulkane

Von jeher haben die Worte »Thätige Vulkane« eine feltfame Macht auf mich ausgeübt, und es mag wohl vielen jungen Menfchen fo ergehen wie mir. Wie viel weniger konnte ich mich diefer magnetifchen Kraft entziehen, als ich mich nun mit einem Male inmitten einer Anhäufung vulkanifcher Berge befand, wie fie nur Java aufzuweifen hat. Java gleicht etwa einem grofsen Dach mit einer Unzahl von aus dem Innern der Erde Rauch entfendenden Schornfteinen, und mich packte die unwiderftehliche Luft, fobald als möglich in einen diefer dampfenden Schlote hineinzugucken.

Ich hatte mich im Intereffe meines Werkes längere Zeit in den gefundheitsgefährlichen Ebenen Javas aufhalten müffen und war daher froh, endlich wieder für einen Monat in die kühlen Bergregionen flüchten zu können, um hier frifche Kräfte zu fammeln und meine Skizzen auszuarbeiten. Die Wahl fiel auf Garoet, einen der prächtigften Höhenorte Javas mit elegantem Hotel, köftlicher Temperatur, herrlichen Ausblicken und bequemem und berühmtem Aufftieg zu einigen der fchönften javanifchen Vulkane, dem mächtigen Papangdaian-Krater, dem intereffanten Weifsen Meer, den Moorquellen Kawah Manoek und Tjipannas, dem Totenthal Padjagolan und wie alle die herrlichen vulkanifchen Höhen heifsen.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Die Reiſe nach dem 2500 Fuſs hoch liegenden Garoet bietet keine Schwierigkeit mehr, da die Eiſenbahn bereits bis hinauf führt.

Zwei puſtende, ſtöhnende Lokomotiven bringen uns immer höher, und mit jedem Meter wird die Ausſicht von dem Bergkamme herab über die ſonnenbeleuchtete Landſchaft märchenhafter. Vulkane und Berge wechſeln mit ungeheuren Plateaus, in deren Teraſſen das Waſſer, das über reisbepflanzte, künſtliche Böſchungen hinabgeleitet wird, zahlloſe kleine Teiche bildet. Der entzückend herrliche Himmel ſpiegelt ſich in all dieſen kleinen Waſſerfällen, und die Farbenperſpektive der Landſchaft iſt von einer Schönheit und Mannigfaltigkeit, die jeder Beſchreibung ſpotten. Uebte nicht die immer kälter und kälter werdende Luft einen ſo belebenden und erfriſchenden Einfluſs, daſs man unwillkürlich die Glieder regt und im Coupé umherſpringt wie ein Kind, man ſäſse wahrhaftig wie verſteinert vor all der Herrlichkeit, die ſich hier offenbart. Ueber die kühnſten Brücken und Wölbungen geht es aufwärts — bekanntlich haben ſich die holländiſchen Ingenieure und Architekten durch ihre kühnen und glänzenden Brückenbauten auf Java berühmt gemacht —, dann iſt Garoet erreicht, und wir ſteigen bei einer kleinen Station aus.

Schon tags darauf werden die verſchiedenſten Vulkanbeſichtigungen geplant, und ich entſchlieſse mich, mit Kawah Manoek, zu deutſch Moorquellen — eine wenig entſprechende Bezeichnung für das, was man zu ſehen bekommt — den Anfang zu machen.

Die Abfahrt ſoll abends ſtattfinden, und nachdem ich noch wegen des Proviants mit dem Wirte Rückſprache genommen, den Wagen beſtellt und einige warme Kleider eingepackt habe, kann ich nach Belieben über meinen Tag verfügen.

Zur beſtimmten Zeit fahre ich ab und erreiche nach wenigen Stunden eine ſogenannte Paſang Grahan, eine Art primitiver Herbergen mit einigen Betten, Tiſchen, Stühlen u. ſ. w., welche die holländiſche Regierung auf allen unbefahrenen, hotelloſen Plätzen errichtet, und die unter der Aufſicht des höchſten im nächſten Dorfe lebenden Javaners ſtehen. Dieſe Quartiere, insbeſondere als Nachtherbergen für durchreiſende Minengräber, Geologen, Naturforſcher und Touriſten berechnet, dürfen natürlich nur mit Erlaubnis der Regierung benutzt werden, doch öffnet auch ein Paſs des Generalgouverneurs dem Glücklichen all dieſe Herrlichkeiten.

So primitiv alles iſt, ſo iſt man doch froh, in der Abendkühle, die ſich in dieſer Höhenlage recht empfindlich bemerkbar macht, unter Dach zu kommen. Ein dienſtbereiter Wächter, dem ich einen Teil von dem Inhalte meines groſsen Proviantkorbes überliefere, kommt mir zu Hilfe, bald brennt ein luſtiges Feuer

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Berg Sumbing auf Java

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

auf der altmodiſchen Feuerſtätte, und nicht lange darauf ſitze ich vor einer delizioſen Mahlzeit, beſtehend aus Fleiſchextraktſuppe, Huhn, Butter, Käſe und Obſt.

Der Verabredung gemäſs werde ich am nächſten Morgen um $^1/_2 5$ Uhr geweckt. Voll erwartungsvoller Freude ſpringe ich, der Kälte nicht achtend, aus dem Bette, und nachdem ich etwas heiſsen Kaffee zu mir genommen, geht es hinaus in die Dunkelheit. Draufsen warten ſchon acht Männer mit dem Tragſtuhl, einem gewöhnlichen Holzſtuhle mit an der Seite befeſtigten langen Bambusſtangen, die die Leute auf ihre Schultern heben. Die Kälte iſt ſcharf, aber das Neue und Spannende der Situation überwiegt jede andre Empfindung, und ich hülle mich ſo gut als möglich in die Decken, während auch die Kulis, zuerſt ſtumm und augenſcheinlich etwas erfroren, ſich beim Tragen der nicht geringen Laſt, die auf ihnen ruht und die ihnen im Anfang wenig Vergnügen zu machen ſcheint, erwärmen und gemütlich zu werden beginnen. Das anbrechende Tageslicht thut das Seine dazu, und bald arbeitet ſich eine fröhliche kleine Gruppe die groſsen Krümmungen über Berge und Schluchten hinauf. Wunderbar ſchöne Ausblicke löſen einander ab; bald geht es über ſchmale, ſteil abfallende Pfade, und ein Schauer rieſelt einem kalt über den Rücken angeſichts der Tiefe, über welche die vier Träger mit ihrer Laſt kühn hinwegbalancieren, bald geht es wieder über halbdunkle, dämoniſch wilde Urwaldſtreken, und immer mehr nähern wir uns dem Gipfel. Während bei Tagesgrauen noch einzelne Vögel- und Affenſtimmen ſich vernehmbar machten, wird es nun immer ſtiller und ſtiller. Eine nach Schwefel riechende Luft umgiebt uns, und da und dort bemerke ich groſse verkohlte Bäume. Der Weg iſt hier ſehr ſteil, und die Träger müſſen fleiſsig wechſeln. Da plötzlich höre ich eigenartige fremde Laute, ähnlich einem ſchwachen Rauſchen oder Sieden in Keſſeln, und auf meine Frage erhalte ich die Antwort: »Wir ſind da, Herr!« Der Tag iſt nun voll angebrochen, und nach einer jähen Wegkrümmung nehmen die Laute an Stärke bedeutend zu. Nun ein paar Schritte noch, und der Eingang zur Hölle iſt erreicht — wenigſtens hatte ich mir das Reich der Dämonen ſtets in dieſer Art vorgeſtellt.

Der Platz, auf welchem der Tragſtuhl nun niedergeſtellt wird, hat etwa zwölf Quadratmeter im Umfang. Im Hintergrund ſteigt eine Wand aus Erde, Lava, Schwefel und Kalkbildungen wohl ſechs bis acht Meter auf. Aus dieſer in einer ſonderbaren Miſchung von Gelb, Grün und Braun gefärbten Wand erhebt ſich unter ungeheurem Brodeln und Ziſchen ein ſchwerer weiſser Schwefeldampf, der von Zeit zu Zeit grünliches Schwefelwaſſer und Schlamm an die Wand und über den kleinen Platz ſpritzt, auf welchem wir ſtehen.

Aber dies iſt ja bloſs der Eingang des mächtigen Kraters, und mein Führer,

Indira Gandhi National Centre for the Arts

der mein ungewöhnliches Intereſſe bemerkt, erinnert mich, daſs es ja noch mehr von dieſer eigentümlichen Welt zu ſehen giebt. Ein Javaner geht voran, und ihm folgen ich und einige andre, während der Reſt ſich ſogleich über den mitgebrachten Proviant macht.

Wir beſteigen zuerſt die minder ſteile Wand zur Linken. Immer näher tönt uns das ohrenbetäubende Kochen wie aus Hunderten von Keſſeln entgegen, und es öffnet ſich ein Terrain, das ſowohl an Formation als an Färbung das ſeltſamſte und eigentümlichſte iſt, das ſich denken läſst: teils flach, teils ſtark hügelig, durchkreuzt von brodelnden und ſiedenden Adern und Bächen dampfenden Schwefelwaſſers und alle möglichen grünlichen, gelblichen, weiſslichen und rötlichen Nüancen aufweiſend. Ein ſchmaler Steg von etwa einem halben Meter Breite ſchlängelt ſich durch dieſes belebte Terrain, und wir wandeln dahin über Baumſtämme, die hier und da als Brücken über einen dampfenden Schwefellauf gelegt ſind, und über Lavamengen, die unter unſern leichten Tritten vibrieren, ſo daſs man ſich wie auf einer berſtenden Eisſcholle fühlt.

Aber die Spannung läſst mich keinem ängſtlichen Gedanken Raum geben, und ich fühle nichts als das Verlangen, weiter und weiter einzudringen. Der Schwefel hat die merkwürdigſten Niſchen, Grotten und Tropfſteinhöhlen gebildet, an deren Wänden Waſſer und Lava herabflieſst, das Terrain zu meiner Seite iſt wie überſäet mit lauter kleinen und gröſseren Löchern, und als ich in einen von dem eingeſunkenen Erdreich gebildeten kleinen Keſſel, in welchem eine bläuliche, dicke Schlammmaſſe wallt und ziſcht, meinen langen Stock mit der Eiſenſpitze ſtecke, ſpritzt die blaue Maſſe wie kochendes Blei aus der Oeffnung.

Wir ſind nun tief im Krater des Vulkans angelangt und dem Zufalle willenlos preisgegeben; der wenig feſte Grund, auf dem wir ſtehen, kann eben jetzt nachgeben und zuſammenſinken — geſchah es doch vor einigen Jahren in ebendemſelben Krater, daſs ein Controleur, der einer gröſseren Geſellſchaft den Vulkan zeigen wollte, einen Schritt zu weit zurücktrat, um für immer in der Tiefe zu verſchwinden. — Noch eine kurze Strecke Weges, und wir haben eine der maleriſcheſten Partien des Vulkans erreicht; das Terrain hebt ſich ein wenig, und von dieſer Anhöhe herab ſieht man ein Schauſpiel, das einem zeitlebens unvergeſslich bleibt.

Während wir uns dem Rande der Anhöhe nähern, bricht ſich die Sonne eben durch die aufſteigenden Schwefeldämpfe kräftig Bahn und beleuchtet das mächtige Panorama eines geſprengten Erdwalls, auf dem ein ſolcher Ausbruch vor kurzem ſtattgefunden hat. Die jungen Bäume und Büſche, die ſich in dem dicken Dunſt nur mit Mühe und Not emporgearbeitet, liegen und hängen weiſs und

Indira Gandhi National Centre for the Arts

ſchwefelbeladen nach allen Seiten zerſtreut. Einige Rieſengeſteine, durch das ſtete Ueberſpritzen mit Schlamm und Schwefel auf das phantaſtiſchſte gefärbt, umgeben die Ausbruchſtelle. Rechts hat ſich ein unaufhörlich quirlender und brodelnder See wie aus kochendem Blei gebildet, und auch an der Wand kleben in kleinen Zwiſchenräumen bis zu Meterhöhe ſonderbare groſse, dunkelblaue Schlammklumpen. Es iſt, als arbeite es im Innern unabläſſig daran, die ganze Wand auseinanderzuſprengen, was ja auch jedenfalls nur eine Frage der Zeit ſein kann. Ab und zu führt uns der Wind den Schwefeldampf entgegen und hüllt uns für eine Minute in eine dicke weiſse Wolke, die ſich jedoch sogleich wieder verflüchtigt, um uns neue Farbenwirkungen und Ueberraſchungen zu offenbaren. Was mich betrifft, ſo fühlte ich mich von dem Anblick dieſes phantaſtiſchen Kraters, aus dem man alle Augenblicke Satanas ſelbſt in ſeiner ganzen Majeſtät auftauchen zu ſehen erwartet, in ſolchem Grade überwältigt, daſs ich meine Trabanten ſogleich nach dem Hotel in Garoet zurückſchickte, um mich mit weiteren Lebensmitteln zu verſehen und mir Material zu einer Oelſtudie zu holen. Ich vergaſs alle Verabredungen, Kontrakte und Pläne und war in den erſten drei Tagen bis Sonnenuntergang nur hier im Krater zu treffen, raſtlos arbeitend, um ein Motiv feſtzuhalten, das mich blitzartig zu einem ungemein intereſſanten »Bild der Unterwelt« inſpiriert hatte. Der dreitägige Aufenthalt in dieſer ſchwefelgeſchwängerten Luft hatte die Folge, daſs alles Metall, das ich bei mir trug, die Knöpfe am Rocke, der Beſchlag meines Malkastens, ja ſelbſt das Silbergeld in der Taſche eine blauſchwarze Färbung annahm; die Fäden in meinem weiſsen Anzug zerfielen, ſo daſs die Knöpfe ohne weiteres herauszuziehen waren. Noch ſchlimmer war es, daſs der eingeatmete Schwefeldampf auch für meine Geſundheit nicht ohne Folgen blieb. Ich bekam heftiges Erbrechen und war einige Zeit krank. Indeſſen hatte ich erreicht, was ich wollte — und das iſt mir zeit meines Lebens das Wichtigſte geweſen —: zwei Farbenſkizzen und eine groſse Studie. Der Führer ſchüttelte allerdings den Kopf über den verrückten Weiſsen, der den ganzen Tag allein im Krater ſaſs und auf denſelben Fleck ſtarrte — wo andre Fremde ſich mit fünf Minuten begnügten — aber einige blanke Guldenſtücke tröſteten ihn und ſeine Kameraden vollſtändig.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Der Papang-dajan-Vulkan

Vielemale ſo groſs als »Kawah Manoek« und weit mehr von Touriſten beſucht iſt der ungeheure Papangdajan-Krater, der in einer ganz anderen Richtung liegt, aber ebenſo leicht von Garoet zu erreichen iſt. Die eine Wand dieſes 2600 Meter hoch liegenden Kraters iſt bei einem der Ausbrüche eingeſtürzt, ſo daſs der Fremde mit Leichtigkeit in das Innere gelangt, ein ungeheures Feld von weiſslich-grüner Schwefelfarbe mit mächtigen, zitronengelben Partien. Der Schwefel, der weiſsgelblich empordampft, bildet hier Solfataren, Säulen und Figuren von ſeltener Schönheit und Gröſse, formt die herrlichſten Büſten und bildet Riesengräber und Dolmen.

Von einem kleinen Hauſe, oder richtiger geſagt, von einem auf Pfählen ruhenden Dache, das hoch an einer der inneren Vulkanwände liegt, genieſst man die Ausſicht über ein Schwefel- und Lavameer von unvergeſslicher Groſsartigkeit. Der letzte groſse Ausbruch dieſes prachtvollen Vulkans, bei welchem ein halbes hundert Dörfer in Aſche gelegt und gegen dreitauſend Menſchenleben vernichtet wurden, fand im Jahre 1772 ſtatt.

Sehr intereſſant iſt auch das idylliſche Farbenmeer des »Telaga Bodas«, das von Garoet ziemlich leicht erreichbar iſt. Man findet hier einen ehemaligen Krater, der ſich im Lauf der Zeit in ein ſchneeweiſses Meer verwandelt hat und nun den Eindruck eines groſsen prächtigen Milchſees macht. Eine üppige Vegetation reicht bis an das Ufer heran, ſo daſs nur ein ſchmaler Küſtenſtreifen uns eben Raum genug bietet, um die Runde zu machen. An verſchiedenen Stellen des Sees ſieht man es brodeln und branden, und auch am Ufer ſcheinen Lava und Schwefel noch ſtellenweiſe thätig zu ſein.

Ich möchte, um die Benutzung des Wortes »Meer« und »See« zu erklären, die Aufmerkſamkeit des Leſers auf den eigentümlichen Sprachunterſchied lenken, der hier zwiſchen der holländiſchen und malayiſchen Sprache gegenüber den meiſten europäiſchen Sprachen beſteht, daſs nämlich das Wort Meer auf holländiſch »See« bedeutet, während der Holländer einen kleineren See »Meer« nennt.

Auf dem Wege nach Telaga Bodas hat man vorzügliche Gelegenheit, in der Nähe eine eigentümliche vulkaniſche Bildung zu beſichtigen, das ſogenannte Totenthal »Padjagolan«, ein Thal von merkwürdig graugelber Färbung, das einen erſtickenden Dampf von giftiger Wirkung ausſtrömt, ſo daſs Vögel, Hunde etc., wenn ſie hineingeraten, getötet und in Mumien verwandelt werden. Ohne Führer iſt dieſes Thal jedoch nicht zu finden, da ſein Zugang faſt ganz verwachſen iſt.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Der Tankoeban Prahoe-Vulkan

Um den 2000 Meter hohen Vulkan Tankoeban Prahoe bei Bandoeng zu beſichtigen, muſs man in dem nahegelegenen Dorfe Lembang übernachten und am nächſten Morgen zeitig den Anſtieg beginnen. Man hat hier auch Gelegenheit, mit einem der wichtigſten Chininbezirke Javas bekannt zu werden.

Von dem Rande des Vulkans bietet ſich dem Beſchauer ein unvergeſsliches Panorama: einerſeits die beiden Krater Kawah Oepas und Kawah Ratoe — 200 Meter tief und von einer dunkel-gelblichen Färbung, während der kochende Boden ſelbſt grünlich-weiſs iſt —, andrerſeits das wunderſchöne rieſige Flachland, die Bandoeng-Ebene, welche die eine ziemlich niedrige Wand des Vulkans zu überſchauen geſtattet.

Dieſer Vulkan, der noch im Jahre 1846 eine fürchterliche Eruption hatte, iſt zu beſichtigen, indem man den die beiden Krater ſcheidenden Rücken verfolgt; aber leicht kann der Fuſs ausgleiten, und dann iſt der Tod ſicher.

Alle dieſe intereſſanten Vulkane verblaſſen jedoch neben Javas merkwürdigſter vulkaniſcher Bildung, dem Bromo-Sandmeer, von welchem ſpäter berichtet werden ſoll. Da nun eine hiſtoriſch richtige Schilderung eines Vulkanausbruches in einer mehr typiſchen Charakteriſtik der 1883 ſtattgefundenen Eruption des Vulkans Krakatau vorliegt, ſo will ich hier die Geſchichte dieſes Ausbruches erzählen, die wohl am deutlichſten beweiſen wird, wie wenig übertrieben es iſt, wenn ich Java ein Land nenne, auf dem das ganze Leben eigentlich nur wie ein Tanz auf einem einzigen groſsen Vulkan erſcheint, der heute oder morgen zur Thätigkeit erwachen und ungeheure Landſtrecken vernichten kann.

Der Ausbruch des Krakatau-Vulkanes 1883

Zwiſchen Weſt-Java und Sumatras Südſpitze liegt eine Unzahl kleiner Inſeln, und hier befindet ſich der Krakatau-Vulkan (Poeloe Rakata), der gegen 200 Jahre unthätig geweſen war, als er plötzlich am 27. Auguſt 1883 die Stätte einer der fürchterlichſten Eruptionen wurde, die die Weltgeſchichte aufzuweiſen hat.

Bereits im Mai machte ſich die innere Thätigkeit des Vulkans bemerkbar, indem der Krater ſich öffnete und die Lava ſich längs der Seiten des Berges hinab Bahn brach. Mächtige Dämpfe und Schwefelwolken ſtiegen bis zu 12000 Meter Höhe empor und nahmen immer mehr zu, bis ſie zur Zeit des groſsen Ausbruches eine Höhe von 27000 Meter (die mehr als fünffache Höhe des Montblanc) erreichten.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Gewaltige Maſſen von Bimsſtein und Schwefelſchlacken wurden in einem dichten Regen über eine Strecke Landes geſchleudert, die ſo groſs war wie ganz Irland, über ganz Süd-Sumatra und ungeheure Teile von Java, und feine vulkaniſche Staubteilchen erfüllten die Luft in ſolchem Umkreiſe, daſs man Monate hindurch über den ganzen Erdball dieſem vulkaniſchen Phänomen die herrlichsten Sonnenuntergänge zu danken hatte. Dichtes Dunkel hüllte für mehrere Stunden die ganze Gegend ein. Das Getöſe des Ausbruches war über eine Strecke wie von Berlin nach Konſtantinopel vernehmbar, und in einer Entfernung von fünf geographiſchen Meilen von der Unglücksſtätte fanden viele Menſchen durch die erlittenen Brandwunden ihren Tod.

Dörfer und ganze Städte mit vielen tauſend Einwohnern teilten das Schickſal von Pompeji und Herculaneum. Und als ſollten Erde und Waſſer gleichermaſsen an dem Unglück teilhaben, ſtürzte plötzlich nahezu die Hälfte des Vulkans in das Meer, dieſes in einen nie vorher geſehenen Aufruhr verſetzend. Ganze Dampfſchiffe wurden Tauſende und Tauſende von Metern von ihren Ankerplätzen in die Häfen und weit hinein ins Land geſchleudert. Küſtenſtrecken von fünftauſend Meter Breite und Länge verwandelten ſich aus reichblühenden Landſchaften in Wüſten, und die Wogen ſchlugen mit ſolcher Wucht an das Land, daſs an der Weſtküſte von Java 36000 Menſchen mit Haus und Hof und allem Hab und Gut ins Meer geriſſen wurden.

Groſse Teile des Meeres wurden von Bimsſteinſchollen bedeckt, die man noch heute, bald zwanzig Jahre nach dem Ereignis, in groſsen inſelähnlichen Kuchen in der Sundaſtraſse treiben ſehen kann, als eine Erinnerung deſſen, was ein »vulkaniſcher Ausbruch« eigentlich zu bedeuten hat.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Das Dieng-Plateau

Das Dieng-Plateau

Am Schluſſe meiner Mitteilungen über javaniſche Vulkane möchte ich als Erklärung einiger dem Buche eingefügter Bilder von einem vulkaniſchen Terrain berichten, das, zu den am ſeltenſten beſuchten zählend, als Erſatz für alle Mühe und Koſten, die ſein Beſuch erfordert, dem Künſtlerauge eine ganz unvergeſsliche Fülle an Stoff darbietet. Ich meine das ſagenreiche, berühmte Dieng-Plateau — am beſten über Magelang-Woenoſobo erreichbar —, deſſen Krater 2170 Meter hoch liegt.

Wer den weltberühmten Yellowſtone-Park in Amerika beſucht hat, wird durch das Dieng-Plateau in vielem an jenes Rieſenterrain erinnert werden. Aber ſchon während des allmählichen Aufſtieges, noch ehe man den Eingang des Kraters erreicht, öffnet ſich dem Blick ein Panorama, das ſich wie mit goldenen Buchſtaben in das Gedächtnis des Fremden eingräbt, und das ich ohne Bedenken als das ſchönſte und ergreifendſte bezeichne, das ich während meines zweijährigen Reiſelebens in Java erblickt.

Eines von Javas gröſsten und komfortabelſten Paſang Grahans, das unter Aufſicht eines originellen alten Schweizers ſteht, bietet uns eine in ihrer herrlichen Kühle erquickende Unterkunft. Da ich mich in Geſellſchaft des auf einer Inſpektionsreiſe begriffenen Chefs von Javas Forſtweſen befinde, ſteht in kurzer Zeit ein vorzügliches Frühſtück, beſtehend aus einem unſchuldigen Lämmchen, das unſerthalben ſein Leben laſſen muſste, auf dem Tiſche. Das Fleiſch iſt auf dem Spieſs gebraten oder über dem Feuer auf kleinen Scheiten geröſtet und ſchmeckt ausgezeichnet.

Wir verbringen hier einige genuſsreiche Tage, zu deren Ausnutzung allerdings eine genaue Kenntnis der faſt täglichen Regen- und Nebelſtunden erforderlich iſt.

In alten Zeiten hat das Dieng-Plateau eine bedeutende Rolle geſpielt, und

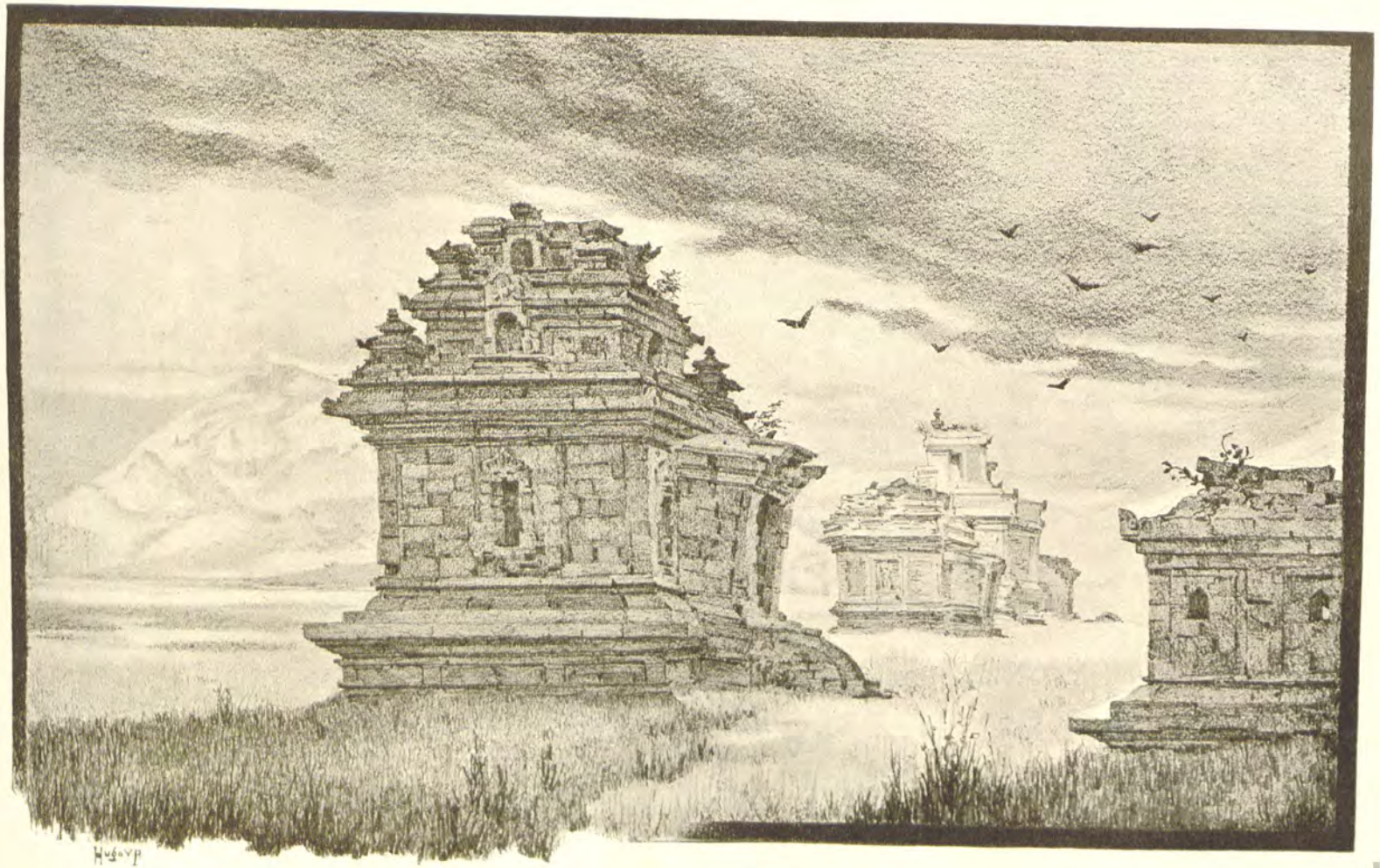
Indira Gandhi National Centre for the Arts

noch heute findet man verſchiedene, ſehr maleriſche kleine Tempel auf dem Terrain verſtreut, an einem Platze ſogar reihenweiſe nebeneinander. Die Tempel ſind verhältnismäſsig gut erhalten; nur erſchwert leider das ſtark ſumpfige Terrain den näheren Zutritt und das genauere Studium dieſer Ueberreſte aus der Zeit der Hindu. Beſonders unmittelbar vor Ausbruch der täglich aufziehenden Unwetter bieten dieſe herrlichen Ruinen, umſchwärmt von zahlreichen Raben, die hier oben Zuflucht gefunden haben, einen unvergleichlich maleriſchen Anblick. Grabesſtille ruht auf dieſer Landſchaft, während in einiger Entfernung aus dem offenen kleinen Krater von beiläufig vierzig Quadratmetern Umfang, den ſich der Vulkan hier gebildet, eine qualmende Dampfſäule emporſteigt. Das Romantiſcheſte und für Fremde Ueberwältigendſte, das das Dieng-Plateau dem Beſchauer bietet, iſt jedoch das ſogenannte »Farbenmeer«, das ſchöne »Telaga Warna«, ein ziemlich groſser vulkaniſcher See, umgeben von teils nackten, teils bewachſenen ſteilen Ufern und Abhängen von märchenhafter Schönheit.

Während längs des Ufers der Vulkan an verſchiedenen Stellen raucht und dampft, iſt das Wunderbarſte daran doch das Waſſer ſelbſt, deſſen Grund von vulkaniſchem Leben vibriert. Das Farbenſpiel der Oberfläche, das zwiſchen Smaragd- und Tiefgrün ſchwankt, und die verſchiedenſten weiſsen und blauen Nuancen, je nach dem Widerſchein des Himmels wechſelnd, bei Mondlicht oder Sonnenſchein, Sturm oder Regen in der mannigfaltigſten Farbenpracht ſchillernd, zieht den Blick des Fremden derart auf ſich, daſs er wie gebannt dieſes Gewäſſer betrachten muſs. »Telega Warna« iſt unſtreitig unter der Menge intereſſanter Seen, die man auf Java zu ſehen bekommt, der bezauberndſte.

Die Geſchichte des Dieng-Plateaus umgiebt ein myſtiſcher Nimbus, doppelt myſtiſch, da der Schleier wohl nie ganz gehoben werden wird. Man weiſs nur das eine mit Sicherheit, daſs das 2000 Meter über der Meeresfläche liegende, 1200 Meter lange und 700 Meter breite Terrain erſt 1813 von dem damaligen engliſchen Gouverneur Sir Raffles entdeckt wurde. Die Gelehrten haben ſpäter durch alte Inſchriften erfahren, daſs hier ſchon 840 Jahre n. Chr. G. eine von Siwa-Anbetern bewohnte groſse Stadt ſich befunden, die, wie andre Anzeichen beſagen, noch 1135 Jahre n. Chr. G. beſtanden hat. Da niemals irgendwelche Menſchenknochen aufgefunden wurden, ſo nimmt man an, daſs ein ungeheurer vulkaniſcher Ausbruch die ganze Stadt und alle ihre Bewohner vernichtete. Man ſieht hieraus, daſs ein Freund des Geheimniſsvollen, der das ſagenreiche Dieng-Plateau aufſucht, reichlich auf ſeine Koſten kommen wird.

Indira Gandhi National Centre for the Arts



Tempelruinen auf dem Dieng-Plateau

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Das Bromofest

Es hatte mehrere Tage entſetzlich geregnet, und die ſchönen Mondſcheinabende, die ich hier in Oſtjava, 6000 Fuſs über dem Meer, in dem prachtvollen Tengergebirge ſo recht aus Herzensluſt hätte genieſsen können, wurden vollſtändig verdorben; morgen aber mochte es gehen wie es wollte, morgen wollte und muſste ich dem Bromofeſt beiwohnen, dem wichtigſten, nur einmal jährlich ſtattfindenden Feſte, der gröſsten Feier des Tenger Bergvolkes.

Es ſah traurig genug aus, als ich mich um neun Uhr zu Bett legte. Indes ſchienen ſich im Lauf der Nacht, als mich das gewohnte Konzert der Dorfköter, die bekanntlich den Anblick des Vollmondes nicht vertragen können, weckte, die Ausſichten gebeſſert zu haben, ſo daſs ich zu hoffen begann.

Um vier Uhr ſprang ich auf — es war hohe Zeit. Draufsen hörte ich die Pferde ungeduldig wiehern, raſch ging es in die Kleider und vor die Thüre — ah! da lag die prächtige Landſchaft im Mondenſchein gebadet, tief drunten, viele tauſend Fuſs unter mir, dehnte ſich die ganze Ebene aus, und in der Ferne lag ſchimmernd wie Silber das Meer, während die herrliche Bergſpitze Ardjuno zur Linken aus ihrem 11000 Fuſs hohen Krater einen blendend weiſsen Dampf emporſandte. Die Luft war eiſig kalt, aber mit vier Anzügen übereinander ging es ganz leidlich. Die Bagage für die lange Tour war bereit, für Eſſen und Trinken hatte der flinke Wirt im Ueberfluſs geſorgt, und die acht kräftigen Tengereſen, die das Vergnügen haben ſollten, die 113 Kilo Pederſen vom Hotel Tenger zur Spitze des Bromokraters zu befördern, ſaſsen zähneklappernd da und warteten auf den Tragſtuhl. Die Pferde waren für zwei Herren beſtimmt, die auch zum Feſte wollten, aber ihre Abfahrt erſt auf eine Stunde ſpäter feſtgeſetzt hatten.

Eine Taſſe warmen Kaffees wurde ſchnell geſchlürft, dann hinein in mein Häuschen, tief zwiſchen Reiſeplaids und Decken vergraben, und fort geht es. Die Kälte treibt meine Träger raſch weiter, bald kommt Humor in die originellen Kerle, und ſchon von weitem fliegt, ſobald ſie eines Arbeiters anſichtig werden, ein kräftiger und ſicher ebenſo ſaftiger Witz, von den übrigen Kulis ſofort durch ein fröhliches Lachen quittiert, ihm entgegen, worauf eine treffende Antwort ſelten ausbleibt.

Weiter geht es bergauf und bergab in Bogen und Krümmungen, die jeden Augenblick die herrlichſten Landſchaften offenbaren. Allmählich tauchen vereinzelte Fuſsgänger und Reiter auf den ſchmalen Querpfaden auf, und vor den Hütteneingängen werden verſchiedene Handelswaren, wie Zuckerrohr, Reis und

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Früchte etc. verpackt, um zum Feſtplatz transportiert und in Deuiten umgeſetzt zu werden. Hoiho! dort kommt von einem Seitenweg ein ganzer Trupp Reiter und Reiterinnen die Böſchung herabgeſprengt. Es ſind Feſtgäſte, die möglichſt zeitig eintreffen wollen, alle in ihrem Feſtgewand und zur Feier des Tages ſogar gewaſchen, was für einen Tengereſen, von welchem boshafte Zungen behaupten, daſs er dieſen feierlichen Akt nur einmal des Jahres, anläſslich des jährlichen Bromofeſtes begeht, ſicherlich nicht wenig beſagen will. Indeſſen wollen wir hoffen, daſs dies Verleumdung iſt und es etliche unter den Tengereſen giebt, die ſich ſogar mehrmals im Monat waſchen.

Zierlich in den Sattel zurückgelehnt, in ſtrammen langen Männerhoſen, die kleidſame lichtblaue Seidenjacke dicht um den Oberkörper geſchloſſen und von einem grellfarbigen Slendang mit groſsen Goldquaſten drapiert, um die Hüften den feinen Sarong, der der gröſseren Bequemlichkeit halber ein wenig aufgeſchürzt iſt, — ſo lenken die hübſchen jungen Tengerweiber, rittlings auf den Pferden ſitzend, mit groſser Sicherheit ihre kleinen munteren Roſſe. Beim Abſteigen wird der Sarong etwas herabgelaſſen, nicht ganz, je nachdem die kleine Kokette durch ihre ſtrammen Beinkleider zu wirken wünſcht.

Das Geſicht, ſonſt achtlos mit Kreide beſchmiert (zum Schutz gegen die Sonne), iſt heute gleichmäſsig und ſorgfältig geweiſst, mit etwas Zuſatz von Rot und Schwarz auf Wangen und Augenbrauen, und das glänzende kohlſchwarze Haar iſt zierlich gekämmt und mit den wertvollſten Schmuckſtücken, die ſeine Beſitzerin ihr eigen nennt, aufgeſteckt.

Die ganze Schar jubelt und ſchreit wild durcheinander, und eine Minute danach ſind die zwölf bis vierzehn Berittenen am Horizonte verſchwunden. Immer mehr folgen nun nach, zumeiſt einzelne Männer mit kleinen, fahnengeſchmückten Reitpeitſchen. Während der Mond ſeinen letzten verzweifelten Kampf gegen den grauenden Tag kämpft, wird der Zuzug längs des Weges immer ſtärker und ſtärker, eine groſse Truppe Verkäuferinnen hat hier behend ihr Zelt aufgeſchlagen, um gegen die Buden auf dem Feſtplatze ſelbſt eine lebhafte Konkurrenz zu eröffnen, und immer neue Reiter, alte und junge, kommen in hellen Scharen herbei, ſteigen beim Anblick des weiſsen Mannes höflich vom Pferde und führen dieſes die ſteile Böſchung des Weges hinan, worauf ſie wieder aufſteigen und bald in der Ferne verſchwinden.

Nach mehrſtündigem Marſch haben wir den oberen Rand des Sandmeeres, den Mongalpaſs, erreicht, und während ich die prächtige Ausſicht auf das groſse Terrain genieſse, beginnt der Abſtieg in die Tiefe, in das Sandmeer, wo die Feſte ſtattfinden. Bald mit ſicheren Füſsen hüpfend, bald vorſichtig und langſam

Indira Gandhi National Centre for the Arts

um die ſteilen Ecken biegend, legen die Kulis den beſchwerlichen Weg zurück, und nur wer wie ich ſich auf die Geſchicklichkeit ſeiner Leute vollſtändig verlaſſen kann, darf es wagen, in ſeinem Stuhle zu bleiben. Aus dem ganzen Sandmeer tauchen nach und nach kleine Punkte auf, die allmählich die Geſtalt von Reitern und Fuſsgängern annehmen; aber ſelbſt, als wir nach einer kleinen Viertelſtunde mühſamen Abſtiegs unten ſind, erſcheinen uns nur die nächſten deutlich erkennbar, während die weiterhin über die unermeſsliche Ebene verſtreuten Gruppen das Ausſehen von Puppenreitern haben.

Nun geht es weiter durch den Sand, eine halbe Stunde Wegs um den kuchenförmigen eigentümlichen Batokberg herum. Hier unten, wo der Platz breit iſt, ſprengt in weitem Umkreis eine Kavalkade nach der andern an uns vorbei, und man hat Gelegenheit, zu bewundern, wie flott die jungen Mädchen ihr Pony durch die Wüſte lenken. Hier kann man reiten lernen.

Am Horizonte erſcheinen nun drei von Bambusſtämmchen geſtützte, ſechsſeitige Blätterdächer, die ſpäter vor der Sonne Schutz bieten ſollen — einſtweilen iſt es hier noch herrlich kühl, ja ſogar kalt. Das eine Dach iſt für die Regentſchaft Paſſoeroean, das andre für die Bezoeki-Stämme. Einige tauſend Menſchen, die unterhalb und um dieſen Fleck gelagert ſind, verlieren ſich in der ungeheuren Wüſte. Maſſen von Reitern kommen noch hinter uns, und dabei iſt es noch nicht acht Uhr. Wir haben jetzt die Krümmung erreicht und nähern uns dem eigentlichen Schauplatze. Mit jedem Schritte, den meine Kulis thun, erſcheint ein Stück mehr von dem Vulkan Bromo, und endlich liegt die ganze Majeſtät, im Sonnenlicht gebadet, vor uns. Ein unvergeſslich herrlicher Anblick! Längs des ganzen Weges, der zum Vulkan hinaufführt, bis zum oberſten Rand des Abgrundes unterſcheide ich ein Gewimmel zollgroſser Figuren. In den höchſten Teil des Berges, der zu ſteil iſt, um ohne Hilfe erklommen zu werden, iſt eine primitive Holzleiter mit 175 hohen Stufen, etwas ſchräg gegen den ſteilen Sandabhang, gelehnt — eine vortreffliche Gelegenheit für zum Schwindel geneigte Leute, hier bedächtig umzukehren. Aber es hilft nichts: wer heute mithalten und ein flotter Kerl ſein will, der muſs einfach hinauf. Die Leiter iſt ebenfalls voll von Leuten, aber in dieſer Entfernung ſind die kleinen weiſsen und ſchwarzen Pünktchen, die man den ganzen Weg hinan und längs des Randes krabbeln ſieht, kaum als Menſchen zu erkennen.

Es ſcheint, daſs das Feſt dieſes Jahr einen beſonders ſtarken Beſuch aufweiſt. Ein Europäer nach dem andern, ja ſogar zwei Damen kommen in Tragſtühlen daher. Wir machen Halt, und während vier Kulis Erlaubnis erhalten, zum Fraſse zu gehen (der Tengereſe iſst nicht, er friſst oder, gelinde geſagt,

Indira Gandhi National Centre for the Arts

er ſtopft ſich den Mund voll), müſſen die übrigen bei meiner transportablen Villa mit Inhalt Wache halten. Ich ſelbſt miſche mich unter die Menge, ſehe mir die Prieſter an und überzeuge mich, ob das alte Väterchen wieder dabei iſt. Richtig, da ſitzt er, der Aelteſte der Schar, und um ihn her auf ihren Matten, durch ein weiſses Sonnenſegel geſchützt und die Beine nach Schneiderart gekreuzt, eine lange Reihe von wohl fünfundzwanzig Prieſtern aus echtem Hindugeblüt, Ueberbleibſel aus Javas groſsen Tagen — höchſt ſonderbare Erſcheinungen in ihrer Prieſterkleidung, die, aus Wolle und Seide bunt gewürfelt und mit einer groſsen Kreuzbinde um die Bruſt, ſtark an die Tracht unſrer Harlekins erinnert. Vor ihnen liegen Geld und Geſchenke für den Bromogott; ab und zu werfen ſie den umherſtehenden Kindern einige Kupfermünzen zu. Mitten unter ihnen thront ihr vorhin erwähnter Neſtor, der die Neunzig überſchritten zu haben behauptet — eine Angabe, welche ſein Ausſehen auch nicht Lügen ſtraft. Immer noch hält er mit und ſtellt ſich getreulich jedes Jahr bei ſeinem Bromogott ein, ihn anflehend, nur »für ein Jahr« noch ruhig zu verbleiben und nicht Tod und Verderben über ſein geliebtes Tengerland, ſein Ein und Alles, auszuſpeien. Und da ſitzt er nun und empfängt Viſiten genau ſo wie die andern Prieſter und hat über dem Kopfe einen ebenſolchen Sonnenſchirm, den ein hinter ihm knieender Diener hält. Nachdem ich mich an den würdevoll poſſierlichen Prieſtern ſattgeſehen, geht es weiter zu den Kaufbuden, wo es lebhaft genug zugeht. Da giebt es Gold- und Silberſachen, Eſs- und Trinkwaren, kurz alles, was das Herz eines Tengereſen begehren kann.

Plötzlich höre ich meinen Namen rufen. Ich wende mich um, nicht wenig erſtaunt, hier in der Wüſte, wo ich es wahrlich am wenigſten erwartet, Bekannte zu treffen. Es iſt mein Freund, der Notar, der Amateurzeichner aus Probolingo, mit einem mächtigen Skizzenbuch unterm Arm. Seine warme Begeiſterung für die Kunſt hatte ihm wieder keine Ruhe gelaſſen, und da war er Hals über Kopf hierher gefahren. Bald ſitzen wir behaglich unter dem dritten kleinen Dach, unter dem im Gegenſatz zu den beiden andern ſogar Wände angebracht ſind. Der flinke Controleur hat uns zuſammen mit dem hier anſäſſigen javaniſchen Wedona dieſe Unterkunft verſchafft. Ein Dutzend Diener wird aufgeboten, um alles herbeizuſchleppen, was ein Sultan oder ein durſtiger Europäer ſich nur wünſchen kann, ein weiteres Dutzend hat die ganze javaniſche Muſik und ein Gamelangſpiel zur Stelle gebracht. Nach kurzer Raſt und wohlthuender Erfriſchung iſt die Zeit gekommen, um den Krater zu beſteigen. Zu Pferde und im Tragſtuhl geht es weiter, und die ganze Prozeſſion, an der Spitze die Prieſter mit den Gaben vor ſich und den Sonnenſchirmen über ſich, bewegt ſich die Anhöhe hinauf bis

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Der Bromo in Thätigkeit; im Hintergrund der Smero

dahin, wo die Treppe beginnt, und von da an hübſch per pedes und ohne rechts und links zu ſchielen bis ganz an den Rand.

Welches Panorama! Vor uns der gewaltige Topf von 800 Fuſs Tiefe, hinter uns das unendliche Sandmeer mit den Tauſenden von ſchwarzen, ſich bewegenden Pünktchen. Der Lärm, der aus der ſchwindelnden Tiefe erbrauſt, wird immer ſtärker und ſtärker; und während es da drinnen ſiedet und wallt, als ob ein ungeheurer Rieſenkeſſel überkoche, ſteigen aus allen Ritzen und Spalten tief unten ſtarke Schwefeldämpfe auf, die, von hier aus geſehen, wie mächtige ſchneeweiſse Wolken erſcheinen. Durch die enorme runde Höhlung blicken wir hinab in die zu unterſt ganz zitronengelb gefärbte Tiefe, den Wohnſitz des groſsen Bromogeiſtes, der es offenbar heute darauf anlegt, ſeinen zahlreichen Gäſten möglichſt zu imponieren. An einer Stelle erweitert ſich der Kraterrand zu einem flachgetretenen Fuſsſteig, und hier zerteilt ſich die Menge, um den Prieſtern Platz zu machen, die nach kurzem Gebet eine Menge Eſswaren, Früchte, Blumen und Geld in den gähnenden Schlund werfen. Die Opfergaben kollern ein Stück der ſteilen Abhänge hinab, bleiben aber dann liegen, und das iſt praktiſch; denn kaum hat die Prozeſſion den Rücken gewendet, als auch die dreiſten Tengereſen, die nur hierauf gewartet haben, die ſchauerlichen Abhänge hinabſetzen. Es iſt ein Anblick, der ſelbſt dem minder Furchtſamen einen Schauer über den Rücken jagt. Ein kleiner Fehltritt nur, und der glühende Schwefelkeſſel empfängt ſein Opfer. Aber der nackte Fuſs des Tengereſen ſteht feſt, die geſchmeidige Geſtalt ſetzt in kleinen Sprüngen hinab, hier mit der Hand, dort mit dem Fuſs an einem unbedeutenden Vorſprung Halt findend, und hat bald mit affenartiger Sicherheit die Stelle erreicht, wo ſie Ernte halten kann. Hier blinkt eine Scheidemünze, dort wieder eine, hier liegt eine ſchöne Frucht, dort etwas Reis. Was der Tengereſe nicht mag, wirft

Indira Gandhi National Centre for the Arts

er ein Stück weiter in den Krater hinab, das mag dann der Gott eſſen; aber was er brauchen kann, das ſchnappt er ſelbſt auf.

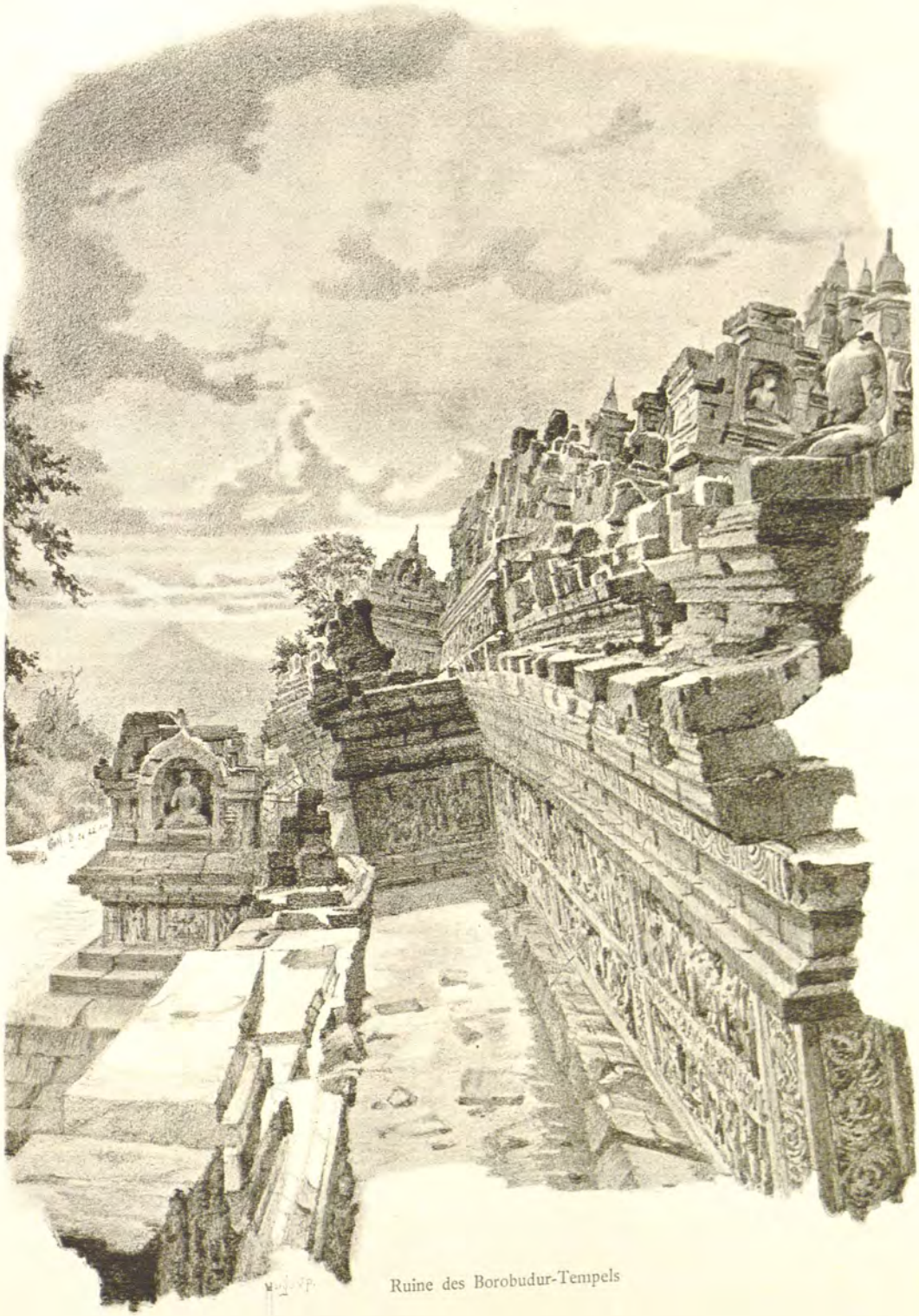
Wir ſehen den Tollkühnen, die ſich bis in die Hälfte des groſsen Keſſels hinabwagen — weiter kann man überhaupt nicht kommen —, ein wenig nach und ſteigen dann wieder die Bergleiter hinab, die einſtweilen um manche Stufe ärmer geworden iſt und im Lauf des Tages ſicherlich deren noch mehrere einbüſsen wird. Holz gehört nämlich auch zu jenen Artikeln, die ein Javaner ſehr gut brauchen kann. Uebrigens, was liegt daran? Ueber ein Jahr iſt ja wieder Bromofeſt, und bei dieſer Gelegenheit läſst die Bevölkerung ohnehin die Leiter erneuern.

Unten angelangt, unternehmen wir eine kleine Forſchungsreiſe über einen Teil der ausgedehnten Ebene.

Das erſte, was uns in die Augen fällt, iſt ein aus dem Krater mitten in die Wüſte geſchleuderter, eigentümlicher Stein mit einer Menge Niſchen und Vertiefungen, in welchen die Weiber kleine Holzſtöſse anzünden, um zu opfern. Ein noch originelleres Schauſpiel bietet ſich nicht weit davon. Hier liegt ein kleiner Hügel aus Stein, Sand und Erde, wohl zwölf Fuſs hoch, um den herum es luſtig zugeht. Die ankommenden Tengereſen nehmen eines der Lava- oder Steinſtücke, mit denen die ganze Wüſte beſät iſt, und werfen es, nachdem in einer Niſche des Hügels ein kleines Opferfeuer entzündet worden, unter lauter Kundgebung irgend welcher Wünſche — deren häufigſte ſind, viele Kinder zu bekommen oder auch »Mandur« (Oberkuli, Aufſeher) zu werden — über den Hügel, der jedoch ſo flach iſt, daſs der Werfende nicht unterſcheiden kann, wo der Stein herabgefallen, oder ob er hoch genug geflogen iſt. In demſelben Augenblicke, wo der Stein geſchleudert wird, läuft der Betreffende ſo raſch als möglich um den ganzen Hügel herum, wobei es darauf ankommt, daſs man von keinem der über den Hügel fliegenden, zahlreichen Wurfſtücke getroffen wird. Gelingt dies, und iſt der Stein jenſeits zur Erde gefallen, ſo geht der Wunſch in Erfüllung, im andern Falle nicht. Es iſt äuſserſt komiſch anzuſehen, mit welchem Ernſte dieſe Prozedur vorgenommen wird. Man kann alte Männer und junge Mütter mit ihren Kindern auf den Armen um den Hügel herumrennen ſehen, wobei die Gefahr, auf dem in kurzem Bogen um die Höhe führenden Weg von einem der nicht gerade kleinen Steine getroffen zu werden, durchaus nicht gering iſt. Aber welche Steinwürfe vertrüge der Aberglaube eines Javaners nicht!

Eine Weile noch vergnügen wir uns daran, das Volksleben zu betrachten, dann bricht ein Teil der Gäſte auf. Es waren etwa 4000 Javaner und 20 Europäer, darunter der Aſſiſtent-Reſident aus Malang mit einem halben Dutzend Controleure

Indira Gandhi National Centre for the Arts

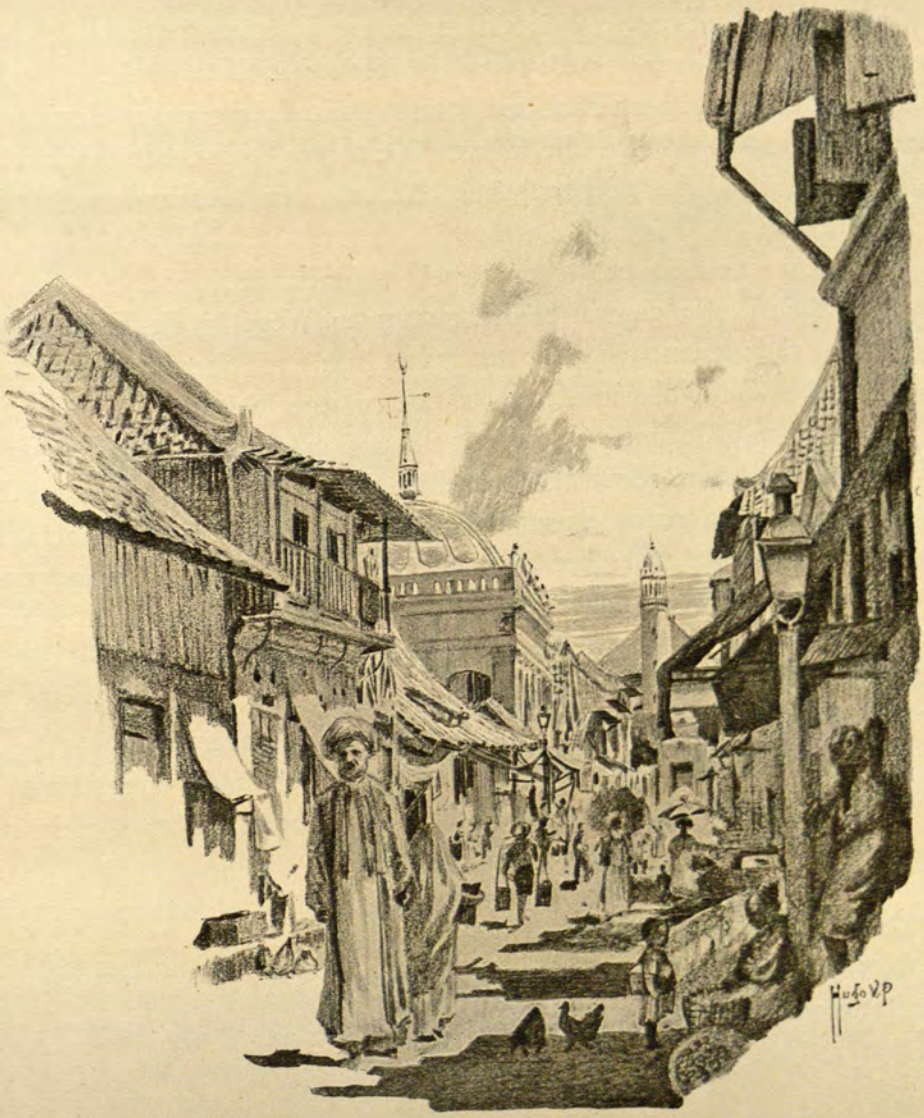


Ruine des Borobudur-Tempels

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

und zwei Damen, die dem Feſte beiwohnten. Unter den Javanern befanden ſich wohl 300 Frauen.

Während wir einen gröſseren Imbiſs zu uns nehmen, treten bereits die meiſten Zuſchauer in Vorausſicht des am Nachmittag ſo ziemlich ſicher zu erwartenden Regens, der es bisher artig unterlaſſen, unſre Freude zu verderben, den Rückzug an. Kurz darauf brechen auch wir auf, unſre obenerwähnten Wirte zu Pferde voran; eine Eskorte von dreiſsig ihrer javaniſchen Unterbeamten bildet den Abſchluſs des Zuges, dem die Gamelangmuſik den Abſchiedsgruſs bringt.



Arabiſcher Campong in Surabaya

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Der Rückweg geht über eine der ſchönſten Partien der ganzen Gegend nach Sukapura, wo die Herren wohnen; unterwegs aber wird in Ngadiſari Halt gemacht und drei Stunden geraſtet, worauf der Zug wieder aufbricht. Ich mit meinen Kulis dagegen bleibe zurück, um hier zu übernachten und dann den nächſten Morgen wieder zu dem Sandmeere zurückzukehren, um es bei Mondſchein zu zeichnen und auch das Bromofeſt-Bild, das ich während des Feſtes nur ſkizziert, zu vollenden.

Am nächſten Morgen um fünf Uhr bin ich wieder dort und genieſse hoch oben vom Wege den prächtigen Anblick des öde und ſtill daliegenden, von Silberlicht übergoſſenen Sandmeeres. Wie ein ungeheurer Schattenriſs ſteht die mittlere Gebirgsgruppe vor mir, nur erhellt von der gigantiſchen Dampfſäule, die ſchneeweiſs und dämoniſch geſpenſterhaft in ſeltſamen Formen langſam zu dem ſternenbeſetzten Himmel emporſteigt, die inneren Wände des Rieſenkeſſels beleuchtend, dieſes gröſsten javaniſchen Schornſteines, der aus dem geheimniſsvollen Erdfeuer aufragt.

Nachdem das Bild bei Mondenſchein skizziert iſt, geht es wieder auf einem zwar ſteilen, aber diesmal breiten und guten Wege in die Tiefe hinab.

Allein nach kaum 500 Schritten bietet ſich uns abermals ein ſeltſamer Anblick. Eine dicke Wolkenmaſſe erhebt ſich an jener Seite, wo der das Sandmeer umſchlieſsende Gebirgsring niedriger iſt, und in wenigen Augenblicken legt es ſich wie ein herrlicher, regelmäſsig gewellter Teppich über das ganze Sandmeer, um ſodann plötzlich emporzuſteigen. Bald ragen nur die Spitzen der hohen Berge und die groſse Schwefelſäule hervor, dann verhüllen ſich auch dieſe, und für einige Minuten iſt alles in einem dichten weiſsen, kalten Nebel verſchwunden. Als er ſich zerſtreut, erſcheinen wiederum die Innenwände des Kraters, nun von den erſten durchbrechenden Sonnenſtrahlen vergoldet und ebenſo wie die Gipfel des hohen Batok von einem wunderſchönen Purpurlicht übergoſſen.

Eine kleine halbe Stunde ſpäter bin ich auf meinem Ausgangspunkte, von wo aus ich ohne Regen und wohlbehalten um drei Uhr nachmittags mein Hotellogis in Ngadiwono erreiche.

Bromos Zaubermacht aber habe ich noch verſpürt, nachdem ich ihm längſt entrückt war. So oft ich ſeiner gedenke, will es mich wie mit magnetiſcher Kraft zu ihm zurückziehen!

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Ruinen des Borobudur-Tempels

Aus dem Lande der tausend Tempel

Der Borobudur-Tempel

Von all den berühmten javaniſchen Tempeln, dieſen Ueberreſten längſt vergangener Zeit, iſt der Tempel Borobudur derjenige, der in der Kunſtgeſchichte den gröſsten Ruf hat und auch für den Fremden das meiſte Intereſſe haben wird. Er liegt in der mit dem Namen »Land der tauſend Tempel« bezeichneten Gegend um Maggelang oder Djokja in der Reſidentſchaft Kadu in Javas Zentrum.

Es ſind nun 86 Jahre her, ſeit Javas damaliger Gouverneur, Sir Stanford Raffles, durch verſchiedene ihm zugegangene Mitteilungen aufmerkſam gemacht, eine gründliche Unterſuchung der groſsen Ruinenfunde in dem Dorfe Boemi-Segoro in Kadu veranlaſste. Dieſe brachte den jetzt ſo berühmten Borobudur ans Tageslicht. Die Regierung lieſs ſpäter den intereſſanten untern Teil der Ruinen ganz ausgraben, ihn aber wieder, aus Furcht vor einem Zuſammenſturze, mit Erde zuwerfen, nachdem zuvor die bloſsgelegten Partien photographiert worden waren.

Dr. Gronemann in Djokja-Karta, der ehemalige vieljährige Leibarzt des dortigen Sultans, ein Mann, der faſt ſein ganzes Leben dem Studium der Tempelruinen geopfert hat, war es, der ſich auch um die Erforſchung des Borobudur am meiſten verdient machte.

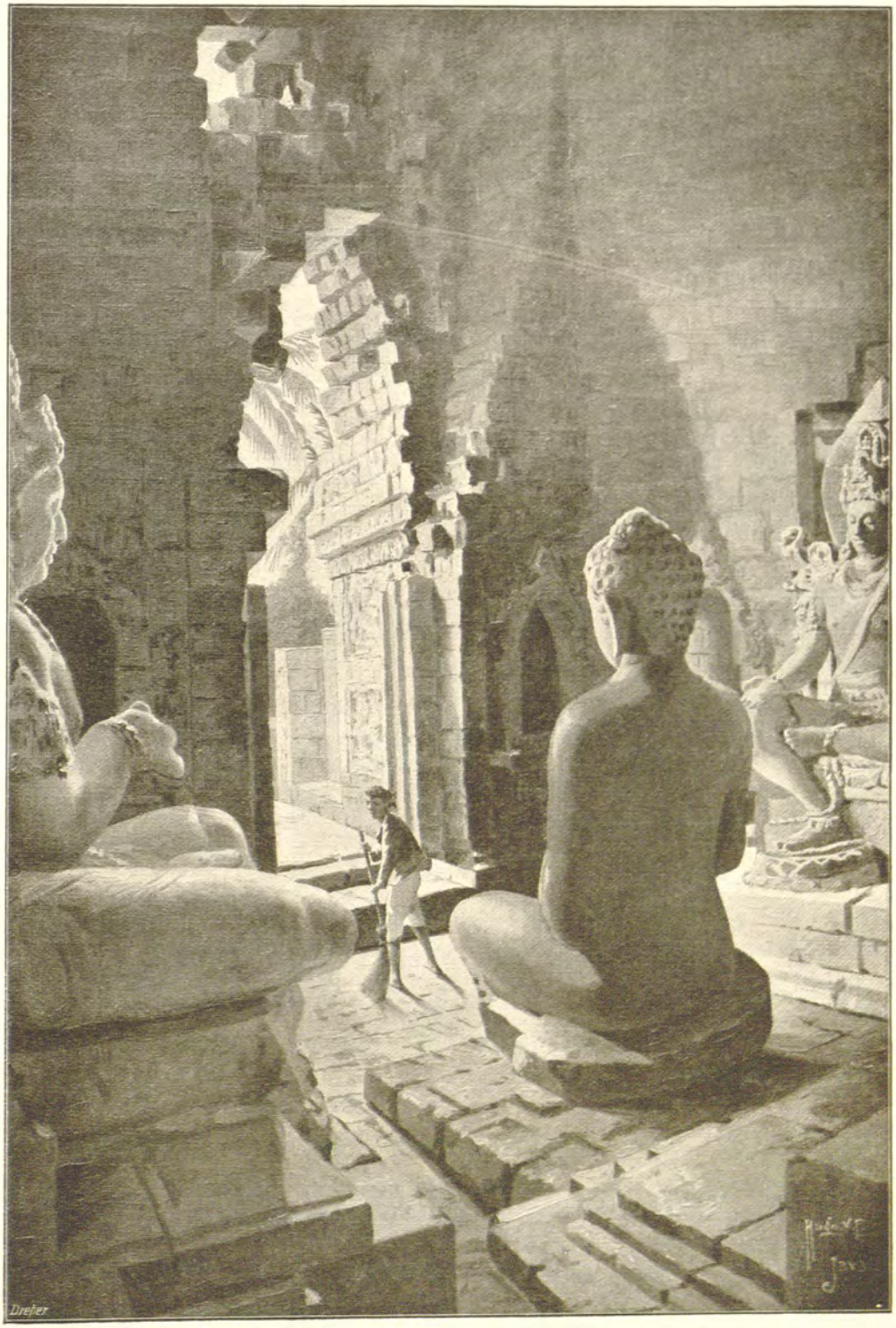
Der Tempel, von rein buddhiſtiſchem Typus, 30 Meter hoch und 151 ½ Meter

Indira Gandhi National Centre for the Arts

lang und breit, liegt 47 Meter über der Landſchaft auf einer Anhöhe und ſcheint aus dem achten oder neunten Jahrhundert zu ſtammen. Fünf baluſtradenartig übereinander aufgebaute Galerien dachen ſich nach oben zu ab und enden in einem 8 Meter hohen Kuppelbau, deſſen Spitze zum Teil abgefallen iſt und in deſſen Innerem ſich eine halb von Kies verſchüttete Buddha-Statue befindet. Die beiden oberſten Galerien ſind mit kleineren glockenartigen Kuppelbauten geſchmückt, deren jeder im Innern eine durch das durchbrochene Mauerwerk auch von aufsen ſichtbare, ſitzende Buddha-Figur beherbergt. Von der Mitte der vier Tempelmauern führen Treppen zu der Spitze der Ruine empor, von der aus man den prachtvollen Sonnenauf- und untergang zu bewundern Gelegenheit hat.

Die gröſste Eigentümlichkeit des Tempels beſteht jedoch in ſeiner Ausſchmückung mit herrlichen Bildwerken in vorzüglich erhaltenem Zuſtande, Darſtellungen aus Buddhas Geſchichte, die an allen Zinnen, Baluſtraden und Galerien angebracht ſind. Das Material des Tempelkoloſſes iſt ausſchlieſslich Stein (Trachyt), und einzig und allein die Art, wie dieſe mit Zacken und Spitzen verſehenen Steine ineinander greifen, hat dem Bau jenen Grad von Solidität verliehen, der es uns ermöglicht, noch heutigentags dieſes Meiſterwerk aus der Hinduzeit in ſeiner urſprünglichen Schönheit zu genieſsen. Iſt es auch bis jetzt unerwieſen, ob jene Gelehrten recht haben, die behaupten, daſs die mächtige Ruine im Innern eine groſse Tempelkammer enthält, die der Gefahr des Einſturzes wegen der Wiſſenſchaft auszugraben verwehrt iſt, ſo bildet dies jedenfalls kein Hindernis für uns, das groſsartige Werk, einen der intereſſanteſten Ueberreſte aus der Zeit des Altertums wenigſtens von aufsen zu bewundern, freilich nicht ohne uns der Furcht entſchlagen zu können, daſs auch dieſer Genuſs nur eine Frage der Zeit ſein kann.

Indira Gandhi National Centre for the Arts



Innere des Mendut-Tempels (Java)

Indira Gandhi National
Centre for the Arts

Die Prambanan-Tempel

So ſchön und impoſant Borobudur iſt, ſo ſcheint ihm ein andrer mächtiger Baukomplex, der aus acht verſchiedenen Tempelpyramiden beſtehende Tjandi Prambanan, faſt den Rang ſtreitig zu machen. Auch hier ſchmücken vorzügliche und ſogar noch beſſer erhaltene Skulpturen die Aufsen- und Innenwände dieſer pittoresken Ruinen, deren Anblick wohl in keiner Beleuchtung entzückender ſein kann, als ſo, wie ich ſie geſehen, in dem Lichte von Javas prachtvoll ſtrahlendem Vollmond.

Dieſen mächtigen Tempelkomplex umgiebt eine Unzahl kleinerer Tempel, unter denen der nahe bei dem Borobudur gelegene Tjandi Mendut, in deſſen viereckigem Spitzbogengewölbe die nach Ausſagen von Fachleuten beſte Buddhafigur des Landes, auf jeder Seite von zwei mächtigen Göttergeſtalten flankiert, ſich befindet, der allerintereſſanteſte iſt. Dieſe Ruine iſt heute der Zufluchtsort unzähliger Vögel, die in ihrem hohen Innendache ihre Neſter gebaut haben.

Nahe dem Prambanan-Tempel liegt der bei dem Erdbeben von 1867 teilweiſe eingeſtürzte Tjandi Sewu — beſtehend aus einem groſsen Haupttempel und 240 kleinen um ihn herumliegenden Ruinen —, deſſen Eingang von koloſſalen Steinfiguren (Raksasas) bewacht wird. Dieſe und viele andre Tempelruinen bilden die groſse Lockſpeiſe für Mitteljavas Altertumsforſcher.

In hiſtoriſcher Beziehung viel unbedeutender, aber in maleriſcher Beziehung von höchſtem Reiz iſt das bei Djokja gelegene ſogenannte Waterkaſteel, über welches der vorhin erwähnte Dr. Gronemann wohl die richtigſte Erklärung giebt, indem er es ein Luſtſchloſs eines der ehemaligen Fürſten Djokjas nennt. Trägt auch dieſe Ruine, die erſt aus dem Jahre 1758 ſtammen ſoll, deutliche Spuren der Einwirkung des Weſtens, ſo hat doch auch ſie ihr Intereſſe und einen gewiſſen Anſpruch auf die Aufmerkſamkeit der Gegenwart. Mit Vorliebe verweilt der Fremde in dem ſchönen Raume, in dem ſeinerzeit der Deſpot die Freuden des Bades genoſs. Nun freilich iſt das Ganze in eine idylliſche Stätte der Ruhe und Einſamkeit verwandelt, aber nimmt man Geſchichte und Phantaſie ein wenig zu Hilfe, ſo läſst ſich noch heute ein ganz andres Bild daraus formen. Die Gärten, Türme und Treppen nehmen wiederum Leben an, und man fühlt ſich aufs neue von dem wunderbaren Zauber vergangener Zeiten bewegt.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Panorama von Salatija

Wijnkoopsbaai

Wenn ich von der überreichen Fülle an romantiſchen und idylliſchen Landſchaften, welche Java mehr als die meiſten Länder der Erde aufzuweiſen hat, noch einige wenige namhaft machen ſoll, ſo müſste unbedingt die draufsen fern am Meer in Javas ſchönſter Landſchaft Preanger liegende Wijnkoopsbaai darunter ſein. Leider iſt es bis heute trotz aller energiſchen Arbeit nicht gelungen, eine Eiſenbahnlinie bis zu dieſem Punkte zu führen, der daher den Europäern auch nur ſehr ſchwer zugänglich iſt. So kommt es denn, daſs in dieſer Gegend das Auftauchen eines »weiſsen Mannes«, geſchweige denn gar einer »weiſsen Dame« ganz bedeutendes Aufſehen erregt.

Vor vielen Jahren lag hier an der Küſte eine anſehnliche Stadt, von der nur noch Ruinen, ein Fiſcherdorf mit einigen zerſtreuten Hütten und ein Paſang Grahan übrig ſind, wo zur Zeit meines Aufenthaltes ein europäiſcher Petroleumquelleningenieur ſeine Wohnſtätte aufgeſchlagen hatte. Nebenbei bemerkt war dieſer Mann an ſich ſchon eines Beſuches wert, da er ſich nicht nur als der liebenswürdigſte Geſellſchafter entpuppte, ſondern auch eine Kenntnis dieſer Gegend beſaſs, die mir während der ſechs Tage meines Aufenthaltes in allerhöchſtem Grade zu Statten kam.

Den Weg von der groſsen Eiſenbahnlinie Javas bis zum Meere legt man auf den ein-, zwei- oder vierſpännigen Wägelchen zurück, die überall an den Stationen zu finden ſind. Trotz der nur eintägigen Fahrt iſt der Kutſcher genötigt, das Geſpann öfters zu wechſeln, ſo daſs die Reiſe ziemlich teuer zu ſtehen kommt; aber dafür bietet ſich auch auf dieſer Strecke eine Fülle von landſchaftlichen Schönheiten, wie ſie nicht leicht anderwärts zu finden iſt.

Ziemlich nahe des Paſang Grahan liegt ein hochintereſſanter alter Friedhof, ein Denkmal aus der Zeit der früheren Gröſse dieſer Gegend, und nur eine halbe Stunde Wegs von dem Fiſcherdorfe bietet ſich uns eine neue Sehenswürdigkeit — eine Reihe höchſt eigentümlicher Grotten, die Tauſenden von Vögeln und Fleder-

Indira Gandhi National Centre for the Arts

ſuchen, ſich niedergelaſſen. Auf einige alte Decken und Lumpen hingeſtreckt, liegen ſie kraftlos da, während ihre nächſten Verwandten, die ſie hierhergebracht, Waſſer aus der Quelle holen und ihre Wunden damit waſchen. Aber auch bei der Bachkrümmung unter den Bäumen ſieht man Gruppen dieſer Unglücklichen beiſammenkauern, alarmiert durch den ungewohnten Anblick von Europäern auf dieſer Stätte des Unglücks, die gewiſs jahrelang keine Fremden geſehen, auf dieſer Stätte, auf der nur der alte Aberglaube des echten Javaners heimiſch iſt, der von Hygiene und ärztlicher Kunſt nichts wiſſen will.

Ueber dieſe ganze Scenerie mit ihrem unvergleichlichen Schönheitszauber wirft der Vollmond ſein Licht, als wollte er der Bilder des Jammers und Elends, die er hier zu ſehen bekommt, ſpotten. Erſt nach mehrſtündigem Aufenthalt, als die übrige Geſellſchaft zum Aufbruch drängt, entſchlieſse auch ich mich, den Heimweg nach dem Paſang Grahan anzutreten.

Eine entſetzliche Tortur bereiteten mir während meines ſechstägigen Aufenthaltes in dieſen Gegenden die Mosquitos, unter denen ich nirgends in Indien ſo ſehr gelitten habe wie in der Gegend der Wijnkoopsbaai, und teuer erkauft ſind die Skizzenblätter, die ich aus den ſchönſten Partien Javas beſitze.

Hafen von Probolinggo (Java)

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Varia

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Die Bezuki-Berge von Probolinggo aus geſehen

Kuriositäten Waſſerfälle etc.

Auſser den eben erwähnten Quellen von Tjiſalok giebt es auf Java auch noch andre Quellen, deren Waſſer nach dem Glauben der Bevölkerung heilkräftige Wirkung beſitzen ſoll. Einer der ſchönſten Badeplätze, von welchem man auch eine herrliche Ausſicht genieſst, iſt der etwa fünf Pal von Malang liegende Badeort Wendit, zu deſſen Gäſten eine Unzahl zahmer heiliger Affen, die in den prachtvollen Bäumen wohnen und ſich unter groſsem Lärm bei jedem Ruf einfinden, ein anſehnliches Kontingent ſtellt.

Ein andrer ſehr maleriſcher Badeplatz — jetzt allerdings faſt Ruine —, der in früheren Zeiten unter den damaligen Sultanen ſicher eine gröſsere Rolle geſpielt hat, liegt nahe bei Modjokerto unmittelbar vor einer alten zerfallenen Moſchee, umgeben von alten Sultangräbern.

Unter den vielen ſchönen Waſſerfällen auf Java, die verhältnismäſsig leicht zu erreichen ſind, behauptet der Toentang-Waſſerfall bei der Station gleichen Namens den erſten Rang. Von der Eiſenbahnſtation Toentang fährt man in der Regel zu dem ſeiner geſunden Lage wegen berühmten Salatiga, das ebenfalls von dankbaren landſchaftlichen Motiven, wie es zum Beiſpiel die Ausſicht von der Soldatenkaſerne iſt, wimmelt. Madion iſt vor allem des chineſiſchen Tempels wegen ſehenswert, der einer der ſchönſten Javas genannt werden muſs.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Etwas über Ost-Java

Wird auch gewöhnlich die Preanger-Gegend als der ſchönſte Punkt auf der Inſel Java bezeichnet, ſo haben doch auch jene Stimmen, die dem öſtlichen Teil Javas den Preis zuerkennen, unſtreitig ihre Berechtigung, und wahrhaftig! die Wahl iſt ſchwer.

Insbeſondere was vulkaniſche Bildungen betrifft, ſteht Oſt-Java unübertroffen da. Man braucht bloſs von dem zauberhaften Probolinggo-Hafen aus einen Blick landeinwärts zu werfen, auf die Kette herrlicher, zum Teile thätiger Vulkane, oder den Weg von Probolinggo nach Bezuki zu wählen und die niedrigen Kalkberge Gunong Bentar zu beſteigen, von denen man den Ausblick auf die Bezuki-Gebirge genieſst. Oder man begebe ſich endlich zu dem entzückenden kleinen Klakah-Meer, einem vulkaniſchen See, deſſen Hintergrund von einem der ſchönſten und lebhafteſten Vulkane Javas, dem Lamongan, gebildet wird. Man beobachte dieſen thätigen Vulkan bei Nacht, wenn er ſeine glühende Lava wie eine Feuerſchlange über die Seiten des Berges hinabſendet, während das Waſſer des Klakah-Sees die ganze Scenerie mit dem ſternenklaren Nachthimmel zurückwirft, und man wird zugeſtehen müſſen, daſs dieſe Gemälde mit dem Schönſten auf Java wetteifern können.

Handelsbarke von Surabaja

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Sandmeer am Bromo

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Indier (Geldwechsler)

Allerhand. Javas Grossstädte. Buitenzorgs botanischer Garten

Die drei gröfsten und wichtigften Städte auf Java find die Hafenftädte Batavia, Surabaja und Samarang. Hier, wo das Gros der in Java angefiedelten Europäer feinen Wohnfitz hat, ift die Lebensweife bewegt und flott. Allerdings bezieht fich diefe Flottheit leider nur auf Equipagen, Pferde, elegante Wohnungen, Diener etc., während die Städte für Kunft und Wiffenfchaft fo gut wie verloren find oder eigentlich, beffer gefagt, noch niemals gewonnen wurden. Die Urfache davon liegt teils in dem Klima, teils in dem

Indira Gandhi National Centre for the Arts

Lebensziel, das ſich der Europäer hier ſteckt und das lediglich darin beſteht, möglichſt viel Geld zu verdienen, um ſodann ſeine Schätze zu ſammeln und nach dem lieben Europa zurückzukehren. Die wenigen, die es vorziehen, ihre letzten Lebensjahre in dem aufreibenden indiſchen Klima zu verleben, ſind entweder Halbbluteuropäer und Halbziviliſierte oder auch ſolche, die zu wenig Mammon zuſammengerafft haben, um in Europa eine entſprechend groſse Rolle zu ſpielen, während ſie ſich hier mit Hilfe ihrer Spargroſchen weit eher mit einem gewiſſen Nimbus der Wohlhabenheit umgeben können.

Dies alles hat zur Folge, daſs das Intereſſe für landſchaftliche Schönheit und edlere Genüſſe nach und nach ausſtirbt und man es förmlich wie ein Wunder des Himmels betrachtet, wenn man eines Tages aus Zufall Aug' in Aug' mit einem Menſchen ſteht, deſſen Herz noch warm für Schönheit und Kunſt zu ſchlagen vermag. Man hört hier manch böſes Wort über die Künſtler des Mutterlandes Holland, die ſich ſo ſelten, ja faſt nie bewogen fühlen, aus der Fülle der hier liegenden Schätze zu ſchöpfen. Die Sache iſt indeſſen, abgeſehen von der allgemeinen finanziellen Künſtlermiſère in ganz Europa, einfach genug. Gerade der Stimmung ſuchende, feinſinnige holländiſche Künſtler fühlt ſich abgeſchreckt durch Indiens brutale Sonnenglut und durch dieſes Volk, das ſo ganz, ſo vollſtändig aufgegangen iſt in der alles andre verſchlingenden Gier nach Geld. — Wer jedoch einmal Gelegenheit hatte, dieſe ſchönen Länder ſo recht kennen zu lernen, dem bietet ſich ein Reichtum an künſtleriſchem Studienmaterial, der alle andern Uebelſtände reichlich wett zu machen vermag.

Malayiſcher Schlangentöter

So birgt beſonders die Stadt Batavia eine Unzahl maleriſcher Schätze, die, wenn auch nicht immer auf offener Straſse liegend, doch leicht aufzuſpüren ſind: alte Moſchee-Ruinen, Gräber und Kurioſitäten aus alter Zeit, Brücken und ſeltſame Gebäude, bei welchen wohl ein jeder Geſchmack auf ſeine Rechnung kommt. So fand ich hier mit Hilfe eines guten Freundes ein ungemein idylliſches Plätzchen,

Indira Gandhi National Centre for the Arts

eine alte Grabruine, in welcher nach Ausſage der Eingeborenen die javaniſche Geliebte eines ehemaligen Gouverneurs ruhen ſoll.

In Surabaja feſſelten mich namentlich das arabiſche Dorf und der Eingang zur Moſchee mit all ſeinem charakteriſtiſch arabiſchen Leben und Treiben, während in Samarang das Viertel der Eingeborenen eine ganz beſondere Fülle an Motiven bietet. In all dieſen Städten iſt natürlich der moderne Teil der am wenigſten intereſſante und zugleich auch, wie es die Miſchung des Modernen mit dem echten Alten ja ſtets iſt, am wenigſten ſchöne.

Nein, wer Java genieſsen will, der vermeide die Halbziviliſation und durchſtreife die Inſel kreuz und quer. Er beſuche Tjilatjap auf der Inſel Noeſa Kembangan mit ſeiner eigentümlichen Höhle, beſuche Magelang und bewundere die Ausſicht auf den Vulkan Sumbing, beſehe Sindangleijas botaniſchen Garten und deſſen Eingang mit dem hohen Gedé-Krater im Hintergrund; aber vor allem, ja vor allem andern verweile er in dem jedermann zugänglichen Buitenzorger Park und botaniſchen Garten nahe bei Batavia, in welchem das Palais des Generalgouverneurs ſteht, einer Stätte, deren Zauber- und Märchenpracht dieſe Feder am wenigſten zu ſchildern im ſtande wäre und an welcher der Weltſchöpfer augenſcheinlich ein- für allemal ſeine ganze Meiſterſchaft erproben wollte. Wenn man all dieſe Plätze geſehen und ſich an ihrer Schönheit geſättigt hat, erſt dann fühlt man es im Herzen, wie ſchwer es wird, der Inſel Java Lebewohl zu ſagen.

Indira Gandhi National Centre for the Arts

-R·HI)
JAVA China
Soc
2210
3000/-
R/86/Soci/198/14

Malayenhäuschen

I G N.C.A. LIB.
86-3204
Deptt of Arts
12-12-86
GOVT. OF INDIA

Indira Gandhi National
Centre for the Arts